Freiburger
Geschlechter
Studien

Geschlechter – Bewegungen – Sport

Ausgabe 23/ 2009

Budrich UniPress Ltd.

Freiburger
Geschlechter
Studien

Geschlechter – Bewegungen – Sport

Ausgabe 23/ 2009

Budrich UniPress Ltd.

Freiburger GeschlechterStudien 23

Herausgeberin der Reihe: *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*)/ Abteilung *Gender Studies*. Herausgeberin der Ausgabe 23: Meike Penkwitt.

Wissenschaftliche Leitung:
Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktion:
Franziska Bergmann, Stephanie Bethmann, Ruth Brand-Schock,
Dr. Ursula Degener, Antonia Eder, Dr. Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani,
Dr. Martina Grimmig, Caroline Günther, Mona Hanafi El Siofi, Antje Harms,
Irmtraud Hnilica, Antonia Ingelfinger, Eva Kästle, Christa Klein, Gertraud Lenz,
Jennifer Moos, Liane Muth, Meike Penkwitt, Dr. Tina-Karen Pusse,
Bettina Schreck, Eva Voß, Andrea Zimmermann.

Öffentlichkeitsarbeit: Susanne Grimm, Meike Penkwitt, Claudia Rohde.
Umschlaggestaltung: Elmar Laubender, Meike Penkwitt.
Satz: Christoph Gebler, Elmar Laubender, Coral Romà Garcia.

Verlag: Budrich UniPress Ltd., Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen-Opladen,
www.budrich-unipress.de.
Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.
Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün, Auflage: 350.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; Detaillierte Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeberin der Reihe zulässig.

ISBN 978-3-940755-37-7 ISSN 0948-9975

©2009 Budrich Unipress Ltd., http://www.budrich-unipress.de/

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 417.

Inhalt

Vorwort 9

Elke Gramespacher
Sport – Bewegungen – Geschlechter 13

Aufsätze zum Thema ‚Geschlechter – Bewegungen – Sport'

Petra Gieß-Stüber
Frauen- und Geschlechterforschung im Sport.
Forschungsfelder, Entwicklungen und Perspektiven 33

Christa Kleindienst-Cachay
„Ich tänzele so zwischen den Kulturen…" –
Chancen und Probleme eines Sportengagements für muslimische
Mädchen und junge Frauen 45

Symposium ‚Fußball und Geschlecht'

Aufsätze zum Symposium und Transkription der Podiums-Diskussion

Claudia Kugelmann / Yvonne Weigelt-Schlesinger
Fußballsozialisation – eine Chance für Mädchen 65

Gabriele Sobiech
Spielen Frauen ein anderes Spiel? –
Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum
durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen 79

Kerstin Botsch
Kein Sommermärchen: Sexismus im Fußball 99

Eva Boesenberg
Fußball – ein Frauensport?
Transatlantische Sportkulturen im Vergleich 117

Podiums-Diskussion ‚Fußball und Geschlecht' 131

Weitere Aufsätze zum Thema ‚Geschlechter – Bewegungen – Sport'

Christina Thurner
Virtuosinnen am Limit –
Zum Sport des weiblichen Körpers im zeitgenössischen Tanz 157

Anke Hertling
Motorisierte Amazonen: Frauen im Autosport 173

Susanne Diehr / Anne Quinkenstein
Queere Perspektiven auf Sport mit Radical/Cheerleading 189

Caroline Günther
Diskriminierung unter dem Deckmantel
von Chancengleichheit und fair play. 205
Beispiele und Überlegungen zum Ausschluss von als ‚intersexuell' kategorisierbaren Menschen aus dem Hochleistungs- und Berufssport – spielerisch verspielt inszeniert.

Ines Geipel
Das Konzept des Hybriden. Doping als Generator des neuen Körpers 227

Franziska Schößler
Arbeit, Medien, Krieg und Sport in der Dramatik Elfriede Jelineks.
Mit einem Seitenblick auf zeitgenössische Wirtschaftsromane 235

Rüdiger Heinze
„Tough Ain't Enough":
Boxen und Geschlecht in Clint Eastwoods *Million Dollar Baby* 249

Filmbesprechungen

Franziska Bergmann
Boxen im Zeichen des Amerikanischen Traums –
Zu Verschränkungen von Identität und Sport in *Rocky I* 265

Irmtraud Hnilica
Bollywood meets Feminism: *Chak de! India* 269

Jennifer Moos und Lina Wiemer
Gaea Girls (2000) Alles nur Show!? – Überlebenskämpfe im Ring 273

Forum

Dinah Steinbrink
10 Jahre Gender Studies in Freiburg – ein Tagungsbericht 281

Rezensionen zum Thema‚Geschlechter – Bewegungen – Sport'

Josefine Paul
Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Analysen und Perspektiven zum Mädchen- und Frauenfußball. 291
Ulrike Röger/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald (2008) Hg. Frauen am Ball. Analysen und Perspektiven der Genderforschung.

Elke Gramespacher
Welche Chancen bietet das Mentoring der Chancengleichheit im Sport? 293
Britt Dahmen (2008) Mentoring und Chancengleichheit im Sport.

Claudia Rohde
Schulqualität mit Gender steigern 296
Elke Gramespacher (2008) Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen.

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Christa Klein
Die Komplexität ist den Menschen zumutbar 301
Rita Casale/ Barbara Rendtorff (2008) Hg. Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung.

Ursula Degener
Wider die Hierarchisierung der Wissensformen? 303
Wetterer, Angelika (2008) Hg. Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge.

Helga Kotthoff
Gender im Gespräch 307
Ruth Ayaß (2008) Kommunikation und Geschlecht.

Eva Voß
Der Traum von Vielfalt 310
Sünne Andresen/ Mechthild Koreuber/ Dorothea Lüdke (2009) Hg. Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur ‚Modernisierung' von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik.

Rezensionen zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society'

Jennifer Moos
Wachgerüttelt 317
Leslie Feinberg (2008) Drag King Träume. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Ekpenyong Ani.

Irina Gradinari
Vorsicht: Schräg! 319
Franziska Bergmann/ Jennifer Moos/ Claudia Münzing (2008) Hg. queere (t)ex(t)perimente.

Lina Wiemer
Gelungen queer 321
Nina Degele (2008) Gender/Queer Studies. Eine Einführung.

Gisela Wolf
Zur Psychodynamik einer analytischen Forschungsarbeit zu „lesbischer Sexualität" 322
Isabella Manuela Torelli (2007) Zur Psychodynamik lesbischer Sexualität.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Diana Baumgarten
Der „traditionelle Vater" – Diskurs oder Wahrheit? 329
Barbara Drinck (2005) Vatertheorien. Geschichte und Perspektive.

Liane Muth
Zeit oder Leben? Plädoyer für eine neue Zeitpolitik 332
Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk/ Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe (2009) Hg. Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien.

Rezensionen zum Thema ‚Herstory'

Franziska Bergmann
Neue Erkenntnisse für die Annemarie-Schwarzenbach-Forschung 339
Alexis Schwarzenbach (2008) Auf der Schwelle des Fremden. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach.

Esther Fischer-Homberger
Leben zwischen Widerstand und Anpassung 341
Dominique Laure Miermont (2008) Annemarie Schwarzenbach. Eine beflügelte Ungeduld. Biografie. Aus dem Französischen von Susanne Wittek.

Ruth Brand-Schock
Hundert Jahre Kampf um gleiche Teilhabe für Frauen – Ziele und gelebte Realität in Frankreich 344
Christine Bard (2008) Die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts.

Britta Voß
Geschlechter(re)konstruktionen im und nach dem Nationalsozialismus 347
Elke Frietsch/ Christina Herkommer (2009) Hg. Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse" und Sexualität im „Dritten Reich" und nach 1945.

Gertraud Lenz
Philosophisch-theologische Überlegungen zu einem anderen Zusammenleben am Paradigma der weiblichen Stadt – eine Buchnotiz 350
Andrea Günter (2007) Welt, Stadt, Zusammenleben. Pluralität und Geschlechterphilosophien.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender Studies'

Stephanie Bethmann
Liebes(v)erklärungen – ein soziologischer Versuch über die Liebe 353
Yvonne Niekrenz/ Dirk Villányi Hg. (2008) LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive.

Irmtraud Hnilica
Archäologie des Foucault-Wissens: Das Foucault-Handbuch zeichnet Leben, Werk und Wirkung des Diskursivitätsbegründers nach 356
Clemens Kammler/ Rolf Parr/ Ulrich Johannes Schneider (2008) Hg. Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung.

Antonia Eder
Der ästhetische Pakt mit dem Mythos 358
Maria Moog-Grünewald (2008) Hg. Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Neue Pauly Supplemente Band 5.

Mona Hanafi El Siofi
Auch wir sind Wessis! 360
Sabine Mannitz (2006) Die verkannte Integration. Eine Langzeitstudie unter Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien.

Annegret Erbes
Die Situation von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt: Eine empirische Untersuchung 364
Christine Färber/ Nurcan Arslan/ Manfred Köhnen/ Renée Parlar (2008) Migration, Geschlecht und Arbeit. Probleme und Potenziale von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt.

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger Geschlechterstudien" im Wintersemester 2009/2010 und Sommersemester 2010
Feminisms Revisited 369

AutorInnen 393

Übersicht über die bisher erschienenen Titel 417

Vorwort

> *Es bewegt sich, wir bewegen uns, wir bewegen uns unaufhörlich, in einer Bewegung, die Stillstand ist, absoluter Stillstand. Wir bewegen uns ja nur, um Stillstand zu erreichen. Permanente Aktivität, die uns doch immer nur Unveränderlichkeit einreden will.*
>
> (Erster Satz aus dem Hörspiel „Sportchor" von Elfriede Jelinek. Der Text wurde am 6.5.2006 in ungekürzter Hörspielfassung veröffentlicht auf Jelineks Homepage: <http://www.a-e-m-gmbh.com/wessely/fschor.htm>)

Ja, wir bewegen uns, immer, unaufhörlich. Das mag gesund erscheinen, hat aber noch andere, prekäre Begleiterscheinungen. Was das mit dem Geschlecht zu tun hat, wird von der österreichischen Schriftstellerin Elfriede Jelinek in ihrem Hörspiel „Sportchor" thematisiert. Und auch wir widmen uns mit dem vorliegenden Band vielfältigen Fragen rund um die Geschlechter und ihre Bewegungen. Da dies nicht nur den Sport im engeren Sinne betrifft, trägt die vorliegende Ausgabe der *Freiburger GeschlechterStudien* mit „Geschlechter – Bewegungen – Sport" einen Titel, der von demjenigen der Veranstaltungsreihe, auf die dieser Band zurückgeht, abweicht. Die Reihe lief im Wintersemester 2008/2009 und im Sommersemester 2009 unter dem Titel „Geschlechtersport – Sportgeschlechter" an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und weiteren Freiburger Veranstaltungsorten, die auf unterschiedliche Kooperationspartner verweisen. So fand beispielsweise das Symposium zum Thema „Fußball und Geschlecht" im Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut) statt, die Filmvorführungen mit den einführenden Vorträgen im Kommunalen Kino (Haus für Film und Literatur Freiburg) und eine Lesung mit Antje Rávic Strubel und Annette Pehnt sowie eine ‚Vorführung' oder auch ‚Ausstrahlung' von Elfriede Jelineks eingangs zitiertem Hörspiel *Sportchor* im Literatur Forum Südwest (ebenfalls Haus für Film und Literatur Freiburg). Veranstaltungsort einer szenischen Lesung in Kooperation mit *Frischfleisch*, der Gruppe für Gegenwartsdramatik am Theater Freiburg, war das Theater Freiburg.

Unterstützt haben die Reihe darüber hinaus auch die Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, das Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg sowie das Institut für Soziologie der Universität Freiburg.

Nachdem wir mit Ausgabe 21 den Titel der Zeitschrift aktualisiert und das Layout überarbeitet haben, steht mit der vorliegenden Ausgabe nun eine weitere Veränderung an: Die *Freiburger GeschlechterStudien* wechseln vom jos fritz verlag, mit dem uns eine lange und produktive Zeit der Kooperation verbindet, zur Budrich Unipress. Gleichwohl wir uns über die Zusammenarbeit mit Barbara Budrich freuen, ist uns der ‚Abschied' vom jos fritz verlag nicht leicht gefallen. Umso mehr schätzen wir uns glücklich, dass wir die Kooperation mit

der Buchhandlung jos fritz im Rahmen unserer Veranstaltungsreihen fortsetzen können.

Fast alle Aufsätze der vorliegenden Ausgabe gehen auf die oben genannte Veranstaltungsreihe zurück.

Dazu gekommen ist ein Aufsatz von Caroline Günther zum Ausschluss von als ‚intersexuell' kategorisierbaren Menschen aus dem Hochleistungs- und Berufssport. Diese Diskriminierung erfolgt, wie Günther deutlich macht, paradoxer- oder auch skandalöserweise unter dem Deckmantel von Chancengleichheit.

Bei den Aufsätzen, die auf das Symposium zurückgehen, gab es leichte Veränderungen in der Autorinnenschaft: So holte sich Claudia Kugelmann bei der Fertigstellung ihres Aufsatzes Unterstützung durch Yvonne Weigelt-Schlesinger und Kerstin Botsch, die zusammen mit Nina Degele vorgetragen hatte, verfasste ihren Aufsatz alleine.

Die Mitschrift der Symposiumsdiskussion stellen wir – wie bereits in Ausgabe 21 „Männer und Geschlecht" – wieder in einer leicht überarbeiteten Fassung zur Verfügung, sie findet sich diesmal am Schluss des Aufsatzteils.

Drei Rezensionen gelten Publikationen zum Thema des vorliegenden Bandes. Außerdem werden ‚Körper in Bewegung' auch im Bericht zur Fachtagung „Gendered Bodies *in Motion*" thematisiert, die im November 2008 anlässlich des 10-jährigen Bestehens der Koordinierungsstelle Gender Studies der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg stattfand.

Im Wintersemester 2009/10 trägt die Veranstaltungsreihe, auf welche die nächste Ausgabe der *Freiburger GeschlechterStudien* zurückgehen wird, den Titel „Feminisms Revisited". Anstoß für diese Reihe war die Ausrufung eines ‚neuen Feminismus', der in den letzten Jahren vielerorts erfolgte. Anders als etwa den ‚Alphamädchen' geht es uns jedoch nicht um eine Abgrenzung gegen frühere Feminismen und gender-orientierte Debatten. Stattdessen soll im Rahmen einer durchaus kritischen, aber gleichzeitig auch wertschätzenden Bestandsaufnahme der Frage nachgegangen werden, wie relevant ‚feministische' Fragen und Herangehensweisen heute noch sind und wohin manche Anstrengungen, vielleicht auch entgegen der ursprünglichen Intention, geführt haben.

Abschließend möchte ich mich bei den oben angeführten KooperationspartnerInnen bedanken. Darüber hinaus natürlich vor allem auch bei den AutorInnen der Aufsätze, der zahlreichen Rezensionen sowie der Einleitung. Bedanken möchte ich mich bei dem Redaktions- und dem Layoutteam sowie auch bei meinen Hilfskräften (Susanne Grimm, bis vor kurzem Sebastian Fritz Wolfram und neuerdings Claudia Rohde), die mich in vielfältiger Weise bei der Herausgabe des vorliegenden Bandes unterstützen. Dem Rektor der Universität, Prof. Dr. Hans-Jochen Schiewer danke ich für die Unterstützung sowohl der Veranstaltungs- als auch der Schriftenreihe und insbesondere auch für die Übernahme der Druckkosten. Und *last but not least* danke ich ‚unseren' beiden Verlagen, zum einen dem jos fritz verlag für die zurückliegenden gemeinsamen Jahre, zum

anderen Barbara Budrich, mit der wir die Zusammenarbeit mit diesem Band begonnen haben.

Meike Penkwitt Freiburg, im September 2009

Elke Gramespacher

Sport – Bewegungen – Geschlechter

Der Themenband *Geschlechter – Bewegungen – Sport* widmet sich dem Verhältnis von Geschlechtern und Sport, genauer: den verschiedenen Sport- und Bewegungsarten, und zwar aus einer gendertheoretischen Perspektive. Was aber ist denn eigentlich *Sport* aus einer wissenschaftlichen Perspektive?

Auf den ersten Blick könnte angenommen werden, dass eine wissenschaftliche Disziplin, die sich mit dem Gegenstand *Sport* beschäftigt, ein klar umrissenes Forschungsgebiet bearbeitet. Auch wenn aus einer alltagstheoretischen Perspektive eine solche Vorstellung nahe liegend erscheinen mag, kann sich eine wissenschaftliche Disziplin, die den Gegenstand *Sport* fokussiert, aus zwei Gründen nicht auf ein eindeutiges Forschungsgebiet beziehen: Erstens ist das, was im Alltag als *Sport* bezeichnet wird, bei genauerer Betrachtung ein sehr facettenreiches Phänomen. Die Elemente des beobachtbaren Sports lassen sich vor allem in den Ausprägungen Leistungssport, Schulsport und Gesundheitssport verorten. Entsprechend unterscheiden sich in diesen Feldern die Verhaltensweisen, die Funktionen sowie die Zielsetzungen des Sporttreibens. Zweitens ist anzumerken, dass *die Sportwissenschaft* nicht existiert – vielmehr handelt es sich um die Sportwissenschaft*en*. Sie bestehen aus vielen Teildisziplinen, die ihre Wurzeln in ganz unterschiedlichen Mutterwissenschaften haben (zum Beispiel in der Medizin, Psychologie, Philosophie, Geschichtswissenschaft, Erziehungswissenschaft, Soziologie – oder auch in den Gender Studies). Das bedeutet, dass das facettenreiche Phänomen Sport in den Sportwissenschaften aus einer Vielzahl von verschiedenen (mutter-)wissenschaftlichen Perspektiven – und z.B. die Trainingswissenschaft auch aus deren interdisziplinären Zusammenhängen – betrachtet, beforscht und (re-)konstruiert wird. Unstrittig aber ist in allen sportwissenschaftlichen Zugängen zum Untersuchungsgegenstand Sport, dass Körper das zentrale Medium des Sports bilden.

Körper bewegen sich im Sport, und/oder Körper bewegen Sportgeräte und/oder Körper werden im Sport bewegt. Durch die omnipräsente Körperlichkeit im Sport kommt das biologische Geschlecht (Kategorie *sex*) unmittelbar zum Tragen. Im Sport werden Weiblichkeit und Männlichkeit im sozialen Sinne – also im Sinne der Kategorie *gender* – alltagstheoretisch mit der Körperlichkeit – also

mit der Kategorie *sex* – direkt verbunden. Die Verbindung der kategorialen Einteilung in *sex* und *gender* manifestiert sich im Sport in vielfältiger Weise – nicht nur in den sportdisziplinspezifischen Anforderungen, sondern auch in den sportdisziplinspezifischen Exklusionen, die Mädchen und Frauen in der Geschichte des Sports auf der Basis sportimmanenter Argumentationen immer wieder erfahren haben.

> Es waren sowohl naturwissenschaftliche Argumente über die unterschiedlichen konstitutionellen Voraussetzungen der beiden Geschlechter als auch die Vorstellung von zwei naturhaft unterschiedlichen Wesen mit polaren Geschlechtscharakteren und grundverschiedenen naturhaften Lebenswegen, mit denen Mädchen und Frauen der Zugang zum Turnen und Sport lange Zeit verwehrt wurde. Nicht selten wird der Sport in diesem Zusammenhang auch als eine machtvolle Reproduktions- und Inszenierungsstätte traditioneller männlicher Geschlechterstereotype beschrieben (vgl. Messner 1985, Connell 1990). (Hartmann-Tews/ Rulofs 2004, 564)

Aus den vielfältigen Verbindungen zwischen Sport und Geschlecht und der daran gekoppelten Dominanz der Männlichkeit im Sport haben sich für Mädchen und Frauen im Sport folgende Segregationsmerkmale ergeben:

1. Die Festlegung auf bestimmte Sportarten – zum Beispiel Rhythmische Sportgymnastik.
2. Die Herausbildung alternativer Sportarten durch auf die Kategorie Geschlecht bezogenen Regelwerke, wie zum Beispiel das aus dem Baseball entstandene Softball, die nicht nur zur Entwicklung von *Sondersportarten für Frauen* führt, sondern auch mit Bewertungen beziehungsweise mit Abwertungen verknüpft sind: Zum Beispiel wird das US-amerikanische Baseball der Männer als *Sport*, der Softball der Frauen aber als *Spiel* bezeichnet (vgl. Spille 2006, 39).
3. Die Exklusion aus bestimmten Sportarten – zum Beispiel hat der Deutsche Fußballbund den Fußballvereinen von 1955 bis 1970 verboten, Mädchen und Frauen zu unterstützen.

Geschlechtsbezogene Segregationen spielen primär im Leistungssport eine Rolle: Gebunden an das biologische Geschlecht werden im Leistungssport grundlegend unterschiedliche Höchstleistungen in den meisten Fällen differenziert nach Geschlecht bewertet (der Reitsport bildet beispielsweise eine Ausnahme). Begründet wird diese geschlechtsbezogene Differenzierung damit, dass es ohne sie bei den meisten Sportarten zu einem scheinbar *unfairen* Leistungsvergleich käme. Eine solche geschlechtsbezogene Differenzierung ist also mit den leistungsorientierten, und für die einzelne Sportart beziehungsweise Sportdisziplin idealisierten Vorstellungen verknüpft, die als *naturgegeben* betrachtet werden, weil sie scheinbar biologisch begründbar sind. Für die Legitimierung geschlechtsbezogener Segregationsprozesse wird zudem die ethisch-moralische Leitvorstellung des Leistungssports – die *Fairness* – herangezogen.

Diese solchermaßen begründeten und festgelegten Vorstellungen beschreiben zugleich die für die Sportart beziehungsweise Sportdisziplin gültigen übergeordneten Werte beziehungsweise Normen und transportieren so eine angegliederte geschlechtsbezogene und sozial geteilte Darstellung darüber, wer diese Sportart beziehungsweise Sportdisziplin auf welche Weise und mit welchen Zielen ausübt oder ausüben darf. Und so fließen diese Vorstellungen auch in die sozial ausgehandelten Regelwerke sportbezogenen Handelns. Unreflektiert verschmelzen im Sport somit die Kategorien *sex* und *gender* zu einem ethisch-moralisch legitimierten Amalgam, das in seiner Konsequenz die Zuschreibungen einzelner Sportarten beziehungsweise Sportdisziplinen zu *gender* mit sich bringt.

Diese Vorstellungen und Normen, die im Kern aus den leistungssportlichen Kontexten stammen, vermittelt die Sportpresse der Gesellschaft, und zwar anhand entsprechender Bilder über die Sportarten oder Sportdisziplinen (Rulofs 2003). Und so beeinflussen die geschlechtsbezogenen Werte und Normen des Leistungssports die allgemeine Orientierung an einer scheinbar biologisch bestimmten körperlichen Leistungsfähigkeit als Kategorie für geschlechtsbezogene Unterscheidungen im Sport – mithin allgemeine Vorstellungen über einen *richtigen und aus Gründen der Fairness geschlechtsbezogen segregierten Sport*.

Es waren die geschlechtsbezogenen Segregationen im Sport, die die SportwissenschaftlerInnen dazu veranlasst haben, in den 1970er-Jahren die sportwissenschaftliche Frauenforschung zu begründen. Sie wollten die geschlechtsbezogenen Segregationen nicht nur benennen, sondern damit auch den Mädchen und Frauen einen Weg bahnen, sportbezogene Defizite im Sinne der Emanzipation aufzuholen. Die sportsoziologischen Studien von Sabine Kröner (1976; 1993) spielen in diesem Kontext eine große Rolle. Der sportdidaktische Geschlechterdiskurs hat diesen Ansatz etwa für die Entwicklung mädchenparteilicher Konzepte genutzt. Beispielhaft hierfür steht die Arbeit von Heidi Scheffel (1996), in der sie eine *feministische Sportpraxis* begründet.

Seit den 1990er-Jahren fokussieren die Studien der sportwissenschaftlichen – jetzt: Geschlechterforschung – die Differenz zwischen Jungen und Mädchen beziehungsweise zwischen Männern und Frauen im Sport. Diese Studien nehmen auch das Konzept *doing gender* von Stefan Hirschauer (1994) auf. Die zentrale Fragestellung der empirischen Studien entwickelte sich also dahingehend, wie die Herstellung der Geschlechterdifferenzen im Sport begünstigt wird. In diesem Kontext ist der Forschungsverbund Nordrhein-Westfalen *Soziale Konstruktion von Geschlechterverhältnissen im Sport* beispielhaft hervorzuheben (Hartmann-Tews et al. 2003). Die Frage nach der sozialen Konstruktion im Schulsport und nach den auf dieser Konstruktion basierenden geschlechtsbezogenen sozialen Ungleichheiten hat auch die schulsportbezogene Studie von Gramespacher (2008) geleitet. Einige Befunde dieser Studie stellt der folgende Teil 1 vor.

Vorab jedoch sei noch erwähnt, dass die sportwissenschaftliche Geschlechterforschung – auch, weil sie sich an ihrer Mutterwissenschaft Gender Studies orientiert – seit einiger Zeit intersektionale Perspektiven aufgreift. In diesem Kontext ist zum Beispiel das Forschungsprogramm von Christa Kleindienst-Cachay (2007) zu nennen, das die Situation von *Mädchen und Frauen mit*

Migrationshintergrund im organisierten Sport fokussiert. Der Sammelband *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen* (Gramespacher/ Feltz 2009) bezieht ebenfalls intersektionale Perspektiven ein, indem er die vielgestaltigen aktuellen Bewegungs-, Spiel- und Sportkulturen von Mädchen aus theoretischer und aus sportpraktischer Perspektive sichtbar macht.

1 Schulsport und Geschlecht

Im Schulsport spiegeln sich die im Leistungssport verankerten, mehrheitlich geschlechtsstereotypen Annahmen. Auch wenn der Erziehungsauftrag *Erziehung zum Sport* auf den ersten Blick nahe legt, den Sportunterricht an Vorstellungen eines *richtigen Sports, mithin geschlechtsbezogen segregierten Sports* zu orientieren, so ist doch gerade im Schulsport die Übernahme des leistungssportorientierten Anforderungsprofils der zu vermittelnden Sportarten und den daran gekoppelten geschlechtsbezogenen Vorstellungen nicht unbedingt notwendig. Der Schulsport soll zwar zu Bewegung, Spiel und Sport erziehen. Aber er soll die SchülerInnen auch *durch Bewegung, Spiel und Sport erziehen*. Auf einer solch breiten Basis spielt die Kategorie *sex* im Schulsport also eine weit geringere Rolle als im Leistungssport. Im Schulsport erscheint die Überwindung geschlechtsstereotyper Vorstellungen, wie sie im Leistungssport entstehen, also möglich. Wenngleich der Körper (Kategorie *sex*) auch im Schulsport omnipräsent ist, so besteht doch gerade im Schulsport die Chance, den Körper nicht auf seine Funktion als *Bewegungsapparat* zu reduzieren. Vielmehr kann und sollte (im Übrigen auch aus sport- sowie aus geschlechterpädagogischen Gründen) der Körper als unmittelbarer Träger sozialer Bedeutung, Intentionen und Folgen – und damit auch als Träger der sozialen Bedeutung von Geschlecht (Pfister 2003) – den SchülerInnen bewusst – mithin verfügbar – werden. Diese Zielsetzung bringt die Notwendigkeit mit sich, den Schulsport geschlechtergerecht zu gestalten. Es geht also darum, dass Mädchen und Jungen chancengleich Zugang zu Bewegung, Spiel und Sport erhalten und alle SchülerInnen durch Bewegung, Spiel und Sport erzogen werden können. Eine solche sportpädagogische Forderung ist im Sinne des Gender Mainstreamings an Schulen und wird dann nicht möglich, wenn durch die fachdidaktische Gestaltung des Schulsports geschlechtsbezogene soziale Ungleichheiten begünstigt werden.

Ein Ziel der Studie *Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung* (Gramespacher 2008) bestand darin, die empirisch nachweisbaren geschlechtsbezogenen sozialen Ungleichheiten im Schulsport systematisch aufzuzeigen. Es sollten also all diejenigen Stellen benannt werden, die geschlechtsbezogene soziale Ungleichheiten im Schulsport begünstigen. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden unter anderen diejenigen Sportlehrkräfte der Haupt-, Realschulen und Gymnasien in Baden-Württemberg, die zugleich in der Funktion der Fachbereichsleitung Sport tätig sind, schriftlich befragt. Zur Auswertung lagen N=317 Fragebögen vor (Sportlehrerinnen: n=114; Sportlehrer: n=203). Die Sportlehrkräfte sind im Schnitt 48,8 Jahre alt (SD 8,1), und sie haben alle ein sportwis-

senschaftliches Studium absolviert. In der Funktion der Fachbereichsleitung Sport sind sie durchschnittlich seit 11,5 Jahren tätig (SD 9,7).

Da die empirische Studie all diejenigen Aspekte, die die Geschlechtergerechtigkeit im Schulsport begünstigen, erfassen sollte, wurde in Anlehnung an gängige Schulqualitätsmodelle das in Abbildung 1 dargestellte Modell zu einer geschlechtsbezogenen Schulsportqualität entwickelt. Auf der Basis dieses Modells wurde der Fragebogen für die Sportlehrkräfte gestaltet. Dieser Fragebogen nimmt die zentralen Aspekte zur Organisation und zur fachdidaktischen Gestaltung eines geschlechtssensiblen Sportunterrichts auf (Fragebogen: siehe bei Gramespacher 2008, 257 ff).

Input-Qualität

Orientierungs-Qualität

Professionalisierung

- Genderkompetenz der Sportlehrkräfte
- Wahrnehmung geschlechtsbedingter Belastungssituationen

Struktur-Qualität

Schulexterne Rahmenbedingungen

- Gleichverteilung der Personalressourcen
- Genderbezogener Auftrag im Bildungsplan
- Gleichverteilung der Stundenkontingente

Schulinterne Rahmenbedingungen

- Geschlechtsbezogene Aspekte:
  im internen Sportcurriculum
  und/oder
  im Schulsportprogramm
- Gleichverteilung der außerunterrichtlichen Ressourcen

⬇

Prozess-Qualität

- Selektionsfunktion geschlechtssensibel gestalten
- Qualifikationsfunktion geschlechtssensibel gestalten
- Legitimationsfunktion geschlechtssensibel gestalten
- Ziele geschlechtssensibel formulieren
- Inhalte auf geschlechtssensible Ziele abstimmen
- Methoden geschlechtssensibel auf Sportgruppe abstimmen
- Leistungsbewertung geschlechtssensibel gestalten
- Konzepte der reflexiven Koedukation umsetzen

⬇

Output-Qualität

Kurzfristige Output-Qualität

- Interaktionen und Verhalten im Schulsport, die geschlechtsbezogene soziale Ungleichheiten unter den SchülerInnen vermeiden
- Partizipation aller SchülerInnen am Schulsport

Langfristige Outcome-Qualität

- Etablierung des lebenslangen Lernens
- Etablierung eines sport- und bewegungsaktiven Lebensstils

Abb. 1: Schulsportqualität und Gender (in Anlehnung an Fried 2003).

Prinzipiell lässt sich die geschlechtsbezogene Qualität des Schulsports an der Input-Qualität, die sich aus der Orientierungs-Qualität und der Struktur-Qualität zusammensetzt, an der Prozess-Qualität, sowie an der Output-Qualität des Schulsports messen. In dieser Studie sind die kurzfristig messbaren Indikatoren der Output-Qualität als Absichtserklärung in die Prozess-Qualität einbezogen worden, die langfristigen Indikatoren der Output-Qualität (hier: Outcome) konnten nicht im Querschnitt erhoben werden.

Um die geschlechtsbezogene Input-Qualität im Detail abschätzen zu können, sind prinzipiell die Professionalität der Sportlehrkräfte und deren Wahrnehmung der Belastungen, die sich durch die fachlich bedingten Verhaltensmuster der SchülerInnen ergeben (Orientierungs-Qualität), ebenso einzubeziehen wie die schulexternen und schulinternen Rahmenbedingungen des Schulsports (Struktur-Qualität). Um zu sehen, wie geschlechtssensibel Schulsport an den Schulen der Sekundarstufen I und II realisiert wird, sind auf der Prozess-Ebene die Ziele, Inhalte, Methoden des Schulsports ebenso relevant wie der Umgang mit der Koedukation beziehungsweise mit den mädchen- und jungenparteilichen Konzepten. Diese Aspekte bestimmen die geschlechtsbezogene Prozess-Qualität des Schulsports. Die Output-Qualität bildet einen Indikator dafür, ob die Input- und die Prozess-Qualität hinreichend geschlechtssensibel gestaltet wurde.

Die gesammelten Befunde zu der Input- und Prozess-Qualität finden sich bei Gramespacher (2008, 181 ff). Dieser Beitrag gibt in den folgenden Teilen 1.1 bis 1.3 einige ausgesuchte Befunde zur geschlechtsbezogenen Output-, Input- und Prozess-Qualität im Schulsport.

1.1 Geschlechtsbezogene Output-Qualität des Sportunterrichts

Die Sportlehrkräfte wurden befragt, welches Verhalten sie bei ihren Schülerinnen und Schülern im Sportunterricht beobachten. Die folgende Tabelle 1 zeigt, was Sportlehrkräfte diesbezüglich angeben, wie sie also die Output-Qualität des Sportunterrichts in einer geschlechtsbezogenen Perspektive einschätzen. Dabei wurde die Antwortoption *kein Unterschied* bewusst eingeräumt, um auch solche Wahrnehmungen, die nicht geschlechtsbezogen differenzieren, aufzunehmen.

Tab. 1: Verhalten der SchülerInnen im Schulsport beobachtet und berichtet von Sportlehrkräften (N=317).

Beispiel-Items	**Jungen**	**Mädchen**	**Kein Unterschied**
Aggression ist primär beobachtbar bei…	n=274 85,6%	n=1 0,3%	n=45 14,1%
Desinteresse ist primär beobachtbar bei...	n=7 2,2%	n=198 61,9%	n=115 35,9%
Die eigenen Interessen setzen primär durch...	n=160 51%	n=20 6,4%	n=134 42,6%
Interesse an Leistungssport zeigen primär…	n=163 51,9%	n=9 2,9%	n=142 45,2%
Respektlos gegenüber Sportlehrkräften sind primär…	n=101 34,7%	n=8 2,7%	n=182 62,5%

Die Befunde zeigen, dass die Sportlehrkräfte Aggression, Durchsetzung der eigenen Interessen, Interesse am Leistungssport primär bei den Jungen wahrnehmen. Ebenfalls fällt auf, dass vorwiegend die Jungen als respektlos wahrgenommen werden, wenn die Sportlehrkräfte diesbezüglich einen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen angeben. Desinteresse am Sportunterricht sehen die Sportlehrkräfte primär bei den Mädchen.

Die Befunde entsprechen den Ergebnissen der Interaktionsstudie von Schmerbitz et al. (1997), die die Interaktionsmuster unter SchülerInnen in Sportunterricht wie folgt beschreiben: Die Jungen artikulieren ihre Interessen deutlich und zeigen geringe Sensibilität für die Wünsche der Mädchen und der leistungsschwachen Sportschüler. Die Jungen nehmen Sportgeräte selbstverständlich an sich und aus ihrem demonstrierten Wissen darüber, dass sie den Mädchen körperlich und motorisch überlegen sein könnten, wird dominantes, bisweilen aggressives Verhalten. Im Schulsport passen sich die „Mädchen (…) den Jungen an und ordnen sich unter“ (Schmerbitz et al. 1997, 32). Ihr Bewegungs- und Sozialverhalten ist im koedukativen Schulsport eher zurückhaltend und passiv. Im geschlechtshomogenen Sportunterricht hingegen sind die Mädchen primär bei freien Spiel- und Bewegungsformen experimentierfreudig. Das Problem, das sich hieraus ergibt, besteht in der subtilen (Re-)Produktion des Systems der Zweigeschlechtlichkeit im Sportunterricht.

Die Output-Qualität des Sportunterrichts birgt geschlechtsbezogene soziale Ungleichheiten. Daher sind im Folgenden die Input- und die Prozess-Qualität des Sportunterrichts hinsichtlich ihres Beitrages zu einer solchen Output-Qualität zu betrachten.

1.2 Genderkompetenz der Sportlehrkräfte

Die *Professionalität* der Sportlehrkräfte ist für die geschlechtsbezogene Input-Qualität von zentraler Bedeutung. Von ihr hängt nicht nur ab, wie die ebenfalls der Input-Qualität zugehörigen Strukturen – die schulinternen und schulexternen Rahmenbedingungen des Schulsports – gedeutet und genutzt werden. Vielmehr geht aus der Professionalität auch die Prozess-Qualität hervor. Um Schulsport auf professionelle Weise geschlechtergerecht zu gestalten, müssen die Sportlehrkräfte genderkompetent sein.

Genderkompetenz ist eine Schlüsselkompetenz (Metz-Göckel/ Roloff 2002). Sportlehrkräfte gelten als genderkompetent, wenn sie informiert sind über die Bedeutung der Kategorie Geschlecht im Schulsport sowie über geschlechterpädagogische Konzepte und geschlechterpolitische Programme, also wenn sie Genderwissen haben. Zudem sind genderkompetente Sportlehrkräfte sensibel für geschlechtsbezogene Aspekte im Schulsport. Hierzu zählt unter anderem, dass sie die Rolle ihres eigenen Geschlechts in Bezug auf Sport und Schulsport reflektiert haben. Schließlich setzen genderkompetente Sportlehrkräfte ihr Genderwissen in entsprechendes fachdidaktisches Handeln um (Palzkill/ Scheffel 2008).

Gramespacher (2008) hat die Sportlehrkräfte über den Zusammenhang von Gender Mainstreaming und Sport/Schulsport befragt. Hierüber sind sie nach eigenen Aussagen bislang kaum informiert. Sie interessieren sich aber für dieses Thema, wobei das Interesse bei den Sportlehrerinnen signifikant stärker ausgeprägt ist als bei ihren Kollegen. Die gymnasialen Sportlehrkräfte zeigen das deutlichste Interesse für den Zusammenhang von Gender Mainstreaming und Sport/Schulsport, und sie haben darüber hinaus das vergleichsweise größte Interesse für die inhaltliche Diskussion zu geschlechtsbezogenen Zielen und deren Umsetzungsmöglichkeiten im Sportunterricht. Diese schulformbezogene Unterscheidung zwischen Sportlehrkräften an Gymnasien, Real- und Hauptschulen verwundert wenig: Die gymnasialen Sportlehrkräfte haben vergleichsweise viel Genderwissen, da sie sich im Referendariat signifikant häufiger mit geschlechtsbezogenen Fragen beschäftigt haben als ihre KollegInnen der Haupt- und Realschulen. Fried (2003, 19 f) verdeutlicht unter Bezugnahme auf die Befunde aus der Einstellungsforschung,[1] dass gerade während der beiden ersten Ausbildungsphasen der LehrerInnenbildung die Einstellungen der AnwärterInnen mit nachhaltiger Wirkung verändert werden können. Folglich ist es in den beiden ersten (Aus-)Bildungsphasen – dem sportwissenschaftlichen Studium und dem Referendariat im Fach Sport – sinnvoll und wichtig, geschlechtsbezogene Themen systematisch zu erarbeiten, so dass angehende Sportlehrkräfte Genderwissen aneignen – mithin eine gesicherte Basis für Genderkompetenz bilden.

Summa summarum reicht die Genderkompetenz der Sportlehrkräfte, die wesentlich ist für eine geschlechtergerechte *Input-Qualität* des Schulsports, bislang kaum hin für eine geschlechtssensible Gestaltung des Schulsports. Zudem mangelt es an konkreter Unterstützung durch schulinterne und schulexterne Curricula und/oder Vorgaben, die die fachdidaktische Planung des geschlechts-

sensiblen Schulsports unterstützen (vgl. Gramespacher 2008, 186 ff; hierauf verweist auch Heidi Scheffel: vgl. Gramespacher/ Feltz 2009a, 135). Diese strukturelle Schwäche im System des Schulsports können die Sportlehrkräfte aufgrund ihrer bisher eher mangelhaften Genderkompetenz nicht kompensieren. So entsteht ein Gefüge in der Input-Qualität, das sich perpetuiert und im Wesentlichen dazu beiträgt, dass die geschlechtsbezogene Schulsportentwicklung von innen heraus nicht möglich erscheint.

1.3 Koedukation im Schulsport – zentrales und zugleich überschätztes Moment geschlechtergerechter Prozess-Qualität

Die *Prozess-Qualität* für geschlechtssensiblen Schulsport beschreibt insgesamt *alle* zentralen Bestandteile, die bei der Planung, Durchführung und Reflexion von geschlechtssensiblem Unterricht relevant sind: Die Zielsetzung, die Bestimmung der Inhalte, der Methoden, der Umgang mit der Leistungsmessung sowie der Umgang mit der Koedukation und mit den geschlechterpädagogischen Konzepten im Schulsport. Die seit Mitte der 1970er-Jahre geführte sportwissenschaftliche Koedukationsdebatte (zum Beispiel Alfermann 1992; Gieß-Stüber 2001; Kugelmann 1997; Kugelmann et al. 2006; Wolters 2002) wie auch die empirische sportwissenschaftliche Koedukationsforschung (Gieß-Stüber 1993; Faulstich-Wieland/ Horstkemper 1995; Schmerbitz et al. 1997) zeigen deutlich, dass die Frage der Gestaltung geschlechtssensiblen Schulsports nicht von der Frage zu trennen ist, ob der Schulsport gemischtgeschlechtlich oder geschlechtshomogen – also koedukativ oder nicht koedukativ – durchgeführt wird.

Koedukation wird häufig mit *Koinstruktion*, das heißt mit dem Unterrichten von Jungen und Mädchen, das geschlechtsbezogene Aspekte nicht berücksichtigt, verwechselt; und Koedukation wird oft als Alleinstellungsmerkmal für geschlechtergerechten Schulsport eingestuft – mithin deutlich überschätzt. Bei einer im Sinne von Geschlechtergerechtigkeit verstandenen Koedukation steht eigentlich folgende fachdidaktische Frage im Zentrum: *Welche SchülerInnen – Jungen, Mädchen, sportschwache SchülerInnen, sportstarke SchülerInnen etc… – profitieren von welcher geschlechtsbezogenen Konstellation im Sportunterricht in welcher Hinsicht?* So betrachtet geht es in der sportwissenschaftlichen Koedukationsdebatte eigentlich um das Konzept der *Reflexiven Koedukation* (Faulstich-Wieland 1991), also um eine geschlechtergerechte Prozess-Qualität, die sämtliche fachdidaktischen Entscheidungskategorien (Wahl der Ziele, Methoden, Inhalte… und so weiter) einbezieht.

Reflexive Koedukation bedeutet, Sportunterricht so zu gestalten, dass für SchülerInnen keine geschlechtsbezogenen sozialen Benachteiligungen entstehen, mithin alle SchülerInnen vom Schulsport profitieren. Dieses Kriterium basiert auf Geschlechtssensibilität, leitet alle sportpädagogischen, methodisch-didaktischen und inhaltlichen Entscheidungen und hat somit entscheidenden Einfluss auf die geschlechtsbezogene Prozess-Qualität des Sportunterrichts. Dem Konzept Reflexive Koedukation liegt die Annahme zu Grunde, dass alle SchülerInnen dieselben Entwicklungspotenziale haben. Die Anerkennung der

individuellen Interessen und Schwerpunkte sowie eine möglichst umfassende Förderung aller Potenziale erschließen den SchülerInnen Erfahrungs- und Handlungsräume, ohne dass bei den SchülerInnen Identitätskonflikte provoziert werden. Identitätskonflikte könnten bei den SchülerInnen zum Beispiel auch dann entstehen, wenn ihnen solche geschlechterpädagogischen Konzepte aufgedrängt werden, mit denen sie nicht einverstanden sind (Wolters 2002). Faulstich-Wieland und Horstkemper (1995) haben aufgezeigt, dass SchülerInnen die Trennung der Geschlechter, die ein Element geschlechterpädagogischer Konzepte bildet, bisweilen als Verstärkung der Unterscheidung der Geschlechter wahrnehmen. Im Kern geht es bei der Reflexiven Koedukation um die Balance zwischen Dramatisierung und Entdramatisierung von Geschlecht (Faulstich-Wieland 2000). Um eine solche Balance zu erreichen, wirken auf der Ebene der Prozess-Qualität zum Beispiel die Veränderung der Interaktionskultur in Richtung Individualisierung und einer methodisch-didaktischen Differenzierung, bezüglich der Input-Qualität wirkt beispielsweise eine Umgestaltung der curricularen Vorgaben und die Aufnahme der Reflexiven Koedukation in der Schulsportentwicklung (Schmerbitz/ Seidensticker 1998). Welchen Stellenwert aber hat Koedukation im Sportunterricht aus der Sicht der Sportlehrkräfte?

Gemischtgeschlechtlich unterrichtet wird im Sportunterricht in Baden-Württemberg in den Jahrgangsstufen 5 (84,3%), und 6 (56,4%), und auch in den Jahrgängen 12 und 13 der Sekundarstufe II (je 73,9%). Die Einschränkung auf diese vier Jahrgangsstufen ist zwar den baden-württembergischen curricularen Vorgaben geschuldet; dass aber in der Jahrgangsstufe 6 bereits nur etwas mehr als die Hälfte der Sportklassen koedukativ unterrichtet werden, ist in Baden-Württemberg nicht curricular vorgegeben, also aus bildungspolitischer Sicht nicht zwingend. Das Konzept Reflexive Koedukation kann auf diese Weise im Sportunterricht nur bedingt umgesetzt werden, da die SchülerInnen in den Jahrgangsstufen 6 beziehungsweise 7 bis 11 Sportunterricht sehr häufig oder auch ausschließlich in geschlechtshomogenen Kontexten erfahren. Um zu untersuchen, was die befragten Sportlehrkräfte mit Koedukation verbinden, wurden sie gefragt, warum sie sich an ihrer Schule dazu entschieden haben, koedukativ zu unterrichten. Die Frage nach der Begründung für die Koedukation ist auch wichtig, da – wie gesagt – die curricularen Vorgaben in Baden-Württemberg in den Jahrgangsstufen 5/6 und 12/13 nicht zur Koedukation verpflichten.

Auf die Frage nach der Begründung der Koedukation geben 74,8% der Sportlehrkräfte[2] an, dass Koedukation *aus organisatorischen Gründen* umgesetzt werde. Das allgemeine pädagogische Ziel des *sozialen Umgangs mit- und untereinander* behandeln die Sportlehrkräfte dieser auf Organisation abzielenden Argumentation gegenüber nachrangig, wenngleich es in dieser allgemeinen Formulierung auch Zustimmung findet (66,4%). Das fachliche Ziel, das darin besteht, die *Erweiterung der Bewegungskompetenzen durch Koedukation zu fördern*, bildet hingegen ein marginales Argument für Koedukation im Sportunterricht (17,6% Zustimmung zu *Um Bewegungskompetenzen von Mädchen zu erweitern*; 14,1% Zustimmung zu *Um Bewegungskompetenzen von Jungen zu erweitern*).

In der Regel wird im Sportunterricht aus organisatorischen Gründen koedukativ durchgeführt. Dies weist darauf hin, dass Koedukation in der Praxis eher als Koinstruktion verstanden wird, und dass Sportlehrkräfte die Chancen der Reflexiven Koedukation kaum wahrnehmen. Sie sehen die Möglichkeiten, die Koedukation bezüglich der fachlichen Aspekte des Sportunterrichts bringt, tendenziell nicht und nur bedingt diejenigen, die sich mit der Koedukation hinsichtlich des sozialen Lernens ergeben. Solange die Organisation das zentrale Motiv für das koedukative Unterrichten im Schulsport bildet, wird die Prozess-Qualität des Schulsports nicht systematisch geschlechtergerecht gestaltet werden.

1.4 Verbesserung geschlechtsbezogener Schulsportqualität durch ein Konzept der Vielfalt?

Die Beachtung der sozialen Kategorie Geschlecht alleine reicht für eine geschlechtsbezogene Schulsportqualität nicht aus. Mädchen beziehungsweise Jungen bilden keine homogenen Gruppierungen (Hagemann-White 1984): So gibt es zum Beispiel sportstarke und sportschwache Schülerinnen sowie sportstarke und sportschwache Schüler. Daher schlage ich vor, bei der Entwicklung fachdidaktischer Konzepte, die einen geschlechtssensiblen Schulsport in den Blick nehmen, ein über die soziale Kategorie Geschlecht hinausweisendes *Konzept der Vielfalt* anzustreben.

Zuerst hat Annedore Prengel (1995) das Anliegen der pädagogischen Vielfalt ausformuliert. Prengel fokussiert in ihrem Konzept der *Pädagogik der Vielfalt* (1995) drei Kategorien sozialer Ungleichheit: Ethnie, Gender und Körper. Sie bezieht zwar die Kategorie Milieu implizit ein, meines Erachtens aber ist die Kategorie Milieu in einem solchen Konzept noch deutlicher hervorzuheben. Daher wäre das Konzept der Intersektionalität (Winker/ Degele 2009) im (sport-)pädagogischen Diskurs aufzunehmen (näheres hierzu bei Gramespacher/ Feltz 2009b). Neben diesen vier Kategorien sozialer Ungleichheit ist jedoch in schulpädagogischer Perspektive auch das sozialkonstruktivistische Konzept *Doing Pupil* (Kampshoff 2000) in den Blick zu nehmen. *Doing Pupil* weist darauf hin, dass die sozialen Ungleichheiten in der Schule sich bei der Aufgabenerfüllung *SchülerIn zu sein* verschiedentlich auswirken können, zum Beispiel bezüglich der sozialen und der fachlichen Kompetenzen und auch bei der Leistungserbringung. Bei der Entwicklung des *Konzepts der Vielfalt* geht es neben diesen grundlegenden Kategorien sozialer Ungleichheiten an Schulen auch darum – und im Sinne einer geschlechtsbezogenen Prozess-Qualität umso mehr –, alle fachdidaktischen Entscheidungen auf alle relevanten Kategorien sozialer Ungleichheit zu beziehen. Und schließlich sind im Kontext der Schule auch die Funktionen der Schule zu berücksichtigen – dies sind die Legitimations-, die Selektions- und die Qualifikationsfunktion (näheres hierzu bei Gramespacher 2006; 2008, 40 ff).

Die drei für Schule und Unterricht, für Schulsport und Sportunterricht grundlegenden Ebenen – allgemeine und schulbezogene soziale Ungleichhei-

ten, fachdidaktische Aspekte und Schulfunktionen – sind nicht nur für einen geschlechtergerechten, sondern auch und gerade für einen allgemein integrierenden Schulsport relevant. Hierbei kann es zwar nicht das Ziel sein, die Kategorie *sex* und/oder die Kategorie *gender* aufzulösen oder unsichtbar zu machen. Aber ein solches – im Detail noch zu entwickelndes (allererste Ideen finden sich etwa bei Gramespacher 2008, 226 f; zum Diskurs zum *Umgang mit Vielfalt* in der Schulsportforschung siehe bei Miethling/ Krieger 2006) – *Konzept der Vielfalt* birgt meines Erachtens die Chance, die Perspektive des *Undoing Gender* (Hirschauer 2001) systematisch aufzunehmen.

Um ein solch komplexes *Konzept der Vielfalt* in der Schulsportentwicklung zu entfalten und umzusetzen, müssen die Sportlehrkräfte nicht nur genderkompetent sein. Vielmehr sollten sie offen sein für Binnendifferenzierungen und für die gesamten Rahmenbedingungen. Erstere sind etwa geprägt durch die sport- und bewegungsbezogenen Interessen und Möglichkeiten der SchülerInnen oder durch deren sport- und bewegungsbezogenen Leistungsoptionen, die gesamten Rahmenbedingungen beziehen neben den gesamten curricularen Vorgaben zum Beispiel auch die regionalen sportbezogenen Bedingungen ein. Aufgrund dieser Komplexität ist es sicher sinnvoll, die Entwicklung eines *Konzeptes der Vielfalt* professionell zu begleiten. Das heißt, dass zum Beispiel in schulsportbezogenen Fortbildungen die Fragen des Umgangs mit Vielfalt aufgenommen werden sollten, und dass etwa im Sinne der regionalen Schulsportentwicklung (Schierz/ Thiele 2003) die Konzepte konkret für die einzelne Schule zu formulieren sind.

2 Zu den Aufsätzen im Themenband *Geschlechter – Bewegungen – Sport*

Der erste Hauptbeitrag des Themenbandes stammt von der Freiburger Sportwissenschaftlerin **Petra Gieß-Stüber**. Sie erörtert die „Forschungsfelder, Entwicklungen und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung im Sport". Hierbei fokussiert sie auf historische, inhaltliche und forschungsmethodische Aspekte der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. Damit stellt Petra Gieß-Stüber diejenige sportwissenschaftliche Teildisziplin vor, auf der der Diskurs um *Geschlechter – Bewegungen – Sport* fußt.

Christa Kleindienst-Cachay stellt mit ihrem Beitrag „‚Ich tänzele so zwischen den Kulturen…' – Chancen und Probleme eines Sportengagements für muslimische Mädchen und junge Frauen" Befunde aus ihrem Forschungsprogramm vor, und sie bezieht auch intersektionale Perspektiven ein. Christa Kleindienst-Cachay zeigt auf, inwiefern die Beteiligung der Muslima am leistungsbezogenen Wettkampfsport die Entwicklung der jungen Frauen fördert.

Die folgenden vier Hauptbeiträge widmen sich dem Thema *Fußball und Geschlecht*. Diese Beiträge standen im Kontext des gleichnamigen Symposiums, das mit einer Podiumsdiskussion abgeschlossen wurde. **Claudia Kugelmann** und **Yvonne Weigelt-Schlesinger** haben den Beitrag „Fußballsozialisation – eine Chance für Mädchen" verfasst. Die Autorinnen zeigen auf, welchen Gewinn Mädchen aus ihrer Beteiligung am Fußball ziehen, aber auch welche Barrieren sich den Mädchen im Fußball stellen. Sie leiten aus ihren Befunden ein mäd-

chenparteiliches Konzept für den Mädchenfußball ab. Der zweite Beitrag zum Thema *Fußball und Geschlecht* mit dem Titel „Spielen Frauen ein anderes Spiel? – Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen" stammt von der Freiburger Sportsoziologin **Gabriele Sobiech**. Sie erörtert ihre These, Frauenfußball weise im Vergleich mit Männerfußball bedeutsame Unterschiede auf. Im Mittelpunkt ihrer Beobachtungen steht das von ihr audiovisuell festgehaltene Zweikampfverhalten im Frauenfußball (Raumkämpfe). Gabriele Sobiech kommt zu dem Schluss, dass bei Raumkämpfen im Frauenfußball häufig ein *gegnerisches Miteinander* zu beobachten ist. Im Beitrag „Kein Sommermärchen: Sexismus im Fußball" präsentiert **Kerstin Botsch** das Freiburger Forschungsprojekt „PFIFF/Projekt Freiburger Intersektionale Fußball-Forschung", das Nina Degele leitet. Dieser Beitrag thematisiert unter anderem die öffentlich präsenten Unterscheidungen zwischen Männer- und Frauenfußball, die sich zum Beispiel an der medialen Darstellung festmachen lassen. Auf der strukturellen Ebene etwa beschreibt Kerstin Botsch Unterscheidungen im System der SpielerInnenprämien, und sie weist auf den *Fahrstuhleffekt* (sensu Beck 1986, vor allem 121-160) hin, der beispielsweise beim Ansteigen der Preisgelder im Frauenfußball und im Männerfußball zu beobachten ist: Zwar steigen die absoluten Summen jeweils *eine Etage höher*, der Unterschied jedoch bleibt bestehen. In ihrem Beitrag „Fußball – ein Frauensport? Transatlantische Sportkulturen im Vergleich" zeigt die Kulturwissenschaftlerin **Eva Boesenberg** kulturelle Eigenheiten des Fußballspiels. Sie vergleicht hier den deutschen mit dem US-amerikanischen Frauenfußball. Dabei legt sie auch einen Fokus auf die Destabilisierungs- und Entwicklungspotenziale für geschlechtsbezogene Vorstellungen, die sich im Frauenfußball ergeben. Sie fordert für kulturvergleichende Studien die Berücksichtigung intersektionaler Perspektiven. Das Symposium „Fußball und Geschlecht", aus dem die vier Beiträge von Claudia Kugelmann und Yvonne Weigelt-Schlesinger, Gabriele Sobiech, Kerstin Botsch sowie von Eva Boesenberg stammen, wurde mit einer Podiumsdiskussion abgeschlossen. Diese Podiumsdiskussion hat das Team der *Freiburger GeschlechterStudien* im Themenband unter dem Titel „Fußball und Geschlecht" dokumentiert.

Die Theaterwissenschaftlerin **Christina Thurner** setzt sich mit „Virtuosinnen am Limit – Zum Sport des weiblichen Körpers im zeitgenössischen Tanz" auseinander. Sie geht davon aus, dass der zeitgenössische Tanz hinsichtlich seines Anspruchsniveaus mit dem Leistungssport zu vergleichen ist. Auf dieser Basis diskutiert Christina Thurner, inwiefern sich im zeitgenössischen Tanz eine Annäherung in den Darstellungen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit ergibt.

Anke Hertling liefert einen sporthistorischen Beitrag mit dem Titel „Motorisierte Amazonen: Frauen im Autosport". Die Autorin räumt auf mit dem Mythos, der Motorsport sei ein Männersport. Sie zeigt an ausgewählten Beispielen (unter anderen Elisabeth Junek), dass Frauen bereits in den Anfängen des Motorsports erfolgreich partizipiert haben.

In ihrem Beitrag „Queere Perspektiven auf Sport mit Radical/Cheerleading" stellen die Autorinnen **Susanne Diehr** und **Anne Quinkenstein** eine

Demonstrationsform vor, die Elemente der Sportart Cheerleading aufnimmt. Die Autorinnen deuten das Radical/Cheerleading als *drag* (sensu Butler 1991), also als eine im Mainstream verhaftete, und zugleich das kritisierte Moment selbst (re-)produzierende Handlung.

Auf essayistische Weise stellt **Caroline Günther** in ihrem Beitrag „Diskriminierung unter dem Deckmantel von Chancengleichheit und fair play" Folgendes heraus: Fairness und Chancengleichheit bilden im Sport zwar den ethisch-moralischen Code, tragen aber beide nicht zu einer geschlechtsbezogenen Chancengleichheit im Sport bei.

Das Thema „Konzept des Hybriden. Doping als Generator des neuen Körpers" bearbeitet **Ines Geipel** – auch aus der Perspektive der einstigen Leistungssportlerin. Die Autorin war DDR-Leistungssportlerin im Staffellauf, und sie hat sich intensiv und kritisch mit dem Thema Doping im Sport befasst. Ihre These in diesem Beitrag ist, das Konzept der Körperoptimierung sei überholt vom Konzept der Körperprogrammierung – und Ines Geipel führt aus, was dies für den Elitesport bedeutet.

Sowohl die Autorin **Franziska Schößler** („Arbeit, Medien, Krieg und Sport in der Dramatik Elfriede Jelineks. Mit einem Seitenblick auf zeitgenössische Wirtschaftsromane") als auch der Autor **Rüdiger Heinze** („‚Tough Ain't Enough' – Boxen und Geschlecht in Clint Eastwoods *Million Dollar Baby*") legen in ihren Beiträgen Sekundäranalysen vor. Sie beziehen sich dabei auf solche Werke aus Literatur und Film, die den Sport thematisieren. Franziska Schößler analysiert unter anderem das *Sportstück* von Elfriede Jelinek; und Rüdiger Heinze befasst sich mit den Geschlechterdarstellungen des Filmes *Million Dollar Baby*.

An die Hauptbeiträge schließen drei Filmkommentierungen zu den drei Filmen *Rocky I* (**Franziska Bergmann**), *Chak de! India* (**Irmtraud Hnilica**) und *Gaea Girls* (**Jennifer Moos** und **Lina Wiemer**) an. Alle Kommentierungen fokussieren auf die jeweiligen Männlichkeits- beziehungsweise Weiblichkeitsvorstellungen, die im je filmisch präsentierten Sport (Boxen, Hockey und Wrestling) transportiert werden.

Im an die Filmkommentierungen anschließenden Forum des Themenbandes findet sich ein Bericht von **Dinah Steinbrink** zur Jubiläums-, Fach- und Arbeitstagung ‚Gendered Bodies *in Motion*'. Auch diese transdisziplinäre Tagung stand im Diskurs *Geschlechter – Bewegungen – Sport*; und es sei an dieser Stelle gestattet, auf den in der Folge dieser Fachtagung entstehenden Sammelband ‚Gendered Bodies *in Motion*' (Degele et al., in Vorbereitung) hinzuweisen.

Die den Themenband abschließenden Rezensionen sind thematisch geordnet. Zuvorderst finden sich drei Buchbesprechungen zum Thema *Geschlechter – Bewegungen – Sport*: Erstens rezensiert **Josefine Paul** *Frauen am Ball* (Röger et al. 2008), zweitens bespricht **Elke Gramespacher** *Mentoring und Chancengleichheit im Sport* (Dahmen 2008), und drittens rezensiert **Claudia Rohde** *Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung* (Gramespacher 2008). Die weiteren Buchbesprechungen sind dem Thema des Themenbandes nicht im engeren Sinne zuzuordnen, aber auch sie fokussieren auf zentrale Dimensionen der Gender Studies.

Anmerkungen

1 Fried (2003) verweist auf die Studien von Winitzky und Barlow (1998) sowie von Ennis, Cothran und Loftus (1997).
2 N=263, Mehrfachantworten waren möglich.

Literatur

Alfermann, Dorothee (1992) Koedukation im Sportunterricht. *Sportwissenschaft* 22(3): 323-343.

Beck, Ulrich (1986) *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Dahmen, Britt (2008) *Mentoring und Chancengleichheit im Sport*. Köln: Sport & Buch Strauß.

Degele, Nina/ Sigrid Schmitz/ Marion Mangelsdorf/ Elke Gramespacher (in Vorbereitung) *Gendered Bodies in Motion*. Opladen: Budrich UniPress Ltd..

Ennis, C./ D. Cothran/ S. Loftus (1997) „The influence of teachers' educational beliefs on their knowledge organization." *Journal of Development in Education* 30/1997: 73-86.

Faulstich-Wieland, Hannelore (1991) *Koedukation – enttäuschte Hoffnungen?* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Faulstich-Wieland, Hannelore (2000) „Dramatisierung vs. Entdramatisierung von Geschlecht im Kontext von Koedukation und Monoedukation." *Hochschulreform und Geschlecht*. Hg. Sigrid Metz-Göckel/ Christa Schmalharf-Larsen/ Eszter Belinski. Opladen: Leske + Budrich, 196-206.

Faulstich-Wieland, Hannelore/ Marianne Horstkemper (1995) *„Trennt uns bitte, bitte nicht!" Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht*. Opladen: Leske + Budrich.

Fried, L. (2003) „Dimensionen pädagogischer Professionalität." [Themenheft] *Die Deutsche Schule* 95 (Beiheft 7): 7-31.

Gieß-Stüber, Petra (1993) „‚Teilzeit-Trennung' als Mädchenparteiliche Maßnahme. Bericht über einen Unterrichtsversuch in einer Gesamtschule." *Brennpunkte der Sportwissenschaft* 7(2): 166-187.

Gieß-Stüber, Petra (2001) „Koedukation." *Handbuch Sportpädagogik*. Hg. Herbert Haag/ Alfred Hummel. Schorndorf: Hofmann, 307-313.

Gramespacher, Elke (2006) „Schule, Geschlecht und Schulsport." *Handbuch Sport und Geschlecht*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 190-199.

Gramespacher, Elke (2008) *Gender Mainstreaming in der Schul(sport-)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen*. Saarbrücken: VDM.

Gramespacher, Elke/ Nina Feltz (2009) Hg. *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen*. Immenhausen: Prolog.

Gramespacher, Elke/ Nina Feltz (2009a) „Heidi Scheffel bezieht Position(en) – ein Interview." *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen*. Hg. Elke Gramespacher/ Nina Feltz. Immenhausen: Prolog, 133-139.

Gramespacher, Elke/ Nina Feltz (2009b) „Mädchen sind nicht gleich Mädchen

– intersektionale Perspektiven in der sport- und bewegungswissenschaftlichen Geschlechterforschung." *Bewegungskulturen von Mädchen – Bewegungsarbeit mit Mädchen*. Hg. Elke Gramespacher/ Nina Feltz. Immenhausen: Prolog, 7-18.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.

Hartmann-Tews, Ilse/ Petra Gieß-Stüber/ Marie-Luise Klein/ Christa Kleindienst-Cachay/ Karen Petry (2003) Hg. *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*. Opladen: Leske + Budrich.

Hartmann-Tews, Ilse/ Bettina Rulofs (2004) „Sport: Analyse der Mikro- und Makrostrukturen sozialer Ungleichheit." *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendiek. Wiesbaden: VS, 564-569.

Hirschauer, Stefan (1994) „Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit." *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 46: 668-692.

Hirschauer, Stefan (2001) „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung." *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie: Geschlechtersoziologie (Sonderheft)* 41: 208-235.

Kampshoff, M. (2000) „Doing gender und doing pupil – erste Annäherungen an einen komplexen Zusammenhang." *Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung*. Hg. Doris Lemmermöhle/ Dietlind Fischer/ Dorle Klika/ Anne Schlüter. Opladen: Leske + Budrich, 189-204.

Kleindienst-Cachay, Christa (2007) *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport*. Baltmannsweiler: Schneider.

Kröner, Sabine (1976) *Sport und Geschlecht: eine soziologische Analyse sportlichen Verhaltens in der Freizeit*. Ahrensburg: Czwalina.

Kröner, Sabine (1993) *Annäherungen an eine andere Bewegungskultur: Abschlussbericht des Modellprojektes Kultur- und Bildungszentrum für Körper, Bewegung und Sport von Mädchen und Frauen in Tecklenburg-Brochterbeck*. (In Zusammenarbeit mit der Deutschen Sportjugend). Pfaffenweiler: Centaurus.

Kugelmann, Claudia (1997) „Koedukation im Sportunterricht – 20 Jahre Diskussion und kein Ende abzusehen." *Und sie bewegt sich doch! Sportwissenschaftliche Frauenforschung – Bilanz und Perspektiven*. Hg. Ulrike Henkel/ Sabine Kröner. Pfaffenweiler: Centaurus, 179-212.

Kugelmann, Claudia/ Ulrike Röger/ Yvonne Weigelt (2006) „Zur Koedukationsdebatte: Gemeinsames oder getrenntes Sporttreiben von Jungen und Mädchen." *Handbuch Sport und Geschlecht*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 260-274.

Metz-Göckel, Sigrid/ Christine Roloff (2002) Gender als Schlüsselkompetenz. *Journal für Hochschuldidaktik* 13(1): 7-10.

Miethling, Wolf-Dietrich/ Claus Krieger (2006) Hg. *Zum Umgang mit Vielfalt als sportpädagogische Herausforderung*. Hamburg: Czwalina.

Palzkill, Birgit/ Heidi Scheffel (2008) „Train the teacher – Geschlechterkompetenz im Sportunterricht." *Beruf: Sportlehrer/in*. Hg. Wolf-Dietrich Miethling/ Petra Gieß-Stüber. Hohengehren: Schneider, 163-178.

Pfister, Gertud (2003) „Die Balance der Differenz – Inszenierungen von Körper und Geschlecht im Sport (1900 bis 2000)." *Menschenbilder im Sport*. Hg. Michael Krüger. Schorndorf: Hofmann, 197-234.

Prengel, Annedore (1995) *Pädagogik der Vielfalt: Verschiedenheit und Gleichberechtigung in interkultureller, feministischer und integrativer Pädagogik*. 2. Auflage. Opladen: Leske + Budrich.

Röger, Ulrike/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald (2008) *Frauen am Ball. Analysen und Perspektiven der Genderforschung*. Hamburg: TrendSportWissenschaft.

Rulofs, Bettina (2003) *Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? Eine Analyse der Berichterstattung zur Leichathletik WM 1999*. Butzbach-Griedel: Afra.

Scheffel, Heidi (1996) *MädchenSport und Koedukation: Aspekte einer feministischen SportPraxis*. Butzbach-Griedel: Afra.

Schierz, Matthias/ Jörg Thiele (2003) „Qualitätsentwicklung im Schulsport. Hintergründe, Tendenzen, Probleme." *sportunterricht* 52(8): 229-234.

Schmerbitz, Helmut/ Wolfgang Seidensticker/ Gerhild Schulz (1997) „Mädchen und Jungen im Sportunterricht. Interaktionsanalyse und Curriculumsentwurf." *Impuls* 23. (2. Auflage). Bielefeld.

Schmerbitz, Helmut/ Wolfgang Seidensticker (1998) „Reflexive Koedukation im Sportunterricht als Bestandteil des Schulprogramms." *Bewegung, Spiel und Sport als Elemente des Schulprogramms. Grundlagen, Ansätze, Beispiele*. Hg. Günther Stibbe. Hohengehren: Schneider, 100-112.

Spille, Petra (2006) „‚Hauptsache, ja Hauptsache ich mache alles richtig!' Das Spannungsfeld von Spaß, Genuss, Gelassenheit und psychischer Anspannung." *Bewegungslust. Beiträge zur Bewegungskultur von Mädchen und Frauen*. Hg. frabene e.V. Hamburg: Kovac, 27-98.

Winitzky, N./ L. Barlow (1998, April) „Changing teachers candidates' beliefs about diversity." Paper presented at the Annual Meeting of the *American Educational Research Association*. San Diego: CA.

Winker, Gabriele/ Nina Degele (2009) *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld: transkript.

Wolters, Petra (2002) „Koedukation im Sportunterricht – Zwischen Gleichheit und Differenz." *sportunterricht* 51: 178- 183.

Aufsätze zum Thema
‚Geschlechter – Bewegungen – Sport'

Petra Gieß-Stüber

Frauen- und Geschlechterforschung im Sport. Forschungsfelder, Entwicklungen und Perspektiven

Einleitung

Im 20. Jahrhundert hat sich der Sport weltweit zu einem gesellschaftlich und ökonomisch bedeutsamen Phänomen entwickelt. In Deutschland institutionalisierte sich unter dem Dach des *DSB* – heute *DOSB* (*Deutscher Olympischer Sportbund*) – nicht nur der Leistungssport, sondern auch eine vielfältige breitensportliche Landschaft mit dem Anspruch des ‚Sports für Alle'. Die Sportwissenschaft – als eine interdisziplinäre Wissenschaft – untersucht die Probleme und Erscheinungsformen im Umfeld von Sport und Bewegung. Die ebenso komplexen wie differenzierten Phänomene des Sports werden beschrieben, analysiert und erklärt sowie Orientierungen und Entscheidungshilfen für die Praxis entwickelt. Die Sportwissenschaft ist damit eine in hohem Maße anwendungsorientierte Wissenschaft.

In der Bundesrepublik Deutschland wurde das Fach Sportwissenschaft in den 1970er Jahren an den Hochschulen verankert. Mittlerweile ist die Sportwissenschaft in Lehre und Forschung an der Mehrzahl der wissenschaftlichen Hochschulen vertreten. Mit insgesamt fast 300 Professuren an etwa 70 Standorten ist sie ein großes, etabliertes Fach. In der Entwicklung der Sportwissenschaft kann beobachtet werden, dass neben den traditionellen Teildisziplinen wie Sportgeschichte, Sportmedizin, Sportpädagogik, Bewegungs- und Trainingswissenschaft etc. neue interdisziplinäre Forschungsgebiete entstehen wie „Sport und Gesundheit", „Bewegung und Altern" oder auch „sportwissenschaftliche Geschlechterforschung".

Zu Beginn der 1980er Jahre entwickelte sich sehr allmählich zunächst die sportwissenschaftliche Frauenforschung. Das Geschlechterthema wurde vor allem durch die in den 1970er Jahren vehement geführte Diskussion über den koedukativen Sportunterricht angeregt. Um die ‚Mütter' der sportwissenschaftlichen Frauenforschung Sabine Kröner und Gertrud Pfister bildete sich 1983 die Initiative „Frauenforschung in Sport und Sportwissenschaft". Die erste in größerem Rahmen organisierte Tagung fand 1990 in Münster statt.

Diskutiert wurde u.a. darüber, wie Frauenforschung verstanden werden sollte und ob es sinnvoll sei, Männer zu den Tagungen zuzulassen. Für manche ging es um ‚Forschung von Frauen', für andere um ‚Forschung für Frauen' oder ‚Forschung über Frauen'. Im Vordergrund stand das Bemühen um Abgrenzung vom ‚*malestream*'.

Neben dem Gegenstand – der Thematisierung der Situation von Mädchen und Frauen – ergab sich eine hitzige Kontroverse bezüglich der Verwendung quantitativer oder qualitativer Methoden.

Das Bestreben, die Randständigkeit der sportwissenschaftlichen Frauenforschung zu überwinden, führte 1991 dazu, die *Kommission Frauenforschung in der Sportwissenschaft* unter dem Dach der *Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (dvs)* zu gründen. Die erste Tagung innerhalb dieses neuen institutionellen Rahmens führten Ilse Hartmann-Tews und ich 1992 in Köln zu dem Thema „Frauen und Sport in Europa" durch (Gieß-Stüber/ Hartmann-Tews 1993). Anlässlich der Jahrestagung der Kommission im Jahr 2004 hat die Mitglieder-Vollversammlung nach kontroverser Diskussion entschieden, die Kommission umzubenennen in *Kommission Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft*.

Seit 1996 gibt es an der Deutschen Sporthochschule in Köln eine Professur für „Geschlechterforschung in den Sportwissenschaften", die Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews innehat.

So weit eine erste Orientierung zur Institutionalisierung der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Um Forschungsfelder und Entwicklungen angemessen einordnen zu können, erscheint es mir nützlich, sich kurz die historische Entwicklung der Sportbeteiligung von Mädchen und Frauen zu vergegenwärtigen.

Historische Entwicklung der Sportbeteiligung von Mädchen und Frauen in Deutschland

Geschlechtsbezogene Körperideale, -haltungen und -bewegungen sind von den jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnissen, kulturellen Deutungsmustern und der Ordnung der Geschlechter abhängig. Dies wird sehr anschaulich, wenn wir in das 18. und 19. Jahrhundert zurückgehen. Seit dem 18. Jahrhundert verbreitete sich im Zuge des Aufschwungs naturwissenschaftlichen Denkens ein zunehmend funktionales Verständnis vom menschlichen Körper. ÄrztInnen und AnthropologInnen versuchten, Normalität zu definieren und aus der ‚Natur' von Mann und Frau psychische Eigentümlichkeiten und Verhaltensvorgaben abzuleiten.

Im Zuge neuer gesellschaftlicher Anforderungen entstanden am Ende des 18. Jahrhunderts neue Erziehungskonzepte wie die der Philanthropen, in denen der Körpererziehung ein hoher Wert zugesprochen wurde – für Jungen. Pädagogische und didaktische Konzepte beziehen sich immer wieder auf Rousseau, der in seinem Erziehungsroman *Emile* schreibt: „Frauen sind zum Laufen nicht

geschaffen; wenn sie fliehen, dann nur, um gefangen zu werden“ (zit. n. Pfister 2006, 28).
Ein bedeutendes Werk der Philanthropen ist *Gymnastik für die Jugend* (1793) von Gutsmuths. In der zweiten Auflage, in der erstmalig Mädchen thematisiert werden, heißt es, dass „keine eigentliche Gymnastik für Mädchen [vorzusehen sei], aber tägliche Bewegung im Freien, muntere und bewegende häusliche Verrichtungen, kleine Fußreisen“.

Ein von Medizinern genährter Mythos des ‚schwachen Geschlechts‘ spielte in der Diskussion über das Turnen der Mädchen und Frauen im gesamten 19. Jahrhundert eine zentrale Rolle und stabilisierte die Ideologie der ‚natürlichen‘ Bestimmung der Frau. Übungen, die den geltenden Vorstellungen von Schicklichkeit und Weiblichkeit widersprachen, wurden mit medizinisch verbrämten Argumenten wie „leichtem Bau des Skeletts“ oder „nach unten geöffnetem weiblichen Körper“ ausgeschlossen. Zeigen der Beine war tabu, die Knie hatten zusammen zu bleiben und die Füße nach unten zu weisen (Pfister 2006).

Eine andere wiederkehrende Ausschlusslegitimation ergibt sich aus der Verknüpfung von körperlicher Ertüchtigung und Wehrfähigkeit. So entwickelte Friedrich Ludwig Jahn ein Programm der Volkserziehung (gegen französische Fremdherrschaft). Blecking schreibt:

> [F]ührend unter den homosozialen Jungmännerbünden der Zeit ist Jahns Turnbewegung. Das Schaffen frauenfreier Räume, wie es bereits in der Heeresreform mit dem Ausschluss der Frauen aus dem Tross gelungen war, stand auch im Fokus ihrer Leibeserziehungsprogramme. (Blecking 2006, 9)

Jahn gilt als Wegbereiter für das Preußische Schulturnen. Entsprechend wurde die Leibeserziehung für Mädchen auch erst ab 1894, deutlich später als für die Jungen, Bestandteil der Schulbildung.

In den 1880er Jahren gewann sehr langsam der ‚Sport‘ aus England an Bedeutung. Ein politischer Strukturwandel nach dem Ersten Weltkrieg eröffnete neue Möglichkeiten für Frauen. Parallel zur Einführung des Frauenwahlrechts (1919) entstand ein neues Weiblichkeitsideal: ein eher athletischer Körper, kurzer Haarschnitt und bewegungsfreundliche, weite Kleidung. Die Partizipationsraten von Frauen im Sport stiegen kontinuierlich an; allerdings herrschten auch weiterhin heftige Kontroversen bezogen auf die Teilnahme von Frauen im Wettkampf- und Leistungssport vor. So wurde z.B. aus medizinischer Perspektive vor der Maskulinisierung des Frauenkörpers und einem drohenden Fruchtbarkeitsverlust der Sportlerinnen gewarnt (vgl. Hartmann-Tews/ Luetkens 2008).

Die nationalsozialistische Ideologie vertiefte wieder traditionelle Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder. Die politische Erziehung sollte vom Leibe her geschehen. Fünf Wochenstunden Körperertüchtigung mit Schwerpunkt Kampfsport bei den Jungen und ‚Mädeltanz‘ bei den Mädchen sollten die Jungen zu harten, wehrtüchtigen Soldaten, die Mädchen zu gebärfreudigen, gesunden Müttern erziehen.

Seit der Nachkriegszeit ist ein kontinuierlicher Anstieg der Partizipation von Mädchen und Frauen im Sport zu verzeichnen: Wurden 1950 nur 10% weibliche Mitgliedschaften in den Sportvereinen registriert, so ist dieser Anteil kontinuierlich auf 39,6% im Jahr 2006 gestiegen (Hartmann-Tews/ Luetkens 2008). Mädchen und Frauen haben allmählich ihren ‚Bewegungsraum' erweitert. So hat sich z.B. die Box-Weltmeisterin Regina Halmich ein respektables Image (und materielles Vermögen) erkämpft und auch die Fußballerinnen des Deutschen Nationalteams bekommen beim Gewinn einer Weltmeisterschaft kein Porzellangeschirr mehr geschenkt (wie noch 1989), sondern erhalten wie die Männer Geldprämien – wenn auch erheblich niedrigere.

Gerade an dem Beispiel Fußball kann jedoch auch sehr anschaulich die explizite Behinderung des Frauensports nachgezeichnet werden. Fußballbegeisterte Mädchen und Frauen gab es schon am Ende des 19. Jahrhundert. 1930 kommt es in Frankfurt zur Gründung des ersten deutschen Damenfußballclubs. Nach dem Zweiten Weltkrieg war die einzig wirklich populäre Sportart in der Zeit der Not das Fußballspiel. Auch Mädchen kickten auf der Straße, dem Schulhof oder auf brachliegenden Geländen. Die Euphorie der Fußball-WM 1954 steckte auch Mädchen und Frauen an und motivierte Teamgründungen. Doch der DFB lehnte Damenfußball aus grundsätzlichen Erwägungen und ästhetischen Gründen ab. Ab 1955 durften die dem DFB angehörenden Vereine weder Damenfußballabteilungen gründen noch die Spielplätze für Damenfußball zur Verfügung stellen (Hoffmann/ Nendza 2006). Erst 1970 wurde das Verbot mit Einschränkungen zurückgenommen. Seitdem ist der Frauenfußball im Aufwind: Zwischen den Jahren 2000 und 2006 hat in Deutschland die Mitgliederzahl der Mädchen unter 16 Jahren Zuwachsraten von 25% zu verzeichnen (Weigelt-Schlesinger/ Röger/ Kugelmann 2006). Frauen haben in diesen 35 Jahren relativ mehr internationale Erfolge gefeiert als die Männer in mehr als 100 Jahren. An der Basis drängen die Mädchen in die Vereine, in der Spitze erringt das Nationalteam unter Amateurbedingungen grandiose Erfolge – zuletzt den Titel als Weltmeisterinnen 2007. Und dennoch fehlt es an öffentlicher Anerkennung und konsequenter Unterstützung. Fußballexperten argumentieren immer wieder – wie stellvertretend ein Fußballlehrer in einem Interview –, dass jede Bundesliga-Damenmannschaft gegen eine männliche Jugendmannschaft aus biologischen Gründen verlieren würde. Durch die Verabsolutierung männlicher Maximalleistungen erscheint der Frauensport defizitär. Körperliche Leistungen werden zu Indikatoren geschlechtsspezifischer Natur. Biologistischen Deutungsmustern wird im Sport mehr als in allen anderen gesellschaftlichen Feldern Vorschub geleistet. Connell (1990) argumentiert vor diesem Hintergrund, dass Idealbilder von Männlichkeit hauptsächlich in den Arenen des Wettkampfsports konstruiert und produziert würden. Die provokante These lautet: Die Differenz der Geschlechter wird nicht ausgenutzt, sondern erst konstruiert durch die Praxen, in denen der Körper eingesetzt wird. Die soziale Definition von Männern kann im Sport in Muskelspannung und -aufbau, in Haltungen und körperliche Empfindungen übersetzt werden. Gleichzeitig erscheint dieses Männlichkeitsbild als natürlich und wird so legitimiert.

Aber auch jenseits körperlicher Leistung finden wir signifikante horizontale und vertikale Segregationslinien in allen Feldern des Sports. Vor allem das Forschungsteam um Hartmann-Tews hat zu Geschlechterfragen in Sportorganisationen aufschlussreiche Befunde vorgelegt. Frauen besetzen durchweg kaum mehr als 20% der ehrenamtlichen Führungspositionen in nationalen und internationalen Gremien des Sports. Dabei lassen sich noch einmal Unterschiede ausmachen bezüglich der Verantwortungsbereiche und der Geltungsmacht der Positionen: PräsidentIn oder DirektorIn sind überwiegend Männer ebenso wie EntscheidungsträgerInnen im Hochleistungssport und in der Öffentlichkeitsarbeit. Die Handlungsfelder von Frauen sind eher Breitensport, Mädchen- und Frauensport, Familien-, Jugend- und Behindertensport (Combrink/ Dahmen/ Hartmann-Tews 2006). Ein analoges Bild lässt sich für Frauen in der Trainerschaft zeichnen. In vielen Sportarten liegt ihr Anteil deutlich unter der 10-Prozent-Grenze (vgl. Gieß-Stüber 2000). In mehreren empirischen Studien konnten mehr oder weniger subtile Ausgrenzungsmechanismen identifiziert werden. Dort, wo Frauen im Kinder- und Jugendbereich ohne den Anspruch auf angemessene Honorierung arbeiten, stoßen sie nicht an die Geschlechtergrenze. Sie fühlen sich häufig akzeptiert und anerkannt. Frauen aber, die Professionalisierung anstreben, fühlen sich gegenüber männlichen Kollegen benachteiligt. Die hierarchische gesellschaftliche Geschlechterordnung spiegelt sich vor allem in der Höherbewertung des Männersports gegenüber dem Frauensport wider. Konsequenzen ergeben sich in der Verteilung materieller Ressourcen, aber auch in Interaktionen mit KollegInnen, mit SportlerInnen, in Aus- und Fortbildungskursen, sowie in Widersprüchen zwischen Anforderungen des Wettkampfsports und Normen der Geschlechterordnung (vgl. Gieß-Stüber 1996, 2000).

Folgende Themenfelder, so lässt sich aus der hier dargestellten Skizze ableiten, spielen bei der Konstruktion hierarchischer Geschlechterdifferenzen im Sport eine zentrale Rolle:

- Die historisch vollständige oder partielle Exklusion bzw. deutlich zeitversetzte Inklusion von Mädchen und Frauen in Schul- und Wettkampfsport (legitimiert durch medizinische, anthropologische, moralische und ideologische Argumente).
- Biologistische Interpretationen, die der sozialen Geschlechterordnung im Sport zugrunde liegen.
- Die Annahme eines körperlichen Leistungsvorteils von Männern, die als kulturelles Deutungsmuster verankert ist.
- ‚Frauen- und Männerterrains' in ehrenamtlicher Organisation und Trainerschaft perpetuieren soziale Ungleichheit.
- Die diskursive Einordnung bestimmter Praxisfelder als ‚Frauensportarten' oder ‚Männersportarten' grenzt Verhaltensoptionen ein.

Die historisch verankerten Geschlechterbilder und gewachsene geschlechterdifferenzierende Strukturen bilden den Rahmen, in dem sich Sportlerinnen und Sportler bewegen. Sie evozieren geradezu eine auf den Körper bezogene

geschlechterpolarisierende soziale Praxis und die symbolische Darstellung von Geschlechterstereotypen. Die im Dienste der Chancengleichheit durchgängig eingeführten Leistungsklassen entlang der Merkmale Alter, Geschlecht, Gewicht etc. verbunden mit dem – den Sport konstituierenden – körperlichen Auftreten der AkteurInnen erzeugt eine wirkmächtige Anschaulichkeit der Geschlechterordnung. Die visuelle Empirie der – scheinbar – natürlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist eine Besonderheit dieses Feldes und beeinflusst auch die Frauen- und Geschlechterforschung.

Forschungsfelder der sportwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung

Ich versuche im Folgenden, die Forschungsfelder im Rahmen der deutschen Sportwissenschaft gemäß paradigmatischer Entwicklungslinien zu strukturieren. Die Auswahl und Darstellung von Themen und AutorInnen ist selektiv und genügt allenfalls dem Anspruch einer groben Skizze.

Wie eingangs schon erwähnt, verstand sich die sportwissenschaftliche Frauenforschung zunächst vornehmlich als Forschung von Frauen für Frauen. Die Frage nach Ursachen, Konstruktionsmerkmalen und Überwindungsmöglichkeiten der relativ geringen Partizipation von Mädchen und Frauen war zunächst ein wesentliches Thema der Frauenforschung. Den Beginn markiert Sabine Kröner mit ihrer Arbeit *Sport und Geschlecht* im Jahre 1976. Unter dem Einfluss der neuen Emanzipationsbewegung zu Beginn der 1970er Jahre strebte Sabine Kröner an, „konkrete Resultate gesellschaftlich produzierter Benachteiligungen von Frauen im sportlichen Freizeitsektor (...) aufzudecken" (1976, 10). Ähnliche Intentionen verfolgten zu der Zeit z.B. Renate Nötzel (*Geschlechtsspezifische Bewegungssozialisation durch Spiel und Sport*, 1987) und Gertrud Pfister (*Geschlechtsspezifische Sozialisation und Koedukation im Sport*, 1983). Historische und soziologische Analysen zum Frauensport werden zum Arbeitsschwerpunkt einzelner WissenschaftlerInnen.

Theoretisch wie schulpolitisch einflussreich waren die Befunde der geschlechtsbezogenen Unterrichtsforschung (zusammenfassend Gieß-Stüber 2001; Frohn 2007).

Aus zahlreichen quantitativen und qualitativen Studien entsteht ein Bild von Konstruktionsmerkmalen der Geschlechterverhältnisse im Sportunterricht und auch von didaktischen Konsequenzen. Die Diskussion führte zur Revision schulischer Lehr- und Bildungspläne. So wurden in verschiedensten Feldern vornehmlich *deskriptive* häufig sozialisationstheoretisch begründete Studien durchgeführt. Explizit oder implizit liegt diesen Studien eine Gleichheitsannahme zugrunde. Geschlecht (*gender*) gilt als kulturell konstruiert. Die vornehmlich deskriptiven Befunde konnten Problemfelder identifizieren, waren an vielen Stellen Voraussetzung für Gleichstellungsforderungen und regten weitere Forschung an.

Allerdings lassen entsprechende Studien wenig Raum für neue, deduktiv (noch) nicht ableitbare Erkenntnisse. Auch geben diese Studien keine Erklärungshinweise für das Warum der Verteilung. Hieraus entwickelte sich so etwas

wie eine qualitative Wende. Ebenso wie in den Sozialwissenschaften wurde Frauenforschung auch in der Sportwissenschaft zunächst als methodisches Projekt etabliert, um den ‚eigenen Standpunkt' zu markieren, aber auch um die theoretische Lücke bezogen auf den Sport von und für Mädchen und Frauen zu füllen. Sowohl die theoretische als auch die methodologische Diskussion hat sich in verschiedene Richtungen weiterentwickelt (Übersicht vgl. Gieß-Stüber/ Henkel 1997 und Hartmann-Tews 2006). Mit einer Studie von Michael Klein (1977) beginnt eine Reihe kritischer Analysen der Situation von Mädchen und Frauen im Leistungssport. Anke Abraham (1986), Birgit Palzkill (1990), Lotte Rose (1991) und andere leisten auf der Grundlage unterschiedlicher theoretischer Ansätze umfassende qualitative Analysen der Situation, des Erlebens, der Lebenswelt junger Sportlerinnen. Die Befunde verweisen auf ‚andere' Deutungen und Erlebensweisen des Sports durch Frauen, sie geben den Blick frei auf ambivalente und widersprüchliche Erfahrungen in der jeweiligen Sportart und können so zu einem besserem Verständnis von Konfliktlagen beitragen. Es wird deutlich, dass der Wettkampfsport für Mädchen und Frauen neben Erfahrungen von Ehre, Selbstbewusstsein und Stolz auf Leistungen auch Gewalterfahrungen, Ausschluss von wichtigen Statuspositionen, Demütigungen und den Status als sexualisierte Objekte bereit hält (Helfferich 1996, 23; Klein/ Palzkill, 1998).

An diesen Arbeiten ist neben den zu dem jeweiligen Zeitpunkt bemerkenswerten neuen Erkenntnissen auffällig, dass viele der Wissenschaftlerinnen in einem Feld forschten, das man als ihre ‚sportliche Heimat' beschreiben könnte. Sie griffen soziale Probleme auf, die der *scientific community* bis dahin nicht bearbeitenswert erschienen. Themenkarrieren sind auch Produkt von Macht und Ressourcen. In einer männerdominierten Sportwissenschaft betraten die Wissenschaftlerinnen als ‚Betroffene' im Rahmen ihrer Dissertationen Neuland. Sie mussten sich teilweise den Vorwurf der Partikularität und der ungerechtfertigten Parteinahme gefallen lassen.

Das ‚Spezifische' an Frauenforschung in dieser Phase ist die von einem Problembewusstsein für die Lebenswelt der jeweiligen Gruppe bestimmte Perspektive (vgl. Sturm 1994). Neue Forschungsfragen geraten ins Blickfeld (vgl. Dewar 1996).

Die skizzierten Analysen münden in zunehmende Kritik an dem ‚System Sport' und in Forderungen nach autonomen Frauenräumen, die sich nicht zuletzt auch in der Gründung des *Bewegungs- und Kommunikationszentrums für Mädchen und Frauen* in Brochterbeck niederschlugen (beschrieben in Kröner 1993). In Anlehnung an die Koedukationsdiskussion wurden an verschiedenen Stellen Überlegungen für eine mädchen- und frauenparteiliche Sportpraxis angestellt (z.B. Palzkill/ Scheffel/ Sobiech 1991; Henkel/ Pfister 1997). Immer mehr Initiativen folgen der Idee eines ‚Sports von Frauen für Frauen'. Individuelle Bewegungsvorlieben sollen ohne den Zwang zur Integration in männerbestimmte und -zentrierte Strukturen erfahrbar und erfahren werden. In der skizzierten Forschungslinie ist das Denken an Differenz-Ansätzen orientiert. Die Intention ist darauf gerichtet, Mädchen und Frauen in ihrer – wie auch immer entstandenen und begründbaren – Differenz zu Jungen und Männern gerecht zu werden.

Ende der 1990er Jahre wurde Bilanz gezogen hinsichtlich theoretischer und methodologischer Prämissen. Entwicklungsbedingungen von ‚Männlichkeit' und ‚Weiblichkeit' werden in Relation zueinander gedacht. *Doing gender* wird als dynamischer Prozess verstanden, durch den ungleiche Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern ständig konstruiert und bestätigt werden. Das Erkenntnisinteresse gilt der Aufdeckung von Konstruktionsmustern, um qualitative Veränderungsmöglichkeiten hierarchischer Beziehungen aufzuzeigen. Damit gerieten sozialkonstruktivistische Theorieansätze in den Fokus. Die Wende von der Frauen- zur Geschlechterforschung wird eingeleitet (institutionell umgesetzt 1994, s.o.), verbunden mit einer Öffnung hin zu größerer Methodenvielfalt. Quantitative und qualitative Verfahren werden kombiniert. Für die Wende hin zur Geschlechterforschung und für den Anspruch, sozialkonstruktivistische Theorieansätze in empirischen Studien auf sportwissenschaftliche Fragen zu beziehen, steht ein Forschungsverbund, der ab 2000 für drei Jahre vom Wissenschaftsministerium in NRW gefördert wurde. Ausgehend von der Prämisse, dass sich mit den erkenntnistheoretischen Positionen konstruktivistischer Ansätze neue Einsichten in die soziale (Re-) Produktion von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen und auch zum Wandel der sozialen Ordnung der Geschlechter im Sport erarbeiten lassen, haben sich fünf Forschungsprojekte entwickelt, deren Ergebnisse in dem Buch *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport* (Hartmann-Tews et al., 2003) vorgestellt und aufeinander bezogen werden. Gemeinsam ist allen Projekten die Frage nach der (Ir)Relevanz von Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung im Sport und ein theoretischer Zugang über sozialkonstruktivistische Ansätze. Mit dieser Akzentsetzung setzen sich die dokumentierten Forschungsprojekte entschieden von Untersuchungen ab, die routinemäßig nach ‚geschlechtsspezifischen' Unterschieden fahnden. Im Einzelnen wurden folgende Themen bearbeitet:

- Geschlechterverhältnisse, Medien und Sport (Hartmann-Tews/ Rulofs)
- Gendering-Prozesse in der frühkindlichen Bewegungsförderung (Gieß-Stüber/ Voss/ Petry)
- Frauen in männlich dominierten Sportarten (Kleindienst-Cachay/ Kunzendorf)
- Geschlechterverhältnisse in ehrenamtlichen Führungspositionen des Sports (Hartmann-Tews/ Combrink/ Dahmen)
- Konstruktion von Geschlecht im Marketing von Fitness-Studios (Klein/ Deitersen-Wieber)

Die Multiperspektivität und -disziplinarität, die sich in dem Gefüge der Forschungsprojekte widerspiegelt, ist an eine entsprechende Methodenvielfalt gekoppelt. Je nach Analyseebene und Fragestellung werden schriftliche Befragungen, verschiedene Interviewformen (narrativ, problemzentriert, diskursiv), Beobachtungen, Videokonfrontation, Fallanalysen oder Experiment eingesetzt. Den meisten Untersuchungen liegt eine Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden zugrunde.

In allen Handlungskontexten dieses Forschungsverbundes wird die Kopplung von soziokulturellen Strukturen und sozialer Praxis deutlich. Normative Erwartungen der Gleichberechtigung sind von involvierten AkteurInnen fast durchgängig internalisiert. Vor allem die Mikroanalysen können jedoch den Bruch zur Praxis – das *doing gender* – aufdecken. Es ist darüber hinaus auch zu erkennen, dass die Mikropolitik der sozial relevanten Geschlechterunterscheidungen oft durch ein Selbstbild der Geschlechtsneutralität des eigenen Handelns oder auch durch die formalisierte Erwartungsstruktur in Organisationen wirkungsvoll verschleiert wird.

Aus der methodologischen Perspektive hat sich gezeigt, dass Prozesse des Nicht-Aktualisierens von Geschlecht oder soziale Strukturen, die Geschlechterdifferenz eher inhibieren als katalysieren, schwerlich signifikant herauszuarbeiten sind. Nachvollziehbar wird jedoch, dass Konstruktionsprozesse episodenhaft sind, d.h. nicht kontinuierlich, oft auch nicht vollständig, und in ihrer Intensität bzw. der Nachdrücklichkeit von Geschlechtskonstruktionen variieren. Die aktuelle Forschungslandschaft betrachtend kann festgestellt werden, dass sich die Diskurse über Geschlecht in der Sportwissenschaft maximal differenziert haben. Verbreitet läuft die unabhängige Variable ‚Geschlecht' einfach unreflektiert in empirischen Studien mit, in anderen Projekten wird nach ‚geschlechtsspezifischen' Unterschieden gesucht, einzelne ForscherInnen sind bemüht, der sozialen Konstruktion von Geschlecht auf die Spur zu kommen und einzelne zerbrechen sich den Kopf darüber, wie De-Konstruktion oder Ent-Naturalisierung überhaupt in einem körperzentrierten System wie dem Sport empirisch untersucht werden könnte. Angelika Wetterer hat auf einen gleichstellungspolitischen Aspekt aufmerksam gemacht, der auch mit dem Charakter der Sportwissenschaften als anwendungsorientierter Disziplin zu tun hat: Praktikerinnen und Theoretikerinnen verfügen teilweise über ein hoch elaboriertes, aber unterschiedliches Genderwissen.

> Die Gender-Expertise der einen und die feministische Theorie und Kritik der anderen lassen sich nicht mehr so leicht ineinander übersetzen. Beide orientieren sich an unterschiedlichen Relevanzsystemen. (Wetterer 2007, 162)

Ausschlaggebend ist letztlich, wofür Anerkennung und Erfolg in Aussicht stehen – keine sehr viel versprechende Perspektive für die sportwissenschaftliche Geschlechterforschung.

Perspektiven

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die sportwissenschaftliche Geschlechterforschung in den wenigen Jahren ihrer Institutionalisierung unter dem Dach der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft überaus produktiv war. Vornehmlich basieren vorliegende Erkenntnisse aber immer noch auf Qualifikationsarbeiten. Aus einer Standort- und Perspektivbestimmung im Rahmen der Jahrestagung von 2006 (zusammengefasst von Gramespacher/ Rulofs 2007)

werden im Folgenden wesentliche Ziele formuliert, die die Arbeit der nächsten Jahre leiten werden:

1. Interdisziplinarität ausbauen

Eine Stärke der sportwissenschaftlichen Geschlechterforschung ist die – aus dem Fach heraus besonders nahe liegende – Chance der interdisziplinären Kooperation. Dieser Vorteil wird bislang noch nicht optimal genutzt.

2. Wissenstransfer fördern

Auf empirischen Befunden (z.B. zu geschlechtsbezogenen Fragen des Sportunterrichts) wurden praxisnahe Konzepte entwickelt und erprobt. Allerdings fällt immer wieder auf, dass ein konsequenter Wissenstransfer bisher weder in die Lehramtsausbildung noch in die Bildungspolitik gelungen ist. Das akademische Genderwissen erreicht das Alltagswissen und die Alltagsdidaktik von Lehrkräften noch nicht hinreichend (vgl. Gieß-Stüber/ Gramespacher 2006). Die Wissenstransferproblematik betrifft andere Felder z.T. in noch grundsätzlicherer Weise (z.B. Gesundheitsforschung, Trainingswissenschaft etc.).

3. Kontinuität herstellen

Zu beobachten ist, dass der Erkenntnisstand zu verschiedenen Themenfeldern zu häufig bei ersten Analysen stehen bleibt. Dies hängt wesentlich mit der mangelhaften Institutionalisierung der sportwissenschaftlichen Genderforschung zusammen (Forschung primär über Qualifikationsarbeiten).

4. Disseminationsstrategien optimieren/Akzeptanz verbessern

Trotz der differenzierten Wissensproduktion werden Erkenntnisse der Geschlechterforschung noch selten einbezogen in Forschungsprogramme anderer sportwissenschaftlicher Disziplinen. Dies führt dazu, dass immer noch und immer wieder differenzorientierte Forschungsergebnisse produziert und publiziert werden (und Geschlechterklischees tradieren). Auch in den ‚Mutterdisziplinen' werden sportwissenschaftliche Befunde selten rezipiert. Im Sinne von Gender Mainstreaming sollte z.B. bei der Vergabe öffentlicher Drittmittel-Förderung eingefordert werden, dass der Wissenstransfer aus der Geschlechterforschung integraler Bestandteil von Forschungsprojekten sein muss – dies ist bspw. bei EU-Projekten bereits der Fall.

Für die Geschlechterforschung im Sport stellt sich auf der Theorieebene die Frage, was nach der sozialkonstruktivistischen Geschlechtertheorie kommt. Eine Frage, die aktuell auch die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt. Die konstruktivistische Perspektive ist derzeit die zentrale Bezugstheorie. Die Weiterentwicklung von Theorieperspektiven im Sportkontext scheint nur zögerlich voranzuschreiten. Vorsichtig zeichnet sich eine Perspektive auf Intersektionalität ab.

Literatur

Abraham, Anke (1986) *Identitätsprobleme in der rhythmischen Sportgymnastik.* Schorndorf: Hofmann.

Blecking, Diethelm (2006) „Deutschland: Sport zwischen Inklusion und Exklusion." *Sport bewegt Europa. Beiträge zur interkulturellen Verständigung.* Hg. Diethelm Blecking/ Petra Gieß-Stüber. Baltmannsweiler: Schneider, 9-17.

Combrink, Claudia/ Britt Dahmen/ Ilse Hartmann-Tews (2006) „Führung im Sport – eine Frage des Geschlechts?" *Handbuch Sport und Geschlecht (Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport).* Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 288-297.

Connell, Robert W. (1990) „An Iron Man: the body and some contradictions of hegemonic masculinity." *Sport, Men, and the Gender Order.* Hg. Michael Messner/ Donald Sabo. Champaign: Human Kinetics, 83-96.

Dewar, Alison (1996) „Critical and Feminist Pedagogies in Physical Education". *Scientific Development of Sport Pedagogy.* Hg. Paul G. Schempp. Münster: Waxmann, 123-140.

Frohn, Judith (2007) *Mädchen und Sport an der Hauptschule – Sportsozialisation und Schulsport von Mädchen mit niedrigem Bildungsniveau*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Gieß-Stüber, Petra./ Ilse Hartmann-Tews (1993) Hg. *Frauen und Sport in Europa. Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft Bd. 54*. St. Augustin: Academia.

Gieß-Stüber, Petra (2000) *Gleichberechtigte Partizipation im Sport? Ein Beitrag zur geschlechtsbezogenen Sportpädagogik*. Butzbach-Griedel: Afra.

Gieß-Stüber, Petra (2001) „Koedukation." *Handbuch Sportpädagogik.* Hg. Herbert Haag/ Albrecht Hummel. Schorndorf: Hofmann, 307-313.

Gieß-Stüber, Petra (1996) „Trainerin: (K)ein Beruf für Frauen?" *Frauen im Leistungssport. Berichte und Materialien des Bundesinstituts für Sportwissenschaft Bd.7*. Hg. Georg Anders/ Elisabeth Braun-Laufer. Köln: Strauß, 71-81.

Gieß-Stüber, Petra/Ulrike Henkel (1997) „‚Typisch männlich – typisch weiblich' – Geschlecht in der Methodendiskussion." *Und sie bewegt sich doch! Sportwissenschaftliche Frauenforschung – Bilanz und Perspektiven.* Hg. Ulrike Henkel/ Sabine Kröner. Pfaffenweiler: Centaurus, 147-178.

Gieß-Stüber, Petra/ Elke Gramespacher (2006) *Geschlecht als Kategorie sozialer Ordnung an Schulen – Eine empirische Analyse als Grundlage für die Umsetzung von Gender Mainstreaming*. Forschungsprojekt, gefördert vom Sozialministerium Baden-Württemberg. Unveröffentlichter Abschlussbericht. Freiburg.

Gramespacher, Elke/ Bettina Rulofs (2007) „Eine Diskussion zur Standort- und Perspektivbestimmung sportbezogener Geschlechterforschung." *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis.* Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina, 207-216.

Gutsmuths, Johann C. F. (1793*) Gymnastik für die Jugend. Enthaltend eine praktische Anweisung zu Leibesübungen. Ein Beytrag zur pöthigsten Verbesserung der körperlichen Erziehung*. Schnepfenthall: Buchhandlung der Erziehungsanstalt.

Hartmann-Tews, Ilse/ Petra Gieß-Stüber/ Marie-Luise Klein/ Christa Kleindienst-Cachay/ Karen Petry (2003) *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*. Opladen: Leske+Budrich.

Hartmann-Tews, Ilse (2006) „Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den Sportwissenschaften." *Handbuch Sport und Geschlecht (Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport Band)*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 40-54.

Hartmann-Tews, Ilse/ Sascha Alexandra Luetkens (2008) „Sportstrukturen,

Sportentwicklung und Inklusion in Deutschland." *Sport – Integration – Europa. Neue Horizonte für interkulturelle Bildung*. Hg. Petra Gieß-Stüber/ Diethelm Blecking. Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren, 257-269.

Helfferich, Claudia (1996) „Geschlechterverhältnis und Sportwelt." *Frauen im Leistungssport.* Hg. Georg Anders/ Elisabeth Braun-Laufer. Köln: Strauß, 15-24.

Henkel, Ulrike/ Gertrud Pfister (1997) *Für eine andere Bewegungskultur*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Hoffmann, Eduard/ Jürgen Nendza (2006) *Verlacht, verboten und gefeiert. Zur Geschichte des Frauenfußballs in Deutschland*. Weilerswist: Verlag Landpresse.

Klein, Michael (1977) „Besonderheiten im Leistungssport von Frauen. Abgeleitete Konsequenzen für Training und Forschung." *Kölner Beiträge zur Sportwissenschaft* 6/1977: 155-171.

Klein, Michael/ Birgit Palzkill (1998) *Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Sport*. Pilotstudie im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf.

Kröner, Sabine (1993) *Annäherungen an eine andere Bewegungskultur*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Kröner, Sabine (1976) *Sport und Geschlecht. Eine soziologische Analyse sportlichen Verhaltens in der Freizeit.* Ahrensburg: Czwalina.

Nötzel, Renate (1987) „Geschlechtsspezifische Bewegungssozialisation durch Spiel und Sport." *Frauen verändern Lernen*. Hg. Sigrid Giesche/ Dagmar Sachse. Kiel: Hypatia, 237-244.

Palzkill, Birgit/ Heidi Scheffel/ Gabriele Sobiech (1991) Hg. *Bewegungs(t)räume. Frauen – Körper – Sport*. München: Frauenoffensive.

Palzkill, Birgit (1990) *Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh.* Bielefeld: AJZ.

Pfister, Gertrud (2006) „Auf den Leib geschrieben" – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive." *Handbuch Sport und Geschlecht (Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport Band)*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 26-39.

Pfister, Gertrud (1983) *Geschlechtsspezifische Sozialisation und Koedukation im Sport*. Berlin: Bartels & Wernitz.

Rose, Lotte (1991) *Das Drama des begabten Mädchens. Lebensgeschichten junger Kunstturnerinnen*. Weinheim/ München: Juventa.

Sturm, Gabriele (1994) „Wie forschen Frauen? Überlegungen zur Entscheidung für qualitatives oder quantifizierendes Vorgehen." *Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung.* Hg. Angelika Diezinger/ Hedwig Kitzer/ Ingrid Anker/ Irma Bingel/ Erika Haas/ Simone Odierna. Freiburg: Kore, 85-105.

Wetterer, Angelika (2006) „Gender-Expertise, feministische Kritik und Alltagswissen – Gleichstellungspolitik im Spannungsfeld unterschiedlicher Spielarten von Geschlechterwissen." *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis.* Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina, 160-174.

Weigelt-Schlesinger, Yvonne/ Ulrike Röger/ Claudia Kugelmann (2006) „Talentsuche, -sichtung und -förderung von Spielerinnen im Fußballsport – „Mädchenfußball unter der Lupe". *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis.* Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina, 185-194.

Christa Kleindienst-Cachay

„Ich tänzele so zwischen den Kulturen…" – Chancen und Probleme eines Sportengagements für muslimische Mädchen und junge Frauen

In den letzten Jahren präsentieren uns die Medien zunehmend erfolgreiche Sportlerinnen mit muslimischem Hintergrund, wie zum Beispiel die Fußballnationalspielerin Fatmire Bajramaj oder die junge Olympia-Teilnehmerin in Peking im Taekwondo, Sümeye Gülec, oder die Boxerin Julia Sahin. Doch obwohl es heute durchaus schon sportlich erfolgreiche Migrantinnen gibt, ist der Anteil dieser Mädchen und Frauen sowohl am organisierten, wie auch am informellen Sport im Vergleich zum Sportengagement der deutschen Bevölkerung immer noch sehr gering. Besonders bedenklich ist dies, weil es sich dabei um eine sehr große Zahl von Mädchen und Frauen handelt. Derzeit leben in Deutschland 15,3 Millionen Personen mit Migrationshintergrund (18 % der Gesamtbevölkerung Deutschlands), davon sind etwas weniger als die Hälfte Mädchen und Frauen. Darunter sind wiederum etwa 1,6 bis 1,7 Muslima, die meisten (52 %) türkischer Herkunft. (vgl. Bundesministerium des Innern 2006).

Wie diese Nichtbeteiligung am Sport konkret aussieht, wie sie erklärt und vielleicht verändert werden kann und welche ganz besonderen Chancen zur Integration in einem Sportengagement gerade für muslimische Mädchen und Frauen liegen, soll im Folgenden näher erläutert werden.

1 Zur Sportbeteiligung von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund

Generell ist zu sagen, dass die Datenlage zur Feststellung der Sportbeteiligung von Migrantinnen unzureichend ist, da in den Vereinsdaten das Merkmal Migrationshintergrund nicht geführt wird und es derzeit kaum repräsentative Befragungsergebnisse hierzu gibt.[1]

Die geringsten Teilnahmezahlen am Sport betreffen die erwachsenen Frauen. Schätzungen der Sportverbände zufolge haben diese nur einen Organisationsgrad von etwa 1% bis 4% (vgl. Landessportbund Nordrhein-Westfalen 2004, 15; Halm 2007,105), während es die weiblichen Sporttreibenden dieser Altersgruppe insgesamt laut Jahrbuch des Sports von 2008/09 immerhin auf etwa 20 % bringen (vgl. Deutscher Olympischer Sportbund 2008, 89).

Im Kindes- und Jugendalter ist die Beteiligung am organisierten Sport erwartungsgemäß deutlich höher als im Erwachsenensport. Sie beträgt bei der Studie des Deutschen Jugendinstituts aus dem Jahr 2000 21% der Mädchen mit Migrationshintergrund, wenn man die Angebote im Kulturverein und im Jugendhaus mit einbezieht (vgl. Deutsches Jugendinstitut 2000). Wenn man diese Zahl allerdings mit der Zahl der einheimischen Mädchen, nämlich 58%, vergleicht, dann zeigt sich auch hier ein signifikanter Unterschied. Diese, sowie verschiedene andere empirische Untersuchungen belegen, dass die Chance von Mädchen mit Migrationshintergrund, Sport im Verein zu treiben, im Vergleich zu Mädchen ohne Migrationshintergrund im Verhältnis 1:3 steht. Es gelingt ihnen offenbar nur schwer, einer Organisationsform beizutreten, die zwar vergleichsweise niedrigschwellig, aber ‚ethnisch' gemischt und dabei überwiegend deutsch geprägt ist. Ähnlich gering ist aber auch das Sportengagement der Migrantinnen außerhalb formaler Organisationen (vgl. Lampert u.a. 2007, 639 f). Man kann also keinesfalls von einer kompensatorischen Wirkung des informellen Sportbereichs ausgehen.

Als die am stärksten sportferne Gruppe gelten muslimische (d.h. in Deutschland vor allem türkische) Mädchen: Nach einer Studie mit Hauptschülerinnen treiben nur knapp 8% von ihnen Sport im Verein (vgl. Kleindienst-Cachay 2007, 21). Dabei stellen gerade die türkischen Mädchen die größte Gruppe unter den Migrantinnen, nämlich knapp 26% (vgl. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration 2007, Anhang: 10).

2 Ursachen der geringen Sportbeteiligung

2.1 Interferenzen von „Geschlecht", „sozialer Lage", Bildungsniveau" und "Ethnie"

Was führt in Bezug auf den Sport zur Exklusion oder zu Inklusion? Fremdexklusion scheidet beim Sportverein als einer besonders niedrigschwelligen Einrichtung nahezu aus. Es gibt nur bei wenigen Sportvereinen Strukturen, die darauf hinweisen, wie zum Beispiel die Zugangserlaubnis nur über Bürgschaft oder die Forderung hoher Mitgliedsbeiträge. Allenfalls der Vereinsmitgliedsbeitrag kann für sozial Schwache, insbesondere für Familien mit mehreren Kindern (hauptsächlich dann, wenn jedes Kind in einem anderen Sportverein Sport treiben möchte), eine Barriere darstellen, ebenso wie die Kosten für Sportausrüstung und -bekleidung. In größeren Beträgen schlägt sich dies aber nur in einigen wenigen Sportarten nieder, wie zum Beispiel Tennis, Golf, Rudern oder Reiten.

In den allermeisten Fällen dürfte es sich deshalb um Selbstexklusion handeln, die durch fehlende Kenntnisse und Informationen über finanzielle Zuschüsse oder die Möglichkeit der Befreiung vom Mitgliedsbeitrag mitverursacht ist. Die weiteren Gründe für eine solche Selbstexklusion sind äußerst vielfältig. Dies hängt damit zusammen, dass die Gruppe der Migrantinnen in sich sehr heterogen ist, und zwar nicht nur in Bezug auf die Herkunft aus verschiedenen

Ländern und Kulturen, sondern auch im Hinblick auf Bildungshintergrund, Einkommen, ausgeübte Berufe, Wohnbedingungen, Religion und Intensität der Religionsausübung sowie ganz allgemein in Bezug auf traditionelle Werte und Normen.

Dies verweist darauf, dass man bei allen auf das Merkmal „Migrationshintergrund“ bezogenen Daten zur Sportbeteiligung in Rechnung stellen muss, dass in Bezug auf die Konstituierung sozialer Ungleichheitsprozesse eine hohe Interferenz zwischen den Merkmalen *gender*, *race* (*ethnicity*) und *class* besteht. Das heißt, dass nicht allein das Merkmal Ethnie als Ursache in Betracht gezogen werden darf, sondern stets eine Kombination von Faktoren. Diese Zusammenschau praktiziert heute die so genannte Interferenzforschung.

2.2 Soziale Lage

Der größte Teil der MigrantInnen in Deutschland gehört den beiden niedrigsten sozialen Milieus an, und zwar nach Einkommenssituation, Bildungshintergrund und Berufsprestige (vgl. Bericht der Beauftragten 2007, 115 ff), wobei die soziale Lage der türkischstämmigen Bevölkerung die schlechteste ist. Fast 87% der türkischen Bevölkerung befindet sich in den beiden untersten sozialen Milieus (vgl. Alt 2006, 11).

In vielen sportwissenschaftlichen Studien hat sich ein Zusammenhang zwischen der Zugehörigkeit zu einem bestimmten sozialen Milieu und dem Sportengagement gezeigt (vgl. Cachay/Thiel 2008). Demnach nimmt das Sportengagement mit absteigender Sozialschicht rapide ab, und zwar unabhängig von der ethnischen Zugehörigkeit. Neuere Ergebnisse zur Kindheitsforschung bestätigen dies: So sind von einer vergleichsweise geringen Sportbeteiligung auch deutsche Mädchen betroffen sowie männliche Kinder und Jugendliche mit und ohne Migrationhintergrund, sofern diese aus niedrigen sozialen Milieus stammen (vgl. Lampert u.a. 2007, 638; World Vision 2007, 175). Dies verdeutlicht Abbildung 1.

Die Daten beziehen sich auf Mädchen im Alter von 3-10 Jahren, also ein Alter, in dem Kinder nahezu ausschließlich von der Herkunftsfamilie zum Sport gebracht werden. Wir sehen, dass der Faktor ‚Sozialstatus‘ enorme Unterschiede produziert. Die dunklen Säulen beziehen sich auf Bewegung und Spiel im Freien, die hellen Säulen auf den Sport im engeren Sinne. Für Mädchen mit verschiedenem Sozialstatus ergeben sich vor allem bei sportlicher Aktivität im engeren Sinne große Unterschiede. Diese Unterschiede gelten fast im selben Maße bei den Jungen dieses Alters, allerdings auf einem insgesamt höheren Niveau (vgl. Lampert u.a. 2006, 11). Die Abbildung zeigt außerdem in den beiden mittleren Säulen die Korrelation zwischen Migrationshintergrund und Sportengagement. Es zeigen sich die bereits erwähnten Unterschiede zwischen Mädchen mit und ohne Migrationshintergrund, und zwar sowohl bei sportlicher Aktivität, dort besonders stark, als auch beim Spielen im Freien.

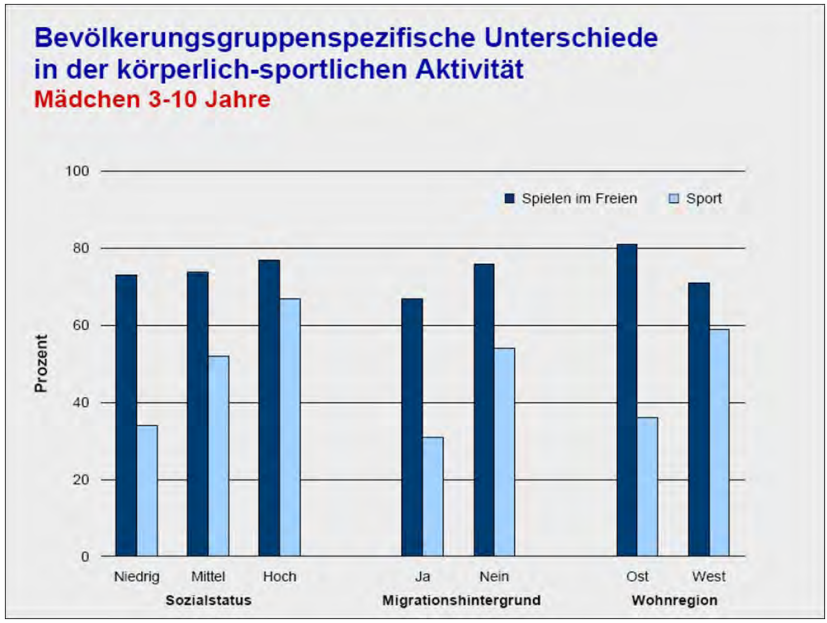


Abb.1: aus Lampert u.a. 2006, 10.

Wenn also auch bei der deutschen Bevölkerung mit niedrigem Sozialstatus deutlich weniger Sport getrieben wird, dann dürfte es bei MigrantInnen, deren Sozialstatus überwiegend niedrig einzuschätzen ist, ähnliche Ursachen für das geringe Sportengagement geben, wie wir sie auch bei deutschen Bevölkerungsgruppen aus niedrigen sozialen Milieus finden. Das heißt, die geringe Beteiligung am Sport könnte eine Folge mangelnder Kenntnisse über den Sport und dessen Organisationsformen oder fehlender Einsicht in die Bedeutung des Sports für die gesunde Entwicklung von Kindern und Jugendlichen sein. Aber ebenso dürften Fremdheitsgefühle gegenüber einer Mittelschichtsinstitution, wie sie der deutsche Sportverein nun einmal darstellt, eine Rolle spielen und nicht zuletzt auch die fehlenden finanziellen Ressourcen für Fahrtkosten, Schule, Mitgliedsbeiträge, Kleidung, Ausrüstung u.ä. Oft wird es nicht für nötig gehalten, auch noch Geld für so etwas ‚Unnützes' wie Spiel und Sport auszugeben.

Aber nicht nur der Umstand, dass die Eltern ihre Kinder nicht in die Vereine schicken und die Kinder noch nicht die nötigen Selbstplatzierungsfähigkeiten haben, ist bedeutsam, sondern auch das fehlende positive Vorbild der Eltern- und Großelterngeneration, die, vielfach aus agrarischen Gesellschaften stammend, auch keinen Sport treibt. Dies alles trifft Mädchen und Frauen stärker als die männliche Bevölkerung, da bei Jungen bzw. Männern Sport, und zwar vor allem Fußball, zur Darstellung ihrer männlichen Rolle genutzt wird und sozial hoch angesehen ist.

2.3 Bildungsniveau

Dafür, dass Bildungsdefizite im Grundsatz für Sportabstinenz zumindest mitverantwortlich sind, spricht der durch viele empirische Untersuchungen erwiesene Zusammenhang zwischen niedrigem Bildungsniveau und Sportabstinenz, der bei Erwachsenen genauso wie bei Kindern und Jugendlichen und bei Personen mit wie ohne Migrationshintergrund festgestellt wurde (vgl. Brinkhoff/Sack 1999, 58).[2] Dies trifft besonders für die sportliche Aktivität im Verein zu und in ganz besonders hohem Maße für Mädchen und Frauen. Demgemäß haben wir bei Hauptschülerinnen die niedrigste Beteiligung am Vereinssport (vgl. Kleindienst-Cachay 1993 sowie die neueren Re-Analysen von Fussan 2007, 277 ff). Dies spiegelt sich auch in der Population der Migrantinnen wider: So treiben Realschülerinnen mit Migrationshintergrund immerhin zu 25 % Sport im Verein, während dies bei Hauptschülerinnen mit Migrationshintergrund nur 14 % sind (vgl. Kleindienst-Cachay 1993). Da die Mehrzahl der Migrantinnen die Hauptschule und nur ein geringer Teil Schulen höherer Niveaus besucht, in denen wiederum mehr Mitschülerinnen Sport im Verein betreiben, ergeben sich auch durch das Schulmilieu nur selten Anregungen zum Sporttreiben.

Mit Blick auf die Forderung der Politik an die Sportvereine, Migrantinnen stärker in den Sport zu integrieren, ist vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse zu sagen, dass eine nachhaltige Förderung des Sportengagements an eine Verbesserung der sozialen Lage und des Bildungsniveaus weiter Teile der Migrantenbevölkerung gebunden ist. Denn Sport ist immer auch Ausdruck einer saturierten Lebensweise. Dort, wo man um das Existenzminimum kämpft, sind keine finanziellen, zeitlichen und ideellen Ressourcen frei für den Sport, insbesondere nicht bei den Mädchen und Frauen, die durch die Belastungen in Haushalt und Familie weit stärker gefordert sind als die männlichen Familienmitglieder. Der Versuch, über den Sport Gesellschaftspolitik zu betreiben, d.h. die Integration voranzutreiben, ist zum Scheitern verurteilt, wenn die Integrationsbemühungen nicht von verschiedenen Seiten ausgehen und zusammenwirken. Insbesondere muss dringend das Bildungsniveau der Migranten und Migrantinnen angehoben werden.

2.4 Ethnie

Inwiefern stellen nun neben der sozialen Lage und dem Bildungsniveau auch ethnisch-kulturell und religiös bedingte Normen, die ausschließlich für weibliche Muslime gelten, einen Hinderungsgrund für ein Sportengagement dar? Dass es hier einen Zusammenhang gibt, darauf verweist nicht nur die einschlägige Literatur zum Islam und zu den damit verbundenen Alltagskonflikten (vgl. u.a. Rohe 2001), sondern dies zeigen auch verschiedene empirische Studien zur Sportsozialisation von Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund (vgl. Kleindienst-Cachay 2007, 25 ff). Das Ausmaß der Strenge, mit der bestimmte religiöse Gebote befolgt werden, ist wiederum nicht unabhängig von der

Sozialschicht zu sehen: In Deutschland tendieren türkische Arbeiterfamilien aus niedrigen Sozialmilieus im Unterschied zu Muslimen mit höherem Bildungsabschluss und in gehobenen Berufen Tätigen dazu, sich mit den vertrauten Normen und Werten stärker zu identifizieren als dies im Herkunftsland der Fall wäre (vgl. Gesemann 2006, 8 f). Die oft deprivierte, isolierte und ausgegrenzte Situation ist vermutlich eine Ursache für diese verstärkte Rückbesinnung auf traditionelle Werte.

Welche Gebote bzw. Verbote, die spätestens ab der Menarche für Mädchen gelten, erschweren oder verhindern nun den Zugang zum Sport? Hier ist zum einen das Gebot der Geschlechtertrennung und das Gebot der Beaufsichtigung der (unverheirateten) Töchter durch erwachsene Familienmitglieder bzw. das Verbot, sich unbeaufsichtigt in öffentlichen Räumen zu bewegen, zu nennen, zum anderen das in vielen verschiedenen Spielarten vorkommende Gebot der Körperverhüllung, das bis hin zum Verbot, den nackten Körper zu zeigen oder den nackten Körper anderer zu betrachten (zum Beispiel beim Umkleiden oder Duschen beim Sport), reicht. Da das Nacktheitstabu für viele türkischstämmige MigrantenInnen auch zwischen Personen des gleichen Geschlechts gilt, ist darauf auch bei nach Geschlechtern getrennten Sportmannschaften oder Sportgruppen zu achten, sofern Muslima darunter sind, die diesen Geboten folgen.

Da Geschlechtertrennung und eine durchgehende Beaufsichtigung der Töchter sowie eine weitreichende Körperverhüllung im deutschen wie im internationalen Sportsystem nicht oder nur schwer realisierbar sind, dürfte es in dem Maße, in dem muslimische Mädchen in das Sportsystem involviert werden, zu Auseinandersetzungen mit den Eltern kommen. Das Ausmaß solcher Konflikte ist wiederum davon abhängig, wie stark sich die Familie den traditionellen Erziehungsnormen verpflichtet fühlt und ob und inwieweit sie diskurs- und kompromissbereit ist. Dass die Intensität der Befolgung religiöser Gebote in der Familie als ein gravierender Hinderungsgrund für ein Sportengagement zu erachten ist, wird von den Ergebnissen der quantitativen empirischen Studie von Boos-Nünning/Karakasoglu bestätigt: Jene Mädchen, die bei der Befragung angeben, ein Kopftuch zu tragen und sich nicht ohne Aufsicht in öffentlichen Räumen aufhalten zu dürfen, zeigen auch bei der Frage, ob sie in ihrer Freizeit irgendeine Art von Sport treiben, die geringsten Werte (2005a, 21 ff). Das heißt, es ist nicht allein die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religion, die ein Sportengagement erschwert, sondern vielmehr die Intensität, mit der bestimmte religiöse Gebote befolgt werden.

3 Chancen eines Sportengagements für muslimische Mädchen und junge Frauen

Im Rahmen eines Forschungsprojekts mit dem Thema „Sportsozialisation und Identitätsentwicklung hochsportiver muslimischer Mädchen und Frauen in Deutschland“ (Kleindienst-Cachay 2007) wurde der Frage nachgegangen, welches sozialisatorische Potential ein Sportengagement im Jugendalter für muslimische Mädchen bereithalten kann. Dabei wurden 18 Leistungssportlerinnen

(Alter 17-31 Jahre), vor allem aus den Sportarten Taekwondo, Karate, Boxen sowie aus dem Fußball, darunter auch einige Weltmeisterinnen und eine Olympiateilnehmerin sowie sechs jugendliche Fußballspielerinnen im Alter von 15-16 Jahren in Form qualitativer Interviews befragt. Alle Probandinnen kommen aus Arbeitsmigrantenfamilien, in denen kein Familienmitglied über eine höhere Bildung verfügt. Alle Familien waren dem Sportengagement ihrer Töchter gegenüber anfangs eher ablehnend eingestellt.

Die Interviewaussagen zeigen, dass der Sport vielfach wie ein Katalysator auf jugendliche Entwicklungsprozesse aber auch auf die gesamte Familiendynamik wirkt. Aufgrund der großen gesellschaftlichen Bedeutung und Akzeptanz, die der Sport über die ethnisch-kulturellen Grenzen hinweg genießt, wird über die Sportbegeisterung des Vaters ein Einstieg der Töchter in den Sport möglich, während die Mutter häufig eine eher negative Haltung den Sportwünschen der Töchter gegenüber einnimmt, insbesondere bei männlich dominierten Sportarten wie Fußball oder Kampfsport. Da im Rahmen eines wettkampfmäßigen Sportengagements bestimmte Erziehungsnormen nicht oder nur unter Schwierigkeiten eingehalten werden können, kommt es zu einer vertieften inhaltlichen Auseinandersetzung zwischen Töchtern und Eltern über die unterschiedlichen Werte und Normen beider Gesellschaften. Die Diskussion berührt nicht nur die unmittelbaren Geschlechtsrollenerwartungen innerhalb der Familie und der ethnischen Community, sondern weite Bereiche der jugendlichen Entwicklung. Auf diese Weise erfolgt ein vorsichtiges Aufbrechen der tradierten Geschlechterrollen in den muslimischen Familien. Durch den Einfluss der Interaktions- und Kommunikationsprozesse im Sport wird bei den Töchtern eine intensive Auseinandersetzung mit den Werten und Normen unterschiedlicher Kulturen angeregt, der sich auf wichtige Entwicklungsaufgaben im Jugendalter positiv auswirkt, wie zum Beispiel auf die Bereiche „Bildung und Beruf“, „Körper und Sexualität“ sowie „Freundschaft und Partnerschaft“[3]. Außerdem führt das Sportengagement zu ‚intergenerativen Transmissionsprozessen‘ (vgl. Nauck 1994), die auch Wirkungen auf die Elterngeneration zeigen, wovon letztlich auch die Geschwister der Sportlerinnen profitieren.

3.1 Einflüsse auf die Bildungs- und Berufslaufbahn

Zunächst ist auf den positiven Einfluss des Sportengagements auf die sprachlichen Kompetenzen hinzuweisen. Da eigenethnische Vereine bislang nicht oder nur sehr selten Angebote für Mädchen und Frauen machen, treiben alle Befragten in deutschen Sportvereinen Sport, und sie sprechen dort ausschließlich deutsch. Einige der interviewten Sportlerinnen heben die Förderung der sprachlichen Kompetenzen als besonders positiven Effekt ihres Sportengagements eigens hervor:

> Im Turnverein habe ich wirklich gut deutsch sprechen gelernt! Ich würde behaupten, dass das auch wirklich dazu beigetragen hat, dass ich deutsch sprechen gelernt habe. (Linneweh 2007, 34)

Die eben zitierte Sportlerin kam erst im Alter von 12 Jahren nach Deutschland, konnte also die deutsche Sprache nicht im Kindesalter, in dem das Zeitfenster für den primären Spracherwerb noch offen ist, erlernen.

Dass im Sportverein ‚geredet' wird, und zwar nicht nur über Sport, wird in zahlreichen Interviews bezeugt. So eine 16-jährige Fußballspielerin:

> Da ich ja so wenig irgendwo hingehe, ständig nur zu Hause bin, war das halt 'ne Möglichkeit, Freundinnen zu treffen. Wir reden hier, wir machen nicht nur Sport, nach'm Training reden, (…) halt einmal in der Woche, dass ich halt Freunde treffen kann. Und ansonsten geht das halt nicht. (Kuzmik 1998, 35)

Doch nicht nur die sprachlichen Kompetenzen werden verbessert, sondern über die Gespräche wird ein viel weiterer Normen-, Werte- und Erwartungshorizont aufgespannt, als er den Mädchen aus der Herkunftsfamilie bekannt ist. Eine 27-jährige Taekwondo-Kämpferin berichtet:

> Man hat über den Sport ja auch andere Gesichtspunkte mitbekommen (…), andere Gesinnungen kennengelernt, andere Aspekte, die eine Überlegung wert waren und die man so geistig auch mitdachte. (…) Also, das Leben zu Hause und das Leben in der Schule und in dem Verein, das waren zwei Welten. (Kleindienst-Cachay 2000, 594)

Vor dem Hintergrund der zum Teil recht eingeschränkten Kommunikationsbedingungen in den Familien ist es verständlich, dass der Sport als eine Welt, die in Kontrast zum Elternhaus steht, erfahren wird. Im Sportsystem gibt es andere Themen und andere Interaktionsstile, man kann die eigene Körperlichkeit positiv erfahren, sich in einer Gruppe gleichgesinnter Jugendlicher und junger Erwachsener geborgen fühlen und auch noch sportlichen Erfolg haben. So berichten die jungen Frauen von einer „Hochstimmung", von „Glücksgefühlen", die sie im Sport erfahren, insbesondere „wenn die Leistung stimmt" sowie davon, dass der Sport ihr Selbstbewusstsein gestärkt und sie dazu angeregt habe, ihre „Kräfte auszuschöpfen" (Kleindienst-Cachay 2000, 498).

Die Anregungen gehen bei manchen Sportlerinnen so weit, dass sie auch das Bildungsverhalten bzw. das Bildungsaspirationsniveau beeinflussen. So geben einige der befragten Sportlerinnen an, dass sie im Verlauf ihrer Sportkarriere und unter dem Einfluss der Erfolge im Sport zu dem Entschluss gekommen seien, ihre schulische Ausbildung fortzusetzen bzw. wieder aufzunehmen, zu studieren oder einen beruflichen Weiterqualifizierungsprozess einzuleiten:

> Wenn man drei oder vier Mal die Woche ins Training geht, und dann hat man vier bis fünf Mal pro Jahr die Möglichkeit sich zu vergleichen und dann immer ganz oben ist, das ist schon wie ein Adrenalinstoß, dass man sich sagt, jetzt noch mehr, jetzt aber noch besser (...). Also wenn ich im Sport nicht so erfolgreich gewesen

> wäre, dann wäre ich, glaube ich, gar nicht so auf die Idee gekommen, mich ganz so weiter zu bilden, mein Abitur zu machen, zu studieren. (Kleindienst-Cachay 2000, 611 f)

So haben von den untersuchten 18 erwachsenen Sportlerinnen neun das Abitur und weitere vier die fachgebundene Hochschulreife, also 13 von 18 Frauen verfügen über die beiden höchsten Bildungsabschlüsse. Vier weitere Frauen verfügen über den Realschulabschluss, eine über den Hauptschulabschluss. Diese Zahlen liegen weit über dem durchschnittlichen Bildungsniveau junger türkischer Frauen in Deutschland, wie der neueste Bericht der Integrationsbeauftragten der Bundesregierung zeigt. Demnach haben im Abschlussjahrgang 2005 in Deutschland nur 11,3 % aller ausländischen weiblichen Jugendlichen die Hochschulreife (von den Jungen sogar nur 7,9 %). Fast 14 % aller ausländischen jungen Mädchen gehen ohne jeglichen Abschluss von der Schule (Bericht der Beauftragten 2007, 59).

Diese Häufung hoher Bildungsabschlüsse bei den untersuchten muslimischen Leistungssportlerinnen, die durchaus keine schulischen ‚Überfliegerinnen‘ waren, sondern z.T. ganz erhebliche Probleme im Laufe ihrer Bildungskarriere hatten, ist so auffällig, dass reflektiert werden muss, in welchem Zusammenhang dieses Merkmal mit dem Sportengagement steht. Da man weiß, dass das Sportengagement sowohl bei Männern als auch bei Frauen mit der Höhe des Bildungsniveaus, gemessen am Schulabschluss, korreliert, und zwar auch bei Migranten und Migrantinnen (Halm 2003), kann man einerseits gewisse Vorselektionsprozesse nicht ausschließen. Andererseits weisen die Äußerungen der befragten Frauen in den Interviews, d.h. ihre Selbsteinschätzungen, deutlich auf positive Einflüsse des Sports hin:

> Meine Entwicklung lief stetig nach vorn, die wuchs und wuchs (...). Auf Grund dessen, weil man im Sport recht erfolgreich war, hat man sich ja auch im Leben etwas erhofft. (Kleindienst-Cachay 2000, 594)

Diese Sportlerin betont im weiteren Verlauf des Interviews ausdrücklich, dass mit dem sportlichen Erfolg auch ihr Selbstbewusstsein gewachsen sei und dass so der Gedanke, das Leistungsstreben auf andere Bereiche als nur den Sport auszudehnen, nahegelegen habe:

> Als mir klar wurde, dass ich mit viel Ehrgeiz im Leben fast alles erreichen kann, wollte ich natürlich nicht nur Erfolg im sportlichen, sondern auch im beruflichen Bereich. Ich wollte nicht diesem typischen Bild der türkischen Frau folgen. Ich wollte mehr von meinem Leben, und ich begann, meinen Stil systematisch zu verwirklichen. (Kleindienst-Cachay 2000, 697)

Auch andere Befragte äußern, dass sich durch den Sport ihr Selbstbewusstsein und ihr Selbstvertrauen gesteigert hätten, und dass dies eine wesentliche Voraussetzung für ihre erfolgreiche Bildungslaufbahn gewesen sei (vgl. Linneweh 2007, 16; vgl. Kuzmik 1998, 27).

Solche Wirkungen lassen sich folgendermaßen erklären: Zum einen können sportliche Erfolge zu einer Steigerung der Leistungsmotivation und des Selbstbewusstseins führen, zum andern wirken aber auch die Gespräche mit den Sportkameradinnen und -kameraden anregend auf die Bildungsaspiration, denn diese befinden sich in der Mehrzahl in höheren Bildungsgängen.

> Ja, das waren ja hauptsächlich auch Leute oder Freunde, die auch studiert haben oder Abitur hatten und sich manchmal über Sachen unterhalten haben, wo man dann dabei saß und sich fragte: ‚worüber unterhalten die sich jetzt', und man konnte nicht mitreden, und sich denkt: ‚Du möchtest aber auch einen Beitrag da geben können, dich artikulieren können'. (Kleindienst-Cachay 2000, 614)

Auch Gespräche mit Sportlehrerinnen und -lehrern sowie mit Übungsleiterinnen und Übungsleitern und Trainerinnen und Trainern werden als Ermutigung, die Bildungslaufbahn fortzusetzen erfahren (vgl. Kleindienst-Cachay 2007, 47).

Eine einfache Kausalität zwischen Sporttreiben in leistungssportlichen Kontexten und Bildungserfolgen darf man zwar nicht annehmen, plausibel aber sind Übertragungseffekte von Teilelementen der Leistungsmotivation durchaus. Wenn also im Laufe der Sportsozialisation durch immer wiederkehrende Erfolge im Wettkampf die Orientierung „Hoffnung auf Erfolg" erworben wurde, dann erscheint es plausibel, anzunehmen, dass sich hier Transfereffekte zwischen dem Bereich des Sports und dem Bereich der schulischen Bildung ergeben haben. Solche Transfereffekte, auf die die Sportlerinnen in den Interviews explizit hinweisen, legen sportpsychologische Untersuchungen auch tatsächlich nahe (vgl. Willimczik /Rethorst 1988).

3.2 Einflüsse auf Körperpraxen und Körperakzeptanz

Bei allen befragten Sportlerinnen lässt sich eine Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Körperpraxen in den verschiedenen Teilkulturen beobachten. Gerade über die Bedeutung diverser Regeln im Umgang mit dem Körper sowie über unterschiedliche Normen des Sexualverhaltens wird in der Gruppe der Sportlerinnen häufig diskutiert. Daraus resultiert eine Modifikation, bisweilen auch eine Negierung bestimmter Körperdisziplinierungsregeln, die die Frauen für sich persönlich, vor allem vor dem Hintergrund ihrer Rolle als Sportlerinnen, nicht für sinnvoll erachten (zum Beispiel bestimmte Bekleidungsregeln, bestimmte einschränkende Körperpraxen während der Menstruation sowie Praktiken beim Umkleiden und Duschen).

Bisweilen wird aber auch recht selbstbewusst auf Einhaltung bestimmter Regeln, die die Migrantinnen für wichtig erachten, bestanden, was dazu führt, dass in der Sportvereinsgruppe allmählich unterschiedliche Praktiken ganz selbstverständlich toleriert werden. Eine türkischstämmige Fußballerin berichtet z.B., dass sie die ihr zu kurz erscheinende Hose des Mannschaftstrikots an den Zeugwart zurückgegeben habe, mit der Bitte eine längere Hose, tragen

zu dürfen, die bis zum Knie reicht. Ihren Vorstoß fanden auch einige andere Sportlerinnen ohne Migrationshintergrund gut, so dass sie ebenfalls andere Hosen einforderten.

Was das Fasten betrifft, so betonen viele der befragten Frauen, dass sie dies in dem Rahmen, wie es in ihrer jeweiligen Familie praktiziert werde, gut mit dem Sport vereinbaren können, aber dass sie sich die Entscheidung im konkreten Fall selbst vorbehalten.

Für die befragten Sportlerinnen sind diese Verhaltensweisen typisch. Selbstbewusst wollen sie die Einhaltung oder Nichteinhaltung von Regeln vor dem Hintergrund ihrer individuellen Auseinandersetzung mit Werten und Normen verschiedener Gesellschaften verstanden wissen und nicht als bloße Anpassung an von außen vorgegebene Normen.

Auffallend ist, wie im Laufe des intensiven Sportengagements im Leistungssport der eigene, sportlich trainierte Körper zunehmend positiv besetzt und als „stark“, „ausdauernd“, „verlässlich“ empfunden, aber auch als „schön“ und „begehrenswert“ wahrgenommen wird. In einigen Interviews wird hervorgehoben, dass man über die Präsentation des sportlichen Körpers auch Anerkennung als Frau erhalte, wodurch das Selbstbewusstsein steige. Dies wird vor dem Hintergrund der in der eigenen Familie oft erfahrenen Körperrestriktionen von den Sportlerinnen als besonders positiv hervorgehoben:

> Das Training, das macht einen ganz stark, als Frau auch. …du merkst, du kriegst einen schönen Körper, wirst nicht dick. …das ist immer auffällig, die Leute schauen auch, du kriegst auch Bestätigung von außen. Du fühlst dich gut als Frau. …von meinem Vater halt war immer eine Strenge und so, ...und du musstest dich immer verstecken oder so. Das war halt nicht schön. Wenn du dich zeigen konntest, das war immer schön dann. Du hast Bestätigung gekriegt, …so selbstbewusst hast du dich gefühlt. (Kleindienst-Cachay 2000, 1695)

3.3 Aufbau eines gemischtethnischen Freundes- und Bekanntenkreises

Der Sport bietet die Möglichkeit, in alters-, geschlechts- und gemischtethnischen Gruppen zu kommunizieren und zu interagieren. Da die *Peergroup* in der pädagogischen und entwicklungspsychologischen Forschung als wichtige Moderatorvariable für Entwicklungsprozesse im Jugendalter erachtet wird (Brinkhoff 1998), ist der Anschluss an eine Sportmannschaft für die befragten Muslima besonders bedeutsam, denn gerade sie haben oft über die Schule hinaus kaum Kontakt zu Gleichaltrigen, vor allem nicht zu jungen Deutschen (Fischer/Münchmeier 2000; Dollase/Ridder 1999). Freundschaftliche Kontakte über den Sport sind deshalb eine enorme Bereicherung ihrer Sozialwelt. Die in den Interviews befragten türkischen Sportlerinnen nutzen und schätzen die Gelegenheit zur Kommunikation im Verein in besonderem Maße. Dies zeigt sich besonders deutlich bei den fünfzehn- bis sechzehnjährigen Fußballerinnen: „Ja, eben, deswegen [wegen der sozialen Kontakte] hab’ ich das ja gemacht“ (Kuzmik 1998, 35). Und sie verbinden denn auch tatsächlich mit ihrer Mannschaft die

spezifischen sozialen Ressourcen einer Peergroup, wie „Zusammenhalt", „Vertrauen" und „Unterstützung" und sehen in ihr „schon fast schon so was, wie 'ne Familie" (Kuzmik 1998, 64).

Wie die Interviews mit den erwachsenen Sportlerinnen zeigen, wird die Gesprächsbereitschaft der Sportkameradinnen und -kameraden als wichtige Unterstützung bei den alltäglichen Konflikten, zum Beispiel im Elternhaus oder in der Schule erachtet und auch genutzt:

> Die Sportkameraden haben mir schon geholfen. Und ich habe eine Bezugsperson gehabt in meinem Trainer. (…). Ich konnte mich mit ihm zusammensetzen und konnte dann halt so über mich sprechen, über die Beziehung zu meinem Vater (…), über meine Lebenssituation, und die haben mich natürlich dann auch bestärkt in meinem Tun. (Kleindienst-Cachay 2000, 673)

4 Resümee

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die Migrantinnen mit ihrer Entscheidung, in der Pubertät trotz des Widerstands der Eltern auch weiterhin Sport zu treiben und sich an das Sportsystem zu binden, unbewusst für ein anderes weibliches Rollenmodell als das von ihren Familien für sie vorgesehene, entschieden haben. Über den Sport wird es ihnen allmählich möglich, Geschlechternormen für sich selbst umzudefinieren. Dieses neue Bild von sich selbst als einer jungen Frau mit türkischem Hintergrund, die in Deutschland lebt, zur Schule bzw. zur Uni geht oder arbeitet und dabei eine für Frauen nicht ganz gewöhnliche Sportart (Boxen, Taekwondo, Karate oder Fußball) erfolgreich betreibt, ist gekennzeichnet durch ein „eigenes Modernisierungskonzept", das westlichen Modernisierungsvorstellungen keinesfalls in allen Punkten entspricht (Herwartz-Emden/ Westphal 1997). Es kann vielmehr als Ausdruck eines Versuchs, ein spannungsreiches Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Kulturen herzustellen, verstanden werden, der gleichzeitig die Möglichkeit zur Konstruktion einer wirklich ‚einzigartigen' Identität bietet, das heißt, als türkisch-muslimische Frau bestimmte Traditionen zu leben und nichtsdestotrotz erfolgreich Leistungssport in mehrheitlich deutschen Gruppen zu betreiben, noch dazu in einer Männerdomäne, wie dem Kampfsport oder dem Fußball, was für eine Frau an sich schon außergewöhnlich ist. Eine Taekwondo-Kämpferin bringt den Wunsch, sich als einzigartig zu erfahren auf den Punkt, indem sie im Interview preisgibt: „Ich wollte nicht diesem typisch türkischen Bild der Frau folgen. Ich wollte mehr von meinem Leben" (Kleindienst-Cachay 2000, 697).

Eine der Befragten, eine Boxerin, betont, dass der Sport ihr erlaube, zwischen den Kulturen in Balance zu bleiben. In der folgenden Interviewpassage teilt sie mit, wie sie von außen, und zwar von gleichaltrigen männlichen Jugendlichen,

gleichfalls türkischer Herkunft, die mit ihr zusammen im Boxclub trainieren, wahrgenommen wird, was ihr sichtlich gut tut:

> Die haben gesagt: ‚Hey, die ist modern, und sie macht das alles, und sie ist ein Mädchen und (…) sie trainiert mit uns, aber sie hat immer noch ihre Normen und sie hat ihre Werte, und sie macht ihre Schule (…) und sie ist ehrgeizig und erfolgreich.‘ (…). Die waren sehr stolz auf mich. Und auch, dass ich halt das Religiöse nie vernachlässigt habe, sondern da auch ganz klare Grundsätze hatte. (Kleindienst-Cachay 2000, 896)

Auf die Frage, wie sie dieses Leben mit und in zwei Kulturen empfinde, antwortet diese Sportlerin ohne zu zögern:

> Für mich gilt eigentlich, dass ich so zwischen den Kulturen tänzele, aber es ist nicht so, dass man dazwischen gefallen ist. Man weiß, wo man hingehört. Man hat einen festen Bezug zu dem, wo man herkommt, was man ist. Aber es gibt halt in beiden Kulturen sehr positive Dinge. (Kleindienst-Cachay 2000, 827)

Dass dieses „Zwischen-den-Kulturen“ nicht etwa als schmerzhafter Spagat, sondern als etwas Positives empfunden wird,[4] zeigt sich in vielen Äußerungen der befragten Sportlerinnen, wie zum Beispiel der Folgenden:

> Ich empfinde das als Bereicherung. Ich bin froh, hier aufgewachsen zu sein, Ausbildung (d.h. Studium und Referendariat, C. K.-C.) gemacht zu haben, Sport zu treiben. Aber ich bin auch froh, dass ich etwas Besonderes bin und auch noch etwas anderes in mir habe, d.h. die türkische Seite. (Kleindienst-Cachay 2000, 544)

Spürbar ist das Bemühen der jungen Frauen, trotz zum Teil großer Schwierigkeiten, verschiedenen, teilweise sogar ambivalenten Anforderungen zu entsprechen. Dies zeigt sich oft schon an der Wahl der Sportart, aber auch dem Bekleidungsverhalten im Sport und außerhalb davon, dem Ernährungsverhalten, an der Praktizierung bestimmter Körpertechniken, der Einhaltung religiöser Fastengebote, insbesondere aber an der Partnerwahl und an der Respektierung des Virginitätsgebots.

So ergibt sich im Laufe des Sportengagements, aus dem Prozess des Kennenlernens, Reflektierens und Neudefinierens von Normen und Werten, ein spannungsreiches Miteinander verschiedener kultureller Praktiken als eine Möglichkeit, „viele Welten zu leben“, wie dies Boos-Nünning/Karakasoglu (2005) als typisch für viele junge Migrantinnen heute erachten. Und zu diesen „vielen Welten“ gehört eben zunehmend auch der Sport.

Anmerkungen

1 Zu neueren Daten vgl. die Auswertung der PISA-Studie durch Mutz (2009).
2 Vgl. zum Zusammenhang von Sportengagement einerseits und Bildungsniveau sowie sozialem Status der Herkunftsfamilie andererseits bei jugendlichen Migrantinnen: Boos-Nünning/ Karakasoglu (2005, 15 ff); Landessportbund Nordrhein-Westfalen 2004, 15; Halm 2007, 105.
3 Vgl. zu den untersuchten Bereichen jugendlicher Entwicklungsprozesse Fend (2003) sowie Kleindienst-Cachay 2007,43 ff).
4 Vgl. zu dieser These auch Badawia (2002), der das Bild vom „dritten Stuhl" verwendet, um diese spezifische Situation zu beschreiben.

Literatur

Alt, Christian (2006) „Milieu oder Migration – was zählt mehr?“ *DJI Bulletin* 76, 3/2006: 10-11.

Badawia, Tarek (2002) *Der dritte Stuhl*. Frankfurt/M.: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.

Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (2007) *Siebter Bericht über die Lage der Ausländerinnen und Ausländer in Deutschland*. Berlin.

Boos-Nünning, Ursula/ Yasemin Karakasoglu (2005) *Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann Verlag.

Boos-Nünning, Ursula/ Yasemin Karakasoglu (2005a) *Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Sonderauswertung „Sport“. 15. Mai 2005 <http://www.bmfsfj.bund.de>.

Brinkhoff, Klaus-Peter (1998) *Sport und Sozialisation im Jugendalter: Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit*. Weinheim/ München: Juventa.

Brinkhoff, Klaus-Peter/ Hans-Gerhard Sack (1999) *Sport und Gesundheit im Kindesalter. Der Sportverein im Bewegungsleben der Kinder*. Weinheim/ München: Juventa.

Bundesministerium des Innern (2007) *Deutsche Islamkonferenz*. 12. Juni 2009 <http://www.deutsche-islam-konferenz.de/nn_1318760/SubSites/DIK/DE/InDeutschland/ZahlenHintergrund/zahlenhintergrund-inhalt>.

Cachay, Klaus/Ansgar Thiel (2008) „Soziale Ungleichheit im Sport.“ *Handbuch Sportsoziologie*. Hg. Kurt Weis/ Robert Gugutzer. Schorndorf: Hofmann 189 – 199.

Deutscher Olympischer Sportbund (2008) *Jahrbuch des Sports 2008/2009*. Niedernhausen: Schors.

Deutsches Jugendinstitut e.V. (2000) Hg. *Wie Kinder multikulturellen Alltag erleben. Ergebnisse einer Kinderbefragung*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.

Dollase, Rainer/ Arnd Ridder (1999) Sind hohe Anteile ausländischer Schülerinnen in Schulklassen problematisch? *Journal für Konflikt- und Gewaltforschung* (1): 56-83.

Fend, Helmut (2003) *Entwicklungspsychologie des Jugendalters*. Opladen: Leske + Buchdrich.

Fischer, Arthur/ Richard Münchmeier (2000) *Jugend 2000*. (13. Shell-Jugendstudie). Opladen: Leske + Budrich.

Fussan, Nancy (2007) „Integration von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in Peer-Netzwerke: Sozialisationsvorteile sportvereinsorganisierter Jugendlicher.“ *Soziale Integration vereinsorganisierter Jugendlicher*. Hg. Tina Nobis/ Jürgen Baur. Köln: Strauß, 298-317.

Gesemann, Frank (2006) *Die Integration junger Muslime in Deutschland. Bildung und Ausbildung als Schlüsselbereiche sozialer Integration*. Islam und Gesellschaft, 5. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Halm, Dirk (2003) „Türkische Zuwanderer im Deutschen Amateurfußball – Situation, Probleme und Perspektiven.“ *Migrationsbericht der Stiftung Zentrum für Türkeistudien 2003*. Hg. Andreas Goldberg/ Dirk Halm/ Martina Sauer. Münster: LIT, 9-62.

Halm, D.: (2007) „Freizeit, Medien und kulturelle Orientierungen junger Türkeistämmiger in Deutschland.“ *Junge Muslime in Deutschland*. Hg. Hans-Jürgen Wensierski/ Claudia Lübcke. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 101- 113.

Herwartz-Emden, Leonie/ Manuela Westphal (1997) *Arbeitsmigrantinnen aus der Türkei in der Bundesrepublik Deutschland: Zwischen Emanzipation und Unterdrückung. Niedersächsische Landeszentrale für Politik*. Reihe: *Aktuelles*

zum Nachdenken, Folge 17. Hannover: o.V.

Kleindienst-Cachay, Christa (1993) *Forschungsprojekt: Sportengagement von Hauptschülerinnen. Abschlussbericht des 1. Teils: Fragebogenuntersuchung zur sportiven Praxis und zum Sportengagement von Hauptschülerinnen und Realschülerinnen sowie Hauptschülern und Realschülern*. Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, Maschinenschriftliches Manuskript.

Kleindienst-Cachay, Christa (2000) *Forschungsprojekt Sportsozialisation und Identitätsentwicklung hochsportiver muslimischer Frauen in Deutschland. Abschlussbericht zum 31.3.2000*. Universität Bielefeld, Maschinenschriftliches Manuskript.

Kleindienst-Cachay, Christa (2007) *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport*. Hohengehren: Schneider.

Kuzmik, Carmen (1998) *Die Bedeutung des Sports für die Identitätsentwicklung weiblicher muslimischer Jugendlicher in der Bundesrepublik Deutschland*. Hausarbeit im Rahmen der Ersten Staatsprüfung für das Lehramt an Grund- und Hauptschulen. Universität Hannover.

Lampert, Thomas/ Anne Starker/ Gert Mensink (2006) *Sport und Bewegung*. 15. April 2009 <http://www.kiggs.de/experten/downloads/dokumente/SportBewegung_Lampert.pdf>.

Lampert, Thomas/ Gert B.M. Mensink/ N. Romahn/ Alexander Woll (2007) „Körperlich-sportliche Aktivität von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys (KiGGS)." *Bundesgesundheitsblatt*, Bd. 50, H. 5/6: 634–642.

Landessportbund Nordrhein-Westfalen (2004). *Ein Leitfaden durch das Programm „Integration durch Sport" der Sportjugend im Landessportbund Nordrhein-Westfalen e.V.* Duisburg : o.V.

Linneweh, Meike (2007) *Sportsozialisation muslimischer Mädchen am Beispiel Geräteturnen – Theoretische Begründung und empirische Validierung an Hand eines Fallbeispiels*. Masterarbeit in Sportwissenschaft. Bielefeld.

Mutz, Michael (2009) „Sportbegeisterte Jungen, sportabstinente Mädchen? Eine quantitative Analyse der Sportvereinszugehörigkeit von Jungen und Mädchen mit ausländischer Herkunft." *Sport und Gesellschaft* 6 (2): 146-174.

Nauck, Bernhard (1994) „Erziehungsklima, intergenerative Transmission und Sozialisation von Jugendlichen in türkischen Migrantenfamilien." *Zeitschrift für Pädagogik* 40 (1): 43-62.

Robert-Koch-Institut (2007) Hg. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheitssurveys. *Bundesgesundheitsblatt*. Bd. 50, H. 5/6.

Rohe, Mathias (2001) *Der Islam – Alltagskonflikte und Lösungen*. Freiburg: Herder.

Willimczik, Klaus /Rethorst, Sabine (1988): „Sportpsychologische Forschungsmethoden im Spannungsfeld von Grundlagen- und Anwendungsforschung – Ein empirischer Methodenvergleich." *Sportpsychologische Diagnostik, Intervention und Verantwortung*. Hg. Peter Schwenkmetzger. Köln: bps-Verlag, 215 – 231.

World Vision Deutschland e.V. (2007) Hg. *Kinder in Deutschland. 1. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt/M.: Fischer.

Symposium ‚Fußball und Geschlecht'

Im Folgenden wird das Symposium „Fußball und Geschlecht" vom 20. Februar 2009 in Form von Aufsätzen, die die Referierenden ausgehend von ihren Vorträgen verfassten, sowie im Rahmen einer überarbeiteten Transkription[1] der Podiumsdiskussion dokumentiert.

Claudia Kugelmann wurde bei der Fertigstellung ihres Aufsatzes durch Yvonne Weigelt-Schlesinger unterstützt. Den Aufsatz „Kein Sommermärchen: Sexismus im Fußball" verfasste Kerstin Botsch ausgehend von einem Vortrag, den sie gemeinsam mit Nina Degele (unter dem Titel „Torgefährliche Frauen, ballverliebte Schwule und warme Duschen für alle – Zu Sexismus, Homophobie und Körpertabuisierung im Fußball") gehalten hatte.

Damit den Lesenden das Nachvollziehen der Diskussion erleichtert wird, wurde die ursprüngliche Transkription etwas ‚geglättet'. Allen namentlich Erwähnten wurde ermöglicht, den an die Schriftsprache angenäherten Text gegenzulesen.

Aufsätze zum Symposium
und Transkription der Podiums-Diskussion

Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger

Fußballsozialisation – eine Chance für Mädchen

Der Beitrag skizziert zunächst die Situation des Fußballsports für Mädchen und Frauen in Deutschland. Dabei wird ein Blick auf die historische Entwicklung geworfen, um dann die Beziehung zur aktuellen Geschlechterforschung aufzuzeigen. Anknüpfend daran werden die Potenziale, die das Fußballspielen für die Sozialisation von Mädchen bereithält, aus sportpädagogischer Sicht erläutert. Vor diesem Hintergrund der beschriebenen Handlungspotenziale wird ein mädchenorientiertes Konzept der Fußballvermittlung vorgestellt. Im Fokus stehen dabei folgende Fragen: Welchen Gewinn haben Mädchen und Frauen vom Fußball spielen? Wie können sie effektiv und mit Freude Fußball spielen lernen? Wodurch sollte ein sportspieldidaktisches Konzept zur Vermittlung des Fußballspiels bei Mädchen charakterisiert sein?

1 Ausgangssituation und Rückblick

Die beachtlichen Erfolge der deutschen Frauen-Nationalmannschaft (Weltmeisterinnen 2003 und 2007, Europameisterinnen 2005) tragen zu einem stetig wachsenden Interesse am Mädchen- und Frauenfußball bei. Dies spiegelt sich unter anderem in den steigenden Mitgliedszahlen des *DFB* wider. So waren 2008 im *DFB* 1.002.605 weibliche Mitglieder registriert, damit wurde die Zahl des Vorjahres noch einmal um 47.417 übertroffen (vgl. *DFB* 2008).

Doch so selbstverständlich wie heute von Mädchen und Frauen Fußball gespielt wird, so verpönt war diese Freizeitbeschäftigung viele Jahre in Deutschland. Ein Blick zurück verdeutlicht dies: Der Frauenfußball war zwar nach 1970 offiziell erlaubt, jedoch wurden Regeln modifiziert, so dass beispielsweise die Spieldauer der Frauen statt 90 Minuten wie bei den Männern, nur 60 Minuten betrug. Außerdem wurden Jugend-Fußbälle benutzt, Stollenschuhe sollten von Frauen nicht getragen werden, Meisterschaftsspiele in der Halle wurden abgelehnt und die Saison beschränkte sich lediglich auf die Zeit vom 1. März bis zum 31. Oktober (vgl. Ratzeburg 1986, 87). Die Fußballerinnen wurden

aufgrund dieser Regeln eingeschränkt und bisweilen sogar an einer umfassenden Teilhabe am Fußballsport gehindert. Allerdings erwiesen sich diese Ende der 1960er Jahre aufgestellten Regeln als unsinnig und nicht durchführbar. Dennoch dauerte es bis 1993, bis die Spielzeit für ein Frauenfußballspiel auf 90 Minuten verlängert wurde. Trotz der außerordentlichen Entwicklung des Fußballs für Mädchen und Frauen, hat man doch noch gegen enorme Barrieren zu kämpfen. Die Hindernisse zeigen sich hauptsächlich auf informeller Ebene: in der Kommunikation zwischen den beteiligten Akteurinnen und dem Verein bzw. Verband, im Vereinsleben, bei Wettkämpfen und in der Ignoranz der meistens mit Männern besetzten Entscheidungspositionen in Verbänden und Sportredaktionen (vgl. Weigelt-Schlesinger 2008). Mütter und Lehrerinnen fürchten noch im 21. Jahrhundert – so eine Studie zum Breitensport im Mädchen- und Frauenfußball von 2006 (Kugelmann/ Möhwald 2006; Diketmüller 2006) –, dass Mädchen, die Fußball spielen, dicke Beine bekommen und lesbisch werden. Als überraschendes Ergebnis eines Forschungsprojekts zur Talentförderung von Mädchen im Fußball (Kugelmann/ Röger/ Weigelt-Schlesinger 2008) konnte unter anderem festgestellt werden, dass die Zielsetzungen des weiblichen Nachwuchses und deren Interpretation durch die TrainerInnen oft weit auseinander driften. Auswahlspielerinnen streben einen Platz in der Bundesliga- und Nationalmannschaft an, während ihre sportlichen BetreuerInnen deren Leistungsstreben als eher gering einschätzen. Die Ursachen für diese Diskrepanz sind nicht untersucht worden, doch wirken sich hier sicherlich nicht zuletzt die unbewussten und unbegriffenen Klischeevorstellungen vom Wesen der Geschlechter und die damit verbundenen Verhaltensweisen aus.

Die sozialwissenschaftliche Frauenforschung liefert hierzu einige plausible Überlegungen: Mädchen werden von ihrer sozialen Umwelt meist nicht ermutigt, Karrierestreben im Fußballsport zu entwickeln oder gar zu zeigen. Jungen dagegen, vor allem fußballtalentierte, präsentieren sich von klein auf als zukünftige Leistungsträger und imitieren bekannte Stars ihrer Sportart. Die Erwachsenen missdeuten, in Unkenntnis dieser Genderproblematik, die Zurückhaltung der Mädchen als mangelnden Leistungswillen. Angesichts der kurz skizzierten historischen Entwicklung des Frauenfußballs in Deutschland liegt es auf der Hand, ihn auch im Hinblick auf die Geschlechterordnung als gesellschaftliches Produkt zu verstehen. Fußball für Frauen folgte dem und verstärkte das gesellschaftliche System der Zweigeschlechtlichkeit und der Geschlechterhierarchie bis in die Gegenwart. Männlichkeit galt – und gilt in vielen Bereichen immer noch – in dieser dichotom strukturierten Welt als Norm, Weiblichkeit als Abweichung davon. Frauen werden schwächer, weniger mutig und weniger erfolgsorientiert wahrgenommen und entsprechend dieser Bewertung ausgegrenzt. Für einen Jungen bedeutet deshalb eine Fußballkarriere nach wie vor die Stärkung seiner männlichen Identität und damit eine Unterstützung seiner Persönlichkeitsentwicklung. Mädchen, die dabei sind, sich die Männerdomäne Fußball zu erobern, geraten, wenn es um ihr Selbstbild, ihre soziale Rolle und ihre Außendarstellung geht, immer wieder in widersprüchliche Situationen, die die Entwicklung ihrer weiblichen Identität erschweren.

So stehen auch Fußballerinnen in bestimmten Sportarten regelmäßig vor dem Dilemma, ob sie ihre Weiblichkeit beim Sport z.B. durch Engagements als Models bei einschlägigen Illustrierten betonen und so ihre Medienpräsenz stärken sollen – oder ob sie zu der ‚Leiblichkeit', zu der ihr Sportengagement sie geformt hat, zu den Muskeln, blauen Flecken, zusammengebissenen Zähnen, dem Schweiß und den Tränen stehen sollen, weil sie Ausdruck ihres Leistungswillens und Erfolgs sind. Je nachdem, wie sie sich hier entscheiden, wird ihr Bild in den Medien davon geprägt. Eine Anna Kournikova wurde wegen ihres Aussehens als weiblicher Star gehandelt, auch ohne dass sie entsprechende Leistungen im Tennis vorweisen konnte. Astrid Kumbernuss zeigte selbstbewusst ihren muskulösen Körper einer Kugelstoßerin, auch in künstlerischen Aktaufnahmen – und keiner zweifelte an ihrem Können oder ihrer Weiblichkeit. Jedenfalls werden im erfolgreichen Frauenfußballland Deutschland die Begegnungen der Nationalmannschaften zwar seit Jahren im TV überregional übertragen. Dagegen sind Berichte über Frauenbundesligaspiele nur eine Randnotiz wert bzw. werden lediglich von den regionalen Medien wahrgenommen. Die Medienpräsenz von erfolgreichen Fußballerinnen und ihre damit einhergehende gesellschaftliche Anerkennung sind im Vergleich zu den Männern geringer (vgl. dazu auch Hartmann-Tews/ Ruhlofs 2002). Ihre Siege sind den Medien weniger Zeit und Raum wert, ihre Hintergrundgeschichten finden – oft auch bei den Frauen selbst – nur marginal Beachtung. Es ist ein merkwürdiges Phänomen, dass Frauen, auch die im Fußballsport aktiven, an der Berichterstattung ebenso wenig teilhaben wollen wie an den Erzählungen, die sich um erfolgreiche Spielerinnen oder Trainerinnen ranken (vgl. dazu auch Markovits 2006). Nicht nur die Verhältnisse, die gesellschaftlichen, institutionellen, und organisatorischen Traditionen grenzen also Frauen vom Fußballbetrieb aus, Frauen selbst verzichten – ganz im Sinne des *doing-gender* – durch ihr Verhalten auf die Teilhabe an dem gesellschaftlich anerkannten Feld der Sportkultur. Markovits kritisiert diese „Apartheid der Geschlechter" (Markovits 2006, 256 f) in Bezug auf den europäischen Fußball mit scharfen Worten: „Frauen haben hier keinerlei Stimme. Wie im Fußball besitzen sie weder Autorität, Ansehen, oder Interpretationsmacht" (Markovits 2006, 259).

So stellt der Fußballsport für Mädchen und Frauen auch im 21. Jahrhundert noch ein klassisches Feld der Geschlechterdichotomie dar, dessen Dekonstruktion nur allmählich voranschreitet und dabei auf Barrieren stößt.

Wenn Frauen in diesen patriarchalisch institutionalisierten Sportbereich eindringen, dann gefährdet dieser Vormarsch die gängigen Männlichkeitsdefinitionen (vgl. Hargreaves 1994). So könnte also eine weibliche Betätigung in männlichen Gefilden auch den Verlust einer wichtigen maskulinen Identifikationsbasis bedeuten. Durch die formale Inklusion von Frauen in das Fußballmilieu wird Männern ein bisher nur von ihnen besetztes Terrain streitig gemacht. Ähnliche Phänomene zeigen sich auch in anderen Männerdomänen, wie beispielsweise dem Militär, der Polizei, aber auch in bestimmten Sportarten wie Eishockey, Boxen, Bobfahren, Ringen oder Gewichtheben (vgl. Kleindienst-Cachay/ Kunzendorf 2003).

Aus dieser gesellschaftlichen Konstellation ergeben sich sportpädagogische Zielsetzungen für Mädchen. Im Sinne des *Empowerment* sollten mehr weibliche Kinder und Jugendliche lernen, dass in der Teilhabe an der gesellschaftlich respektierten Fußballkultur auch Chancen für ihr Leben und ihre Entwicklung angelegt sind. Im weiteren Verlauf des Artikels werden die Potenziale, die das Fußballspielen für die Sozialisation von Mädchen bereithält, aus sportpädagogischer Sicht erläutert.

2 Chancen für Mädchen

Die Frauenfußballweltmeisterschaft, die 2011 in Deutschland stattfindet, kann nicht nur als Chance für eine weitere Welle der Begeisterung für den Mädchen- und Frauenfußball gesehen werden, sondern auch das kollektive Selbstbewusstsein der an diesem Sport Teilhabenden entwickeln und stärken. Im Hinblick auf dieses Großereignis ergeben sich vielfältige Gelegenheiten, spannende Spiele zu verfolgen, Vorbilder kennen zu lernen und zum aktiven Fußballspielen angeregt zu werden. Deshalb ist es wichtig, Mädchen und jungen Frauen die Möglichkeit zu eröffnen, als fachkundige Spielerin, Zuschauerin und Gesprächspartnerin von anderen Fußballfans an diesem Großereignis der Fußballwelt teilzuhaben.

Man kann die Möglichkeiten, die das Fußballspielen bereithält, auf drei Ebenen ansiedeln, auf der *individuellen*, der *interaktionalen* und der *gesellschaftlich-kulturellen* Ebene.

Im Einzelnen bedeutet Fußball spielen auf der *individuellen* Ebene einen Zugang zu attraktiven und wichtigen Bewegungs- und Körpererfahrungen:

1. einen Gegenstand – den Ball – mit Füßen geschickt manipulieren, d.h. einen Ball schießen, kontrollieren, stoppen, dribbeln,
2. ‚Bewegungskunststücke' erlernen, üben und vervollkommnen, z.B. eine Flanke schlagen, entschlossen springen, schnell und ausdauernd laufen, gelenkig und gekonnt fallen und abrollen oder den Fall beherrscht abfangen,
3. (Spiel-)Räume erobern, kontrollieren und erweitern – durch Orientierung auf dem Spielfeld, kluge Spielzüge und raumgreifendes Sich-Bewegen und Ballaktionen,
4. sich gegen den Widerstand einer Gegnerin entschlossen durchsetzen – durch zielstrebiges und entschlossenes Angreifen oder Verteidigen, ungeachtet entstehender Blessuren.

Mit dem Ball zu spielen bedeutet auf der individuellen Ebene auch eine Chance, persönliche Entwicklungsaufgaben aktiv zu lösen, z.B.:

1. die Lösung von den Eltern, weil der Fußballbetrieb eine Gelegenheit sein kann, raus zu kommen, weg vom ‚behüteten' Zuhause,

2. die Entwicklung des Selbst, weil Fußball spielen das Gefühl vermittelt, etwas Besonderes zu sein, etwas Eigenes zu haben, das mich von anderen unterscheidet und auszeichnet,
3. die Entwicklung einer eigenständigen Geschlechtsidentität, weil Mädchen erfahren können, dass ihr Körper nicht nur für andere als ‚attraktives Objekt' existiert. Indem sie sich auf ein Sportspiel intensiv einlassen, erweitern sie die Grenzen traditionell weiblicher Sozialisation. Mädchen können im Spielen ihren Körper ‚für sich' gewinnen (vgl. Bourdieu 2005).

Diese Themen eröffnen für Mädchen und junge Frauen, die sich zum ersten Mal in ihrer Bewegungsbiografie auf Fußball einlassen, Spielräume für ihre individuelle Entwicklung und stärken ihr Selbstbewusstsein.

Fußball spielen bedeutet auf der *interaktionalen* Ebene einen Zugang zu wünschenswerten sozialen Erfahrungen:

1. in der Gleichaltrigen-Gruppe einen anerkannten Platz haben – die Zugehörigkeit zu einer Mannschaft bedeutet, seine Rolle im Team zu entdecken und zu entwickeln,
2. in ein soziales Netz eingebunden sein – das gibt Sicherheit und Selbstvertrauen,
3. zu denen gehören, die ähnlich empfinden und denken – gerade im Kindes- und Jugendalter kann dies die Orientierung im Leben erleichtern.

Auch das sind Erlebnisse, die das Selbstwertgefühl von Mädchen stärken und eine Basis für den Aufbau gleichberechtigter sozialer Beziehungen im Sport und außerhalb davon sind.

Fußball spielen bedeutet auf der *gesellschaftlich-kulturellen* Ebene die Teilhabe an einem öffentlich hoch angesehenen Handlungsfeld. Dessen außerordentliche Bedeutung spiegelt sich wider:

1. in der permanenten, dichten Präsenz des Phänomens Fußball in den Medien,
2. im Stellenwert des Themas bei Alltagsgesprächen,
3. in der Aktivität einflussreicher Verbände, die an der Ausweitung der Sportart auf Mädchen und Frauen interessiert sind,
4. im Erwerb und der Ausgestaltung einer selbst bestimmten Teilhabe (*Empowerment*) an einer Männerdomäne,
5. in der Möglichkeit, sich damit aus den einengenden Zwängen weiblicher Rollenklischees zu befreien.

Was ist jedoch zu beachten, wenn Mädchen für das Fußballspielen gewonnen werden sollen, sodass ihr Interesse und ihre Freude daran nachhaltig erhalten bleiben?

3 Konzept – Hintergrund

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse aus den bereits erwähnten Projekten[1] zum Mädchenfußball im Breitensport (Kugelmann/ Möhwald 2006) und in der Talentförderung (Kugelmann/ Röger/ Weigelt-Schlesinger 2008), gaben Anlass für die Entwicklung und Erprobung des im Folgenden vorgestellten Konzeptes. Nach den Ergebnissen der Projekte kommen die meisten Mädchen im Laufe ihrer Bewegungssozialisation erst relativ spät oder gar nicht mit dem Fußballsport in Berührung. Die LehrerInnen und TrainerInnen empfinden das Bewegungsverhalten der Mädchen beim Fußballspielen als schwerfällig und irgendwie nicht ‚fußballgemäß'. Als Folge dieser negativen Einschätzung, wird das Leistungsstreben der Mädchen nicht angemessen wahrgenommen und dementsprechend auch nicht ernsthaft gefördert. Diese in Deutschland weit verbreitete Problematik war Anlass, – auf Basis einer umfassenden sportspieltheoretischen Aufarbeitung (Loibl 2001; Kröger/ Roth 1999; Kugelmann/ Weigelt-Schlesinger 2009) – ein erprobtes *Konzept zur Vermittlung des Fußballspielens an Mädchen und Frauen* zu entwickeln.

Dieses Konzept schließt damit an aktuelle theoretische Positionen der *Gender-/Frauenforschung* an, die Geschlecht als soziale Konstruktion begreifen und Sozialisation als lebenslangen Prozess verstehen, der in Wechselwirkung von Subjekt und Umwelt geschieht. Im Rahmen der Problematik von Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion wird danach gefragt, wie sich weibliche Identität in diesem Prozess herausbildet, wie die Erfahrung der herrschenden Geschlechterverhältnisse diesen Prozess beeinflusst und welche Chancen Mädchen/Frauen im Verlauf ihrer Biografie wahrnehmen können, um Widerstand gegenüber Identitätszwängen zu leisten (Bilden 1980 und 1991, Kugelmann 1996, Nissen 1998).

Für die Bewegungsarbeit mit Mädchen im Fußballsport bedeutet dies, Möglichkeiten und Übungsformen aufzuzeigen, die dazu beitragen, dass Spielerinnen:

- Freude am Fußballspielen entwickeln,
- sich für das Fußballspielen als gesellschaftliches Phänomen und wichtiges Thema der modernen Sportkultur interessieren und sich damit auseinandersetzen,
- eine nachhaltige Beziehung zu diesem Sport aufbauen und gestalten,
- stark und selbstbewusst werden und ein positives Körperselbstbild finden.

Das Konzept soll dazu beitragen, dass Mädchen im Sinne des ‚*Empowerment*'[2] (Zimmermann 2000) an den Chancen und Möglichkeiten dieser Sportart teilhaben können, dadurch in ihrer persönlichen und sozialen Entwicklung gestärkt werden und ihr Leben bereichern.

Im Sinne einer kritischen Pädagogik und Entwicklungstheorie können Training und Sportunterricht nicht direkt das Verhalten und Bewusstsein der Lernenden verändern. Es kann nur die herausfordernde Situation hergestellt, der

‚Spielraum' arrangiert werden, in dem die Mädchen selbst ihre Chance ergreifen, Herausforderungen annehmen, sich mit Neuem auseinandersetzen und so Verantwortung für sich und ihre Entwicklung übernehmen. Die Inszenierung von Lehr-Lern-Einheiten, deren Leitlinien und Bausteine im folgenden Abschnitt dargestellt werden, folgt somit einem Unterrichtskonzept, in dem Vermittlung als Konstruktionsprozess von Lehrenden und Lernenden verstanden wird.

4 Sportspieldidaktische Gestaltung – Mädchen stärken

Die hier empfohlene Vorgehensweise bei der Vermittlung des Fußballspielens setzt an den *Stärken* der Mädchen an, an ihrer Bewegungs- und Spiellust, ihrem Lerneifer, ihrem Verstand und ihrem Teamgeist. Wichtig ist, dass Lehrpersonen die Mädchen kennen und ihre Bewegungsbiografie respektieren. Aus sportpädagogischer Sicht und unter der Perspektive der Mädchenparteilichkeit sollen Mädchen erfahren, dass sie ihre weibliche Identität über die Grenzen herkömmlicher Weiblichkeitsbilder hinaus ausweiten und so bisher vernachlässigte oder verborgene Potenziale entfalten können. Neben der Spielkompetenz und der Freude am Spiel sollen die Spielerinnen positive Ressourcen für die Entwicklung einer selbstbewussten Identität entdecken und nutzen lernen. Solche Lernprozesse können im Schulsport, im Sportverein oder von unterschiedlichen Anbietern während eines Mädchenfußballcamps angeregt und angeleitet werden.

Um den unterschiedlichen Vorerfahrungen und Motiven der Mädchen gerecht zu werden, hat es sich in der Praxis des geschlechtssensiblen Sportspielunterrichts bewährt, Spielerinnen nach dem Grad ihrer Erfahrung mit einer Sportspielart, hier mit Fußball, zu unterscheiden und den Unterricht bzw. das Spielangebot entsprechend zu differenzieren (vgl. Kugelmann/ Sinning, 2004).

In der Gruppe der *Erfahrenen* gibt es die leistungsorientierten Mädchen, die in Wettkampfrunden mitspielen und den Erfolg suchen. Es gibt auch leistungsstarke aber weniger erfolgsorientierte Mädchen, die sich vor allem Spielspaß und Kontakte mit der *Peer-group* wünschen.

Die Gruppe der *Unerfahrenen*, d.h. derjenigen, die erst spät oder noch gar nicht zum Fußball gefunden haben, ist im Schulsport sowie im breitensportorientierten Angebot der Ganztagsschule und des Vereins sehr groß. Sie ist oft Quelle von Konflikten und Lehr-Lern-Problemen. Auch in dieser Zielgruppe gibt es mehr oder weniger leistungsorientierte Mädchen und solche, die Erfahrungen aus anderen Sportspielen mitbringen, z.B. weil sie einige Jahre Basketball gespielt haben und nun zu einer Mädchen-Fußballmannschaft stoßen. Andere kommen aus der Leichtathletik oder vom Geräteturnen, wieder andere haben vorher kaum regelmäßig Sport betrieben, haben aber Lust und Motivation, nun richtig Fußball zu spielen und sich zu beweisen.

Darüber hinaus ist eine relativ hohe Anzahl derer zu beobachten, die dem sportlichen Spielen mit dem Ball, speziell dem Fußball, *ablehnend* gegenüber ‚stehen', sei es wegen frustrierender Erlebnisse im Schulsport oder weil sportbetontes Spielen mit dem weiblichen Selbstbild und den bisherigen Erfahrungen

ihrer Sozialisation wenig vereinbar zu sein scheint. Angst vor dem Neuen, Fremden und vor Misserfolg bestimmt die Haltung der Fußballspielverweigerinnen.

Diese unterschiedlichen Erfahrungsstufen charakterisieren meist das Bild von Mädchenteams im Schulsport oder im Anfängerbereich des Vereins und fordern von den Lehrpersonen ein hohes Maß an Geduld und Einfühlungsvermögen, aber auch an Fachkenntnis und Erfahrung.

4.1 Was bedeutet Spielen für spielunerfahrene Mädchen?

Unerfahrene Spielerinnen scheinen aus ExpertInnensicht zahlreiche unproduktive Spielhandlungen hervorzubringen. Der Schein trügt jedoch. Für diese Spielerinnen haben ihre Aktionen eine subjektive Bedeutung, auch wenn sie sich dessen meist nicht bewusst sind. Beispiele mögen dies illustrieren: Viele Mädchen laufen ständig auf dem Spielfeld herum, weil sie die komplexen Laufwege von geübten Fußballspielern aus der Position der Zuschauerin heraus nicht verstehen und meinen, das permanente Umherlaufen gehöre eben zum Fußballspielen. Sie spielen den Ball gleich nach der Annahme wieder ab – meist aus Verlegenheit, nicht wissend, wo er hinzuspielen wäre. Sie schießen ihn mit voller Wucht in Richtung Mitspielerin, weil sie das Gefühl haben, nur mit viel Kraft könne er überhaupt so weit befördert werden. Sie bemühen sich nicht, den Ball wieder zu erobern, weil sie die Effektivität dieser Aktion für den Erfolg der eigenen Mannschaft nie erfahren und kein Gefühl für das hier richtige ‚Timing' haben. Sie sind irritiert, wenn durch Ballverlust oder Fehlschuss ihre Angriffsaktion plötzlich unterbrochen und stattdessen die Verteidigung und Abwehr des gegnerischen Angriffs erforderlich wird. Die rasche Umstellung von Angriff auf Verteidigung und umgekehrt gelingt nicht, weil die Orientierung auf dem Spielfeld noch schwierig ist.

Das Einüben bloßer Techniken allein kann diese Gewohnheiten nicht verändern. Wenn Grundfertigkeiten des Fußballspiels – passen, stoppen, dribbeln, schießen – unabhängig vom Spielgeschehen erlernt werden, ist deren Übertragung in die Komplexität des Spielgeschehens schwierig, ja fast unmöglich. Als Teil eines mehrköpfigen Teams, dessen Mitglieder sich in unüberschaubarer, ständiger Bewegung befinden, im Trubel des Kampfes um den Ball, bedrängt von den Gegenspielerinnen, unter dem im Spiel oft vorherrschenden Erfolgsdruck und begleitet von der Angst, sich durch Ballverlust zu blamieren, gelingen auch gut geübte Handlungen mit dem Ball nicht mehr.

Um Mädchen für ein gelingendes Spielerlebnis fit zu machen, muss die Vermittlung spielerischer Fähigkeiten und Fertigkeiten an den (oft misserfolgsgeprägten) *Vorerfahrungen* der Mädchen anknüpfen und in Zusammenhang mit realistischen Spielsituationen gebracht werden. Eine unabdingbare Voraussetzung für gelingendes Spiel ist zudem, dass Spielerinnen sich auf dem Spielfeld orientieren lernen – dass sie wahrnehmen, wo freie Räume nutzbar sind, um sich freizulaufen und anspielen zu lassen; dass sie gleichzeitig wissen, wo sich der Ball, die Mitspielerin, die Gegenspielerin und das Ziel, das Tor, befinden; dass sie das eigene Verhalten – laufen, stehen bleiben, abspielen, oder dribbeln – an

diesen aktuellen Gegebenheiten ausrichten. Die Erfahrung, solche Spielaufgaben erfolgreich bewältigen zu können, enthält letztlich die Chance, die Persönlichkeit und (weibliche) Identität zu stärken und zu entwickeln.

4.2 Didaktische Leitlinien des Konzepts

Das Vermittlungskonzept ist eng an das so genannte *genetische Lehr-Lern-Konzept* der Sportspieldidaktik angelehnt, wobei die Lernenden am ursprünglichen Spielproblem arbeiten und selbsttätig Lösungsstrategien für die damit verbundene Aufgabe entwickeln. Dabei wird ganz besonders das „sokratische Prinzip" in den Vordergrund gerückt. Die Lehrperson greift problematische Spielsituationen heraus, friert sie ein – *freezing*, erklärt die Sachlage und fragt die Spielerinnen selbst nach adäquaten Lösungsmöglichkeiten. So werden die Einsichtsfähigkeit, das Spielverständnis und die Selbstständigkeit der Spielerinnen gefordert. Die Lehrpersonen unterstützen und lenken die Lernenden indirekt (vgl. Wagenschein 1991; Loibl 2001).

Auch die „Philosophie der Ballschule" (Roth/ Kröger/ Memmert 2002) findet Eingang in das sportspieldidaktische Konzept zur Vermittlung des Fußballsports für Anfängerinnen. In diesem Sinne sollen Teilnehmerinnen vor allem wieder frei Spielen lernen, Spielsituationen erfassen, Chancen der Spielgestaltung wahrnehmen und verstehen, wie sie zu nutzen sind. Außerdem erlangen sie Verständnis für den Umgang mit und den Sinn von Spielregeln (vgl. dazu Kröger/ Roth1999, 10 ff).

Darüber hinaus haben wir uns von den Überlegungen von Wein (2007) anregen lassen, der speziell für junge SpielerInnen unter 10 Jahren ein „Fußball-Entwicklungs-Modell" entworfen hat. In dem Handbuch *Developing Youth Football Players* geht es um ein Konzept der spielgemäßen Vermittlung dieser Sportart, das altersgemäß – „age-appropriate football" und entwicklungsgemäß „the natural development of young players" (Wein 2007, 2 ff) angelegt ist und sich vorrangig an den Stärken der jungen SportlerInnen orientiert. Die in dem Konzept vorgeschlagenen Übungs- und Spielaufgaben entsprechen den Bedürfnissen und Interessen junger, unerfahrener Fußballspielerinnen. Sie eignen sich wegen der Betonung von Erfolgserlebnissen beim Lernen grundsätzlich für die Adressatinnen des hier vorgestellten Konzepts – die bisher im Fußball eher unerfahrenen, häufig bereits von sportlichen Misserfolgen geprägten Mädchen.

Zusammenfassend sind folgende *sportspieldidaktische Leitlinien* herauszustellen:

- adressatInnenbezogen arbeiten (Spielanfängerinnen, Fortgeschrittene, Ambitionierte), d.h. an Vorerfahrungen anknüpfen,
- Unterricht öffnen (für passende Ziele, Aufgaben und Methoden),
- auf die Wünsche und Bedürfnisse der Spielerinnen eingehen (Zuwendung, Einfühlung, Geduld und Beständigkeit, Mädchenorientierung),

- Stärken entdecken und ausbauen, Misserfolgserlebnisse eher vermeiden – unbedingt aber konstruktiv aufarbeiten,
- Regeln im Spielzusammenhang verstehen und kennen, Regeln je nach Spielsituation und Spielthema/ Spielabsicht verändern,
- das Üben mit dem Ball an bestimmten Spielszenen orientieren (zur Herstellung eines nachvollziehbaren Sinnzusammenhangs),
- spielen von Anfang an, (weil gerade Mädchen die Spielerfahrung fehlt) – nach dem Motto: die Komplexität der Spielsituation erhalten, dabei jedoch die technischen Anforderungen gemäß dem Könnensstand der Teilnehmerinnen didaktisch reduzieren (in Anlehnung an das Konzept der Ballschule von Roth/ Kröger/ Memmert 2002),
- anregen zur Selbstständigkeit und zum Mitdenken (Wechsel von Machen und Denken).

Die Unterrichtseinheiten (vgl. Kugelmann/ Weigelt-Schlesinger 2009) orientieren sich an den dargestellten Leitlinien. Der angestrebte Vermittlungsprozess vollzieht sich mit und durch Reflexionsphasen, Bewegungsaufgaben, Problemstellungen und Übungen, die ihrerseits in Bezug zu Spielsituationen stehen. So können bei den Lernenden Handlungsschemata entwickelt werden und der Bezug von individueller Wahrnehmung und beobachtbaren Bewegungshandlungen im Lehr-Lern-Prozess genutzt werden. Die Themen der Praxiseinheiten erstrecken sich – je nach Lernstand und spezieller Situation vor Ort – z.T. über mehrere Stunden hinweg, müssen also nicht in einer Einzelstunde behandelt werden. Die Themenvorschläge können dementsprechend beliebig ausgestaltet und immer wieder neu aufgegriffen werden.

Die Aufgaben in den einzelnen Abschnitten der Einheit sollen jeweils am Thema orientiert sein und miteinander in einem sinnvollen Zusammenhang stehen. Im Begriff ‚Thema' ist der Sinn, die Perspektive oder die Absicht formuliert, mit der die ‚Sache' – das Fußballspielen und seine verschiedenen Anforderungen – vermittelt werden. So steht z.B. im ersten Thema des Lehrgangs „Den Ball als Freund erfahren" der vielfältige, geschickte, spielerische Umgang mit dem Ball allein und mit/gegen Partnerin (Sache) im Mittelpunkt der Lehr-Lern-Einheit, mit dem Ziel, vorhandene Berührungsängste zu vermindern und sich so allmählich mit dem Spielgerät ‚anzufreunden'.

5 Fazit – Konsequenzen:

Das hier vorgestellte Konzept eröffnet für Mädchen und junge Frauen, die sich zum ersten Mal in ihrer Bewegungsbiografie auf Fußball einlassen, Spielräume für ihre individuelle Entwicklung und kann ihr Selbstbewusstsein stärken. Fußballspielen ist potenziell hilfreich, soziale Rollenklischees zu überwinden und damit dem historisch und gesellschaftlich bedingten, auch heute noch vielfach wirksamen Weiblichkeitszwang zu begegnen.

Wenn Mädchen und Frauen mit Gewinn spielen lernen sollen, brauchen sie Angebote, die adressatengerecht auf sie zugeschnitten sind. Sie haben ein Recht

auf Lehrkräfte und TrainerInnen, die sensibel auf ihre Stärken und Schwächen eingehen, die ‚weibliche' Bewegungskarrieren akzeptieren und an diese anknüpfen; die aber auch zeigen, mit welchen Aufgaben, Übungen und Spielvariationen die Spielerinnen ihr Spiel finden, in Gang setzen und freudvoll laufen lassen können. Nur mit solcher mädchenparteilicher Gestaltung von Spielangeboten kann es gelingen, dass Mädchen lernen, ‚elegant und offensiv' zu spielen.

Die Umsetzung der Forderung nach Mädchenparteilichkeit im Training allein reicht jedoch nicht aus, um Verhältnisse und Strukturen zu verbessern. Die Mechanismen der kulturellen Reproduktion von Identitätszwang gegenüber Mädchen und Frauen, die Fußball spielen, sind im Fußballmilieu so komplex, dass es nicht genügt, individuelle Handlungsweisen zu verändern. Man wird deshalb bei der Sensibilisierung für die Thematik nicht stehen bleiben können. Vielmehr gilt es, am vorhandenen Problembewusstsein anzuknüpfen und bestimmte Themen aus dem Bereich Fußball und Frauen/ Mädchen z.B. als Tagungsordnungspunkte des Verbandes, der Vereine und der Schulen (Sportlehrerkonferenzen und Weiterbildungen) zu diskutieren und in die Strukturen der Organisationen zu integrieren.

Sobald Mädchen und Frauen ganz selbstverständlich in das Fußballvereinsleben integriert sind und am Fußballsport der Schule partizipieren, wird es weniger zu Vorurteilen kommen. Die erfreulichen Entwicklungen des Fußballsports im Frauenbereich, die eingangs geschildert wurden, bestätigen dies. Eine gezielte Kommunikation und die Rezeption bestimmter Handlungen und Entscheidungen, wie die Durchführung des hier vorgestellten Konzepts zur Vermittlung von Fußball für Mädchen, können zudem dazu beitragen, dass sich bestehende Disbalancen der Geschlechterverhältnisse im Fußballsport nicht weiter verfestigen. Der frauen- und mädchenparteiliche Ansatz der Vermittlung des Fußballspielens macht zukunftsweisende Denk- und Handlungsalternativen für alle beteiligten Akteurinnen und Akteure sichtbar.

Anmerkungen

1 Beide Projekte wurden von der Forschungsgruppe Mädchenfußball am Institut für Sportwissenschaft und Sport der Universität Erlangen Nürnberg von 2004 bis 2007, unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Claudia Kugelmann bearbeitet.

2 Von *Empowerment*, einem Begriff aus der Sozialpsychologie, der in letzter Zeit gerade im Zusammenhang mit Gesundheit und geschlechtsorientierter Jugendarbeit zunehmende Bedeutung erlangt hat, spricht man, wenn Menschen nicht nur individuell in ihrer persönlichen und sozialen Entwicklung gestärkt werden, sondern darüber hinaus auch Kompetenzen erwerben, die es ihnen ermöglichen, sich in gesellschaftliche und kulturelle Prozesse teilhabend und gestaltend einzubringen. Die damit verbundene Bereicherung des Lebens trägt wiederum zu mehr Zufriedenheit und zur Stärkung allgemeiner Ressourcen bei.

Literatur

Bordieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Breuer, Hubertus (2008) „Mensch ändere dich." *Süddeutsche Zeitung* 1./2. März 2008: 22.

Campbell, Joseph (1999) *Der Heros in tausend Gestalten*. Frankfurt/M.: Insel.

DFB (2008) *Deutscher Fußball-Bund*. „Mitglieder 2008: Über eine Million Frauen und Mädchen." 31. März 2008. 8. Sept. 2009 <http://www.dfb.de/index.php?id=500014&tx_dfbnews_pi1[showUid]=13813&tx_dfbnews_pi1[sword]=mitgliederstatistik&tx_dfbnews_pi4[cat]=121>.

Dietrich, Knut/ Gerd Landau (2003) *Sportpädagogik*. Butzbach: Afra.

Diketmüller, Rosa (2006) „Frauenfußball – ein Paradigmenwechsel?" *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/ M.: Campus, 347-365.

Elias, Norbert/ Eric Dunning (2003) *Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation*. Frankfurt/M.: Piper.

Edwardson, Ake (2007) *Samuraisommer*. Berlin: Carlsen.

Goffmann, Erving (2002) *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.

Hargraves, Jennifer (1994) *Sporting Females. Critical issues in the history and sicology of women's sports*. London/ New York: Routledge.

Hartmann-Tews, Ilse/ Bettina Ruhlofs (2002) „Die Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in der Sportberichterstattung." *Mediensport*. Hg. Jürgen Schwier. Hohengehren: Schneider, 125-150.

Kleindienst-Cachay, Christa/ Annette Kunzendof (2003) „Männlicher" Sport – „weibliche" Identität?" – Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten." *Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Petra Gieß-Stüber/ Marie-Luise Klein/ Christa Kleindienst-Cachay/ Karen Petry. Opladen: Leske+Budrich, 109-150.

Kröger, Christian/ Klaus Roth (1999) *Ballschule. Ein ABC für Spielanfänger*. Schorndorf: Hofmann.

Kugelmann, Claudia (1996) Starke *Mädchen, schöne Frauen? Über Identitätszwang und Sport im Alltag*. Butzbach: Afra.

Kugelmann, Claudia/ Silke Sinning (2004) Hg. Mädchen spielen Fußball. *Sportpädagogik* 28 (3): 4-12.

Kugelmann, Claudia/ Marit Möhwald (2006) *Begleitstudie zum DFB Mädchenfussball-Programm*. Unveröffentlichter Projektbericht. Universität Erlangen-Nürnberg.

Kugelmann, Claudia/ Marit Möhwald (2007) „Begleitstudie zum *DFB* Mädchenfußball-Programm." *Gleichheit und Differenz in Bewegung. Beiträge aus der dvs-Kommission „Frauenforschung in der Sportwissenschaft."* Hg. Petra Gieß-Stüber/ Gabriele Sobiech. Hamburg: Feldhaus, 146-153.

Kugelmann, Claudia/ Ulrike Röger/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2008) *Mädchenfußball unter der Lupe*. Hamburg: Czwalina.

Kugelmann, Claudia/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2009) *Mädchen spielen Fußball – Ein Fußballkurs für Spielanfängerinnen in Schule und Verein*. Schorndorf: Hofmann.

Loibl, Jürgen (2001) *Basketball Genetisches Lehren und Lernen*. Schorndorf: Hofmann.

Markovits, Andrei S. (2006) „Fußball in den USA als prominenter Ort der Feminisierung." *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.:Campus, 255-276.

Pfister, Gertrud (2001) *Frauen im Spitzensport*. Hamburg: Feldhaus.

Ratzeburg, Hannelore (1986) „Fußball ist Frauensport. Die Durchsetzung neuer Sportarten für Frauen." *Frauen – Bewegung – Sport*. Hg. Sylvia Schenk. Hamburg: Czwalina, 85-94.

Ratzeburg, Hannelore/ Horst Biese (1995) *Frauen, Fußball, Meisterschaften*. Kassel: Agon.

Roth, Klaus/ Christian Kröger/ Daniel Memmert (2002) *Ballschule Rückschlagspiele*. Schorndorf: Hofmann.

Spitaler, Georg (2006) „Fernsehfußball als maskulines Melodram." *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 140-156.

Sülzle, Almut (2005) „Fußball als Schutzraum für die Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion." *gender kicks – Texte zu Fußball und Geschlecht*. Hg. Koordinationsstelle Fanprojekte bei der Deutschen Sportjugend. Frankfurt/ M.: Aalexx, 37-52.

Wagenschein, Martin (1991) *Verstehen Lernen*. Weinheim/ Basel: Beltz.

Wein, Horst (2007) *Developing Youth Football Players: Tap the full potential of your young footballers*. Leeds: Human Kinetics.

Zimmermann, Mark A. (2000) „Empowerment Theory. Psycholgical, Organizational and Community Levels of Analysis." *Handbook of Community Psychology*. Hg. Julian Rappaport/ Edward Seidman. New York: Kluwer Academic/ Plenum Publishers, 43-63.

Gabriele Sobiech

Spielen Frauen ein anderes Spiel? – Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen

1 Fußball und Geschlecht

Trotz aller Erfolge des bundesdeutschen Mädchen- und Frauenfußballs hat sich an der Tatsache, dass der Fußballsport ein männliches Territorium darstellt, nichts geändert. Meuser (2008, 117 f) beschreibt z.B. Fußball als eine Strukturübung, in der die Einheit von Wettbewerb und Solidarität sowie die Abwertung des Weiblichen als zentrale Elemente der Strukturlogik von (hegemonialer) Männlichkeit eingeübt werden können. Fußball funktioniert demnach nach Regeln, die auch außerhalb des Sportspiels, in den „ernsten Spielen des Wettbewerbs" (Bourdieu 1997, 203), Gültigkeit besitzen.

Eine weitere Ursache für die Sicht auf Fußball als „Arena der Männlichkeit"[1] hängt vorrangig mit der Position des Fußballsports im deutschen Sportraum zusammen, denn dieser verkörpert das Bild der Nation, das diese sich von sich selbst machen will. Zugeschriebene Nationaltugenden wie Disziplin, Fleiß und Kampf bis zum letzten Schlusspfiff werden auf dem Rasen inszeniert (vgl. Gebauer 2006, 118 ff). Wenn ein Sport auf eine solche Weise zentral für ein Land wird, wird er zum exklusiven Ort männlicher Vergemeinschaftung, von dem Frauen tendenziell ausgeschlossen bleiben. Dies zeigt auch die Geschichte des Frauenfußballs, obwohl sich faktisch gesehen Frauen vom Fußballspielen trotz dieser Verbote nicht abhalten ließen (vgl. Pfister 2008, 7 ff). Aber dennoch, eine Kolonialisierung des „streng männlich-heterosexuell geordneten Fußballkosmos" (Sülzle 2005, 37) durch Frauen oder sogar seine „Feminisierung" wie in den USA (Markovits/ Rensmann 2007, 131) ist in Deutschland kaum vorstellbar. So wurden Frauenfußballteams vom Deutschen Fußballbund 1970 auch nur mit gewissen Einschränkungen – es gab zahlreiche Regeländerungen – zugelassen, so dass dieser Einschluss, wie Müller (2007, 132) es formuliert, als „segregierte Inklusion", bzw. als „Geburtsstunde einer neuen Sportart", nämlich Frauenfußball,[2] bezeichnet werden muss. Spielen Frauen also ein *anderes* Spiel? Strukturelle Unterschiede jedenfalls, z.B. finanzielle Abhängigkeiten in einem männerdominierten Fußballverein, die persönlich herzustellende Vereinbarkeit von beruflichen Tätigkeiten mit Fußballtraining und Wettkampfbetrieb, das

fehlende Medieninteresse, das ein Mangel an Sponsoren zur Folge hat, weisen darauf hin, dass, ähnlich dem unzulässigen Vergleich von Äpfel und Birnen, auch Frauenfußball nicht mit Männerfußball verglichen werden kann.

Diese These möchte ich im Folgenden am Beispiel des SC Freiburgs in der 1. Bundesliga Frauen belegen. Nach einer Analyse ausgewählter struktureller Bedingungen (2) folgen Ausführungen zur Selbstbildung der Fußballspielerinnen in jungendominierten Spielräumen sowie zu körperlich verankerten Dimensionen des Habitus im Rahmen dieser Selbstbildungsprozesse. Letztere sind der bewussten Reflexion nur in Teilen zugänglich und werden mit Hilfe der ethnografischen Beschreibung und Analyse von Zweikämpfen explizit gemacht (3). Gründe für die spezifische „Logik der Praxis", die als ‚gegnerisches Miteinander' erscheint, liegen vor allem im Bruch mit körperlichen Routinen in der Pubertät (4). Das diesen biografischen Erfahrungen zugrunde liegende Wechselverhältnis von strukturierenden Bedingungen und dem Werden und Handeln der Akteurinnen wird in der Zusammenfassung (5) noch einmal aufgegriffen, um zu verdeutlichen, warum das Spiel *anders* gespielt wird.

2 Spielräume im Frauenfußball: Chancen und Begrenzungen am Beispiel des SC Freiburgs

Der Traditionsverein SC Freiburg, der 1904 gegründet wurde, bietet sich zur Untersuchung von Frauenfußball besonders an, da hier mit einer Unterbrechung Frauenfußball bereits seit den 1970er Jahren etabliert ist. Seit 1992 spielten die Freiburgerinnen bereits sieben Mal um den Aufstieg in die 1. Liga. Erfolgreich waren sie im Jahr 1998, stiegen allerdings in der nächsten Saison wieder ab. Seit 2001 spielen sie konstant in der 1. Bundesliga.

Bevor nun genauer die strukturellen Bedingungen, die die Praxis des Fußballspielens beeinflussen, in den Blick genommen werden, sollen zunächst die empirischen Zugänge zum Feld Frauenfußball kurz beschrieben werden.

2.1 Zum Forschungsdesign

Ich habe mir in einem ersten Schritt die Frage gestellt, in welcher Weise die Ordnungsmuster der Zweigeschlechtlichkeit – nicht zu übersehen in den Bezeichnungen ‚Fußball' und ‚Frauenfußball' –, für Fußballspielerinnen biografisch relevant werden. Denn in der erzählten Lebensgeschichte wird ja zugleich Bezug genommen auf soziale Räume und damit auch auf Geschlechterverhältnisse, die individuelle Entwürfe zulassen, unterstützen oder einschränken können. Zu diesem Zweck habe ich themenzentrierte Interviews, insgesamt elf, mit den Fußballspielerinnen der 1. Bundesliga des SC Freiburgs im Rahmen von Methodologie und Methode der Biografieforschung und zusätzliche Experteninterviews, z.B. mit dem Mädchenreferenten für den Bezirk Freiburg und dem damaligen Trainer Dietmar Sehrig, durchgeführt.

Um neben der expliziten Thematisierung und Interpretation biografisch relevanter, auch geschlechtsbezogener Erfahrungen im Interview ebenso die körperlich verankerte Dimension des Habitus zu erfassen, die der bewussten Reflexion zum großen Teil verschlossen bleibt, haben wir[3] in einem zweiten Schritt das interaktive Geschehen auf dem Fußballplatz durch eine audiovisuelle Aufzeichnungstechnik[4] konserviert. Die Verstrickung des Körpers in Sozialisationsprozesse, das praktische Wissen, haben wir versucht in empirisches Wissen zu überführen, indem wir Zweikämpfe, die den Körper unmittelbar ‚ins Spiel bringen', in Sprache gefasst haben.[5]

Auch die Fußballspielerinnen sollten die Möglichkeit erhalten über die Analyse dieser Beschreibungen ihre eigenen Erfahrungen zu entdecken, indem sie vorher nur halb Gewusstes erstmalig klar erkennen. Sie sollten also nicht nur wissen, wie etwas zu tun ist, sondern wie sie es tun (vgl. Hirschauer 2001a, 444). D.h. die Ergebnisse der Analyse dieser Zweikampfsituationen wurden in einem dritten Schritt den befragten Fußballspielerinnen präsentiert und von ihnen diskutiert.[6]

Wie angekündigt soll im Folgenden zunächst die strukturelle Einbettung des Frauenteams in einen Großverein mit dem Schwerpunkt Männerfußball betrachtet werden. Dazu gehören die Ausstattung und Ressourcenzuteilung durch den Verein, aber auch die Zuschauerzahlen, die Bildung von Fanclubs, und nicht zuletzt die Darstellung des Frauenfußballs in der regionalen Berichterstattung. Aus Platzgründen sollen lediglich zwei Aspekte Erwähnung finden: zum einen die Zuteilung der Finanzen durch die Profiabteilung des SC Freiburgs und zum anderen die Trainings- und Wettkampfbedingungen der 1. Bundesliga Frauen innerhalb des Vereins.

2.2 Zuteilung der Finanzen

Der Etat, der der Frauen-Bundesliga zur Verfügung gestellt wird, kommt aus der Profiabteilung der Männer. Damit werden Bälle, Trainingsanzüge und Trikots, Fahrten und Unterkünfte bei auswärtigen Spielen finanziert. Offiziell umfasst der Etat 200.000 Euro, für die Saison 2007/08 war ein Etat von 333.000 Euro vorgesehen. Die Finanzierung über die Profiabteilung hat zunächst einmal den Vorteil, dass das Frauen-Bundesliga-Team von Sponsorengeldern unabhängiger ist.

> Ich denke, für uns und auch für alle, die an einem Bundesligaverein dran sind, ist dieser Weg der bessere Weg. Vor allen Dingen auch die Sicherheit. Die Sicherheit, wir haben jetzt die Situation bei Heike Rheine z.B., die mit uns in unmittelbarer Konkurrenz sind, da munkelt man, da heißt es, gestern z.B. sagt jemand zu mir, machen Sie sich keine Gedanken, auch wenn ihr absteigen solltet, es wird doch gemunkelt, dass Heike Rheine gar nicht zahlungsfähig ist, die haben kein Geld

> mehr. D.h. irgendwann werden die zurückgezogen und dann wäret ihr wieder dabei, weil ihr zahlt, weil ihr zahlen könnt. (Trainer Dietmar Sehrig) [Der Bundesligaverein Heike Rheine exisitiert mittlerweile nicht mehr (G.S.).]

Finanziert werden von dieser Summe neben Ausstattung, Transport und Unterkunft auch die Spielerinnengehälter, wobei es sich angesichts der kleinen Beträge fast verbietet, von Gehalt zu sprechen. Die jungen Spielerinnen, die im Internat oder in einer Wohngemeinschaft mit anderen Spielerinnen leben, erhalten die Internatskosten oder Aufwendungen für Miete erstattet. Die anderen bekommen im Höchstfall 400 Euro monatlich zuzüglich einer kleinen Gewinnprämie bei gewonnenen Spielen. Ein Fakt, den der neue (inzwischen vom Vorstand aufgrund seiner öffentlichen Äußerungen entlassene) Trainer Alexander Fischinger jüngst gegenüber der *Badischen Zeitung* kritisierte, da z.B. die Leistungsträgerinnen der 1. Liga, sicher auch aus finanziellen Gründen, in andere Vereine überwechselten. In Wolfsburg, so Fischinger, erhalten die Spielerinnen die dreifache Summe (vgl. *Badische Zeitung* 30.08.2008).

Für die jungen Spielerinnen hingegen, die zumeist aus kleineren Vereinen kommen, in denen sie u.U. sogar ihr eigenes Trikot noch finanzieren mussten, bedeutet der Aufstieg in die Bundesliga und die dadurch zur Verfügung gestellten Ressourcen und Versorgungsleistungen einen enormen Zugewinn.

> Ich finde es im Großen und Ganzen sehr gut, was da alles abläuft. Klar, zu unseren Auswärtsspielen treffen wir uns immer oben am Stadion, der Bus steht immer schon da, mit den ganzen Trikots, Aufwärm-T-Shirts, Pullis, das kommt alles von unserer Betreuerin, die sammelt die ganzen Trikots alle immer ein und bringt sie komplett zu einer Wäscherei und bringt sie uns dann auch wieder komplett fertig. Da müssen wir eigentlich nie irgendwie was gucken. Oder dann werden auch immer Getränke mitgenommen oder es sind Brezeln da oder im Bus, dass es da eigentlich nie an etwas fehlt, und zur Not, wenn wir jetzt irgendwie Bedarf haben, um etwas zu essen und zu trinken, wenn wir dann an der Raststätte halten, dürfen wir auch was kaufen und dürfen den Beleg mitnehmen und das kriegen wir dann erstattet. Es ist eigentlich nie so, dass da jemand verhungert oder verdurstet.[7] (J)[8]

Angesichts der Millionenbeträge, die männliche Fußballspieler pro Jahr erhalten, sind diese Errungenschaften wohl mehr als bescheiden. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass die jungen Spielerinnen in einer Situation sind, in der sie sich erst bewähren, also zeigen müssen, ob sie den Aufstieg in die Bundesliga tatsächlich bewältigen können. Dadurch sind sie sicher weit davon entfernt Forderungen zu stellen, wie z.B. die älteren Spielerinnen, die vor allem mit der finanziellen Unterstützung unzufrieden sind.

> Heute frage ich mich, warum ich nicht eine andere Sportart gemacht habe, wo ich hätte mehr Geld verdienen können mit meinem Talent oder wo ich hätte mehr Ruhm dafür bekommen oder so. (E)

Was die Bezahlung der Spielerinnen angeht, glaubt auch der ausgeschiedene Trainer Dietmar Sehrig, dass der SC Freiburg sich langfristig darüber Gedanken zu machen habe, „dass seine Spieler[innen] bald mehr trainiert werden, irgendwann mal mehr verdienen" müssen. Aber selbst die gewährte geringe finanzielle Unterstützung stünde infrage – und hier zeigen sich zugleich die Abhängigkeiten in einem männerdominierten Verein – wenn die 2. Bundesliga der Männer absteigen sollte. „Das wäre natürlich fatal", sagt Trainer Sehrig, „dann hätten wir langfristig ein Problem, das ist richtig."

2.3 Analyse der Trainingsbedingungen

Das viermal in der Woche stattfindende Training hat sich inzwischen in Richtung Professionalisierung durchaus positiv entwickelt, d.h. neben dem fußballspezifischen Training haben die Frauen inzwischen auch ein Krafttraining zu absolvieren, das im Kraftraum des Olympiastützpunktes stattfindet. Diese Kooperation zwischen SC und Stützpunkt besteht seit 2006. Neben dem Trainer stehen dem Team eine Co-Trainerin, die Managerin und zwei Physiotherapeuten zur Verfügung.

Stellt man allerdings die Zuteilung des Platzes, auf dem trainiert wird und die Wettkampfspiele ausgetragen werden, in den Fokus, wird der Stellenwert deutlich, den die 1. Bundesliga Frauen im SC Freiburg erhält. Die Zuweisung des Platzes steht symbolisch für den Platz des Teams innerhalb des Vereins[9]. Dem SC stehen innerhalb von Freiburg zwei Stadien zur Verfügung, das Badenova Stadion, das eigentliche Herzstück des Vereins und Vereinssitz, und das Möslestadion, in dem die Oberliga der Männer sowie die A- und B-Junioren spielen. Das Weststadion aber, in dem die Frauen ab der Saison 2006/07 ihre Spiele austragen, liegt etwa 10 km von Freiburg und dem Zentrum des Vereins entfernt. Davor stand jahrelang nur das Stadion in Sexau, etwa 20 km vom Zentrum des Vereins entfernt, für die Spielaustragung zur Verfügung. In der letzten Saison 07/08 wurde im Weststadion die Tribüne wegen baufälliger Substanz für ZuschauerInnen gesperrt. Dass dies Einfluss auf die ZuschauerInnenzahlen hat, lässt sich wohl nicht abstreiten. Erst ab dieser Saison (08/09) ist das Möslestadion vom Vereinsvorstand als Austragungsort für die Bundesligaspiele der Frauen freigegeben.

Ein ganz entscheidendes Defizit bezüglich des Trainings ergibt sich durch die mangelnde Professionalisierung des deutschen Frauenfußballs insgesamt. Während die männlichen Fußballspieler sich als Profis voll auf Training und Spiele konzentrieren können, müssen sowohl der Trainer zu 50%, die Spielerinnen aber zu 100% einer Ausbildung, einem Studium oder einem Beruf nachgehen.

> Ich arbeite täglich 8 oder 9 bis zu 10 Stunden und muss abends noch ins Training. Ich komme sonntags vom Spiel, packe abends noch meine Tasche, gehe dann am Montag morgen ins Geschäft und abends direkt ins Training. Das läuft dann dienstags so, mittwochs so und freitags genauso. Freitagabend oder Samstagmorgen kann ich meine Tasche packen für das Auswärtsspiel oder vielleicht mal ein

> Heimspiel. Das ist schon heftig. (…) Ich kann nichts richtig machen, ich bin im Geschäft, muss dann irgendwann gehen, weil ich ins Training muss, ich komme dann ins Training und bin dann aber total platt oder halt völlig ausgelaugt vom Arbeitstag. (…) Und klar, Privatleben habe ich halt auch keines. (G)

Ein Ziel des Trainers Dietmar Sehrig war, dass die Spielerinnen sechs- bis siebenmal trainieren, „aber", so sagt er „da gehört Geld irgendwie auch dazu, (…), dann kann ich nicht mehr sagen, mach das in deiner Freizeit". Hier zeigt sich ein Teufelskreis: Aufgrund der geringen Bezahlung können sich die Spielerinnen nicht auf ihre fußballspezifischen Leistungen konzentrieren, zudem reicht die Qualität der Trainer, auch in den höheren Ligen, häufig nicht an die Qualität der Trainer von Männermannschaften heran. Die Folge ist, Medieninteresse, Sponsoren und ZuschauerInnenzahlen bleiben beschränkt, was wiederum den Professionalisierungsbemühungen im Frauenfußball eher entgegen steht. Dass sich diese Strukturen auch auf die individuelle Fußballkarriere der Frauen aus- und damit zugleich in die Praxen auf dem Platz hinein wirken, zeigt das nächste Kapitel.

3 Über die Verstrickung des Körpers in Sozialisationsprozesse

3.1 Das „Geschlecht-Werden": die lebensgeschichtliche Sinnkonstruktion

Bourdieu (1997) geht davon aus, dass die symbolische Ordnung der sozialen Welt in Form von Klassifikationssystemen in den Dingen, in Körpern und Köpfen präsent ist. Auch das Klassifikationsschema Geschlecht, das weiblich und männlich als bipolaren Gegensatz konstruiert, ist in unsere Sicht der Welt eingelagert. Individuen sind durch ihre Bewegungen, Blicke und Gesten immer schon Mitglieder der Gesellschaft, Individuen und Welt stellen sich in der sozialen Praxis gegenseitig her. D.h. auch die Herstellung von Geschlecht, das *doing gender* ist nicht beliebig, sondern ereignet sich in einer vorstrukturierten sozialen Praxis. Die legitime Art des Umgangs mit dem Körper naturalisiert sich in Form von Positionen und Dispositionen, die im Habitus ihren augenfälligen Ausdruck finden. Dabei ist der Habitus nicht einfach gesellschaftlich bedingt, vielmehr wird er durch „Mitspielen", durch Handeln in der sozialen Praxis erworben, auch verändert und umgebildet (vgl. Engler 2004, 225). Akteure und Akteurinnen eignen sich durch das Mitspielen eine „kulturell codierte Kompetenz des Körperlichen" (Reckwitz 2003, 290) an, mit der sie in der Lage sind, in Interaktionen angemessen und routiniert zu handeln. Wie die soziale Struktur inkorporiert wird, zeigt Bourdieu (1999) anhand einer alltäglichen „stillen Pädagogik". Durch stumme, gestische Aufforderungen zur Einnahme von Körperhaltungen und unscheinbare Ermahnungen, z.B. ‚Halt die Beine zusammen', vollzieht sich die Formung des Körpers und die Ausbildung klassen-, kultur- und geschlechtsbezogener körperlicher Selbst- und Weltverhältnisse.

Auch Dausien (2006, 27) geht davon aus, dass die Untersuchung der Selbstbildung der Subjekte, auch das individuelle „Geschlecht-Werden", nicht ohne Rückbezug auf gesellschaftliche Verhältnisse möglich ist.

> Es geht um die Herausforderung, das Subjekt in seinen gesellschaftlichen Verhältnissen und die Gesellschaft in ihrer Dimension als historische Konfiguration sozialer Subjektverhältnisse zu begreifen, ohne das eine in das jeweils andere aufgehen, aber auch ohne die beiden Seiten dualistisch auseinanderfallen zu lassen. (ebd.)

D.h. auch die lebensgeschichtliche Sinnkonstruktion ist eingebettet in kulturell und sozial geteilte Ordnungen und Spielräume. Die biografische Arbeit dient dabei dem Selbstmanagement von Erfahrungen, die über wechselnde Situationen mit wechselnden Interaktionspartnern zu „Interaktionsgeschichten" werden. In welcher Weise Geschlechterkonstruktionen in den erzählten Geschichten Relevanz erhalten, soll im Folgenden am Beispiel der geschlechterbezogenen Erfahrungen und Deutungen der Fußballspielerinnen in der Kindheit aufgezeigt werden.

3.1.1 Aufwachsen in jungendominierten Spielräumen

Alle befragten Spielerinnen stammen aus sozialen Milieus der gesellschaftlichen Mitte und können auf eine aufstiegsorientierte Bildungskarriere blicken (9 von 11 haben das Abitur und 2 einen Realschulabschluss), was positiv mit einer Leistungssportkarriere auf hohem Niveau korreliert (vgl. Kellermann 2006, 115). Alle wachsen mehr oder weniger in einem Dorf auf, durch dessen Struktur sich eine Vielzahl an Bewegungsmöglichkeiten bietet. Wiese, Wald und Straßen, auf denen ohne Gefahr Fußball gespielt werden kann, stehen allen zur Verfügung. Die meisten kommen aus Familien, in denen Fußballspielen eine gewisse Tradition hat. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass in dem Ort häufig nur ein Einspartenverein, also ein Fußballverein, ansässig ist. Großväter, Väter,[10] die zum Teil im einzigen Fußballverein eine Jungenmannschaft trainieren, sowie Brüder, die bereits Fußball spielen sind Vorbilder bzw. Anreiz sich mit Bällen zu beschäftigen. Egal bei welchem Spiel, so sagt eine Spielerin, „der Ball war immer dabei". Dies gilt für das Fußballspielen auf der Straße,[11] bei dem sie häufig als einziges Mädchen beteiligt sind, und ebenso beim ‚Kicken' auf dem Schulhof mit den Jungen der Grundschule. Zwei der befragten Fußballspielerinnen gehen heimlich, ohne Wissen der Eltern, zum Fußballtraining, da Fußballspielen „für ein Mädel kein typischer Sport" ist, wie es eine Mutter ausdrückt. Die Mütter[12] haben im Laufe der Fußballkarriere ihrer Töchter insgesamt eine sehr wichtige Funktion: Sie bringen sie zum Training und holen sie ab, wenn der Trainingsort beim Fortschreiten der Karriere weiter entfernt liegt. Sie übernehmen alle Versorgungsleistungen und begleiten die Töchter auch bei ihren Wettkampfspielen. Die beiden erwähnten Spielerinnen lassen sich letztlich trotz anfänglichen Verbots von ihrem leidenschaftlichen Wunsch Fußball zu spielen nicht abhalten: „Ich wollte eigentlich schon, seit ich denken kann, wollte ich eigentlich Fußball

spielen“ (H). Die meisten der Befragten treten etwa im Alter von 5 bis 6 Jahren dem ortsansässigen Fußballverein bei, der zumeist kein Fußballtraining unter Mädchen anbieten kann, da sich zu wenig Mädchen dafür finden lassen. Das bedeutet, bis auf eine Ausnahme kommen alle in Jungenmannschaften und spielen dort bis sie aus Altersgründen in eine Mädchenmannschaft wechseln müssen. Das ist etwa im Alter von 13, 14 Jahren der Fall. Zwei erhalten eine Sondergenehmigung und dürfen bis zu 16 Jahren mit den Jungen spielen. Alle beurteilen das Training und die Wettkampfspiele mit den Jungen positiv, die sie als Gleiche anerkennen und wertschätzen. Auch „die Trainer“, sagt eine Spielerin, „haben uns nicht anders behandelt wie die Jungs. Dadurch hat sich das dann einfach so entwickelt, dass wir dabei geblieben sind, dass es uns Spaß gemacht hat“ (F). Die Mitgliedschaft in einer Jungenmannschaft wird ebenso vom sportlichen Umfeld unterstützt.

> Die Verbandstrainerin, mit der ich Kontakt hatte, die hat großen Wert darauf gelegt, dass wir, solange es geht, nur bei den Jungen spielen, (…) weil es doch eine ganz andere Spielweise ist und man da so Durchsetzungsvermögen lernt und andere Sachen. (E)

Bei den Jungen geht es „schneller und robuster“ zu, bestätigen auch die anderen Spielerinnen, die froh sind der „eigentlich stärkeren“, bezogen auf Leistung und Durchsetzungsfähigkeit, und der insgesamt besser geförderten Gruppe[13] anzugehören.

Alle, die in Jungenmannschaften Fußball gespielt haben, sagen aus, dass sie bis zur Pubertät keinen Unterschied zu den Jungen wahrgenommen haben, was Leistungsstärke, Schnelligkeit und körperliche Durchsetzungskraft betreffen. „Und ich bin eh jemand, der so ein bisschen rau ist beim Sport und eher Gas gibt, was bei mir eher vielleicht so Jungeneigenschaften sind“ (B.). Einige sind sogar stolz darauf, dass man nicht erkennt, dass sie als Mädchen in einer Jungenmannschaft spielen. Zu der den Jungen angepassten Körperinszenierung auf dem Spielfeld gehören zum einen die Inklusion in homosoziale Umgangsformen, wie es das gemeinsame Duschen nach dem Training darstellt: „Das war einfach normal“ (F), sagt eine Spielerin. Zum anderen wird auch der Kleidungsstil im Alltag dem der Jungen angepasst: Röcke oder andere Insignien von Weiblichkeit zu tragen wird partout abgelehnt. Dass sie darüber hinaus in Alltagssituationen zum Teil als ‚Junge‘ angesprochen werden, stört sie wenig, im Gegenteil, einige wünschen sich sogar Junge zu sein, weil da „vieles einfacher“ wäre.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Geschlechtszugehörigkeit in der Kindheit der Fußballspielerinnen kaum Relevanz erhält. Der wesentliche Grund für diesen Umstand liegt in dem jungenhaften Körpermanagement der Mädchen, also einer männlichen Geschlechtsdarstellung (vgl. Hirschauer 1989, 103) mit Hilfe der Bekleidung, gezeigter Eigenschaften und ausgeübter Tätigkeiten, nicht zuletzt das erfolgreiche Fußballspielen in Jungenmannschaften. Diese Geschlechtsdarstellung wird von bedeutsamen Anderen bestätigt.[14] Zu nennen ist in erster Linie der Trainer, der die Fußball spielenden Mädchen

nicht anders als die Jungen behandelt. Aber auch die Jungen selbst erkennen die Mädchen aufgrund ihrer Geschlechtsdarstellung als kompetente *Mitspieler*, als Gleiche, an. Der Darstellungsstil kann demnach die Geschlechterdifferenz quasi ‚kaltstellen' oder auf eine Weise herunterspielen, die der Aktualisierung vorbeugt (vgl. Hirschauer 2001b, 221). In den homosozialen Umgangsformen wird selbst der so offensichtlich scheinende biologische Unterschied schlicht nicht wahrgenommen, wie das selbstverständliche, gemeinsame Duschen nach dem Training zeigt.

Die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz, die Zuschreibung von weiblicher Geschlechtsdarstellung an Frauen und umgekehrt, wird also durch die Praxis der Fußballspielerinnen dekonstruiert. D.h. Geschlechtszugehörigkeit liegt damit eben nicht in der Natur der Dinge, vielmehr wird durch soziale Konstruktionen dem „kulturell Willkürlichen" Geltung verschafft[15] (vgl. Sobiech 2007).

3.2 Die Theorie der Praxis

Dausien (2006, 36) zeigt auf, dass neben der einfachen Reflexion von oder einer bewussten Stellungnahme zu biografisch relevanten Geschlechterkonstruktionen Aspekte eine Rolle spielen können, die in der „leiblichen Organisation von Erleben, Erinnerung und Habitus eingeschrieben" (ebd.) und daher einer direkten Reflexion nicht zugänglich sind. Es handelt sich hierbei um körperlich verankerte Dimensionen, die nur in der Untersuchung von Praktiken offenbar werden.

Praktiken umfassen nach Reckwitz (2003, 290) „gekonnte" Bewegungen des Körpers im Raum, stellen also einen routinisierten Umgang von Menschen mit Dingen und Objekten dar. Eine Praktik umfasst sowohl die „Inkorporiertheit von Wissen" als auch die „Performativität des Handelns" (ebd.). Körperliche und mentale/geistige Praktikbestandteile werden hier zusammengeführt. Das Mentale wird also nicht als theoretisches Denken aufgefasst, das praktisches Handeln verursacht. Wissen und seine Formen sind immer nur in Zuordnung zu einer Praktik zu verstehen. Dabei betont die Praxistheorie eine „körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen" (ebd.), die häufig nicht mit einer Explizierungsbedürftigkeit dieses Wissens einhergeht. Schmidt (2008, 122) spricht von „stummen körperlichen Praktiken", die Dispositionen, Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata zum Ausdruck bringen. Praxeologisch gesehen wird z.B. Geschlechtszugehörigkeit als eine „öffentliche, kulturell intelligible, know-how-abhängige Demonstration ‚gekonnter Akte' körperlicher Bewegungen analysierbar" (Reckwitz 2003, 285).

In diesem Sinne lässt sich das soziale Geschehen als ein Feld beobachtbarer, verkörperter, symbolisch codierter Praktiken fassen, die durch ein gemeinsam geteiltes praktisches Verstehen organisiert sind. Im praktischen Vollzug wird zugleich soziale Ordnung hergestellt. Dies veranschaulicht Schmidt (2008, 131) am Beispiel gemeinsamen Fußballspielens, also anhand dessen, was sich zwischen den AkteurInnen auf dem Fußballplatz vollzieht. Im Spiel wird

z.B. ständig zwischen korrektem und regelwidrigem Verhalten, kompetenten und inkompetenten Spielaktionen unterschieden. Insgesamt wird durch „fortlaufende(n) Abweichungen, durch deren Kritik, Sanktion und Korrektur (…) ein gemeinsam geteiltes praktisches Verständnis darüber hergestellt und im Fluss des Geschehens aufrechterhalten" (ebd.), was unter Fußballspielen zu verstehen ist und was als regelgerechte Ausführung gilt. Eine soziale Praktik wird also durch die interaktive Ausübung von Mitgliedschaft, also dem Mitspielen, aufrecht erhalten.

Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass Praktiken immer gleich ablaufen, vielmehr steht das Strukturmerkmal der Routiniertheit im Spannungsfeld zur Unberechenbarkeit interpretativer Unbestimmtheiten (vgl. Reckwitz 2003, 294). D.h. die Praxis bewegt sich zwischen einer relativen Geschlossenheit der Wiederholung und einer relativen Offenheit für ein Misslingen, einer Neuinterpretation und Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs. Die relative Offenheit ist jedoch nicht der subjektiven Freiheit oder Autonomie des Einzelnen geschuldet. Vielmehr sind es die verschiedenen Eigenschaften der sozialen Praxis selbst, ist es die „Logik der Praxis" (ebd.), die mögliche Veränderungen herbeiführt. Z.B. ist es unmöglich, ein Fußballspiel, selbst wenn es sich um die gleichen Mannschaften im Wettkampfbetrieb handelt, auf genau gleiche Weise zu wiederholen.

Die Forschungsfrage, die sich hier anschließt, ist die nach der „Logik der Praxis" (Reckwitz 2003, 291) im Feld Frauenfußball. Diese könnte, so die Ausgangsidee, im zentralen Element eines Fußballspiels, im Zweikampf, in dem die Körper ins Spiel gebracht werden, zum Ausdruck kommen. Die implizit ‚gewusste' Bedeutung im Umgang mit dem Ball, dem eigenen und dem Körper der Gegenspielerin auf dem Spielfeld, die notwendig ist, um routinemäßig angemessen handeln zu können, galt es, mit ethnografischen Methoden der Beschreibung zur Sprache zu bringen (vgl. Hirschauer 2001a).

3.2.1 „Die Logik der Praxis" – Analyse von Zweikämpfen[16]

Wir haben insgesamt 15 Kategorien, z.B. frontale und seitliche Zweikämpfe, Lauf- und Kopfballduelle etc. erstellt, in die wir die Zweikämpfe eingeordnet haben. Aus diesen soll im Folgenden eine Kategorie – die ‚Raumkämpfe' – präsentiert werden. Diese sind besonders interessant, da die Aktion ‚sich Raum zu nehmen' ein Thema mit Geschlechtsbedeutung ist. D.h. sich binnenkörperlich auszudehnen durch eine großräumige Körpersprache, den Willen, sich Raum anzueignen, sich kampfbereit im Spiel-Raum, auch sozialen Spiel-Räumen, zu positionieren, also ein mitunter leidenschaftliches oder auch aggressives Voranschreiten oder Haben-Wollen an den Tag zu legen, sich auch gegen Widerstand mit seinem Expansionswillen durchzusetzen. Dies alles wird in der Regel Mädchen und Frauen in ihrer Sozialisation aufgrund gesellschaftlicher Weiblichkeitsbilder kaum zugestanden, so dass Übungsräume für ein solch praktisches, körperlich-sinnliches Tun wenig aufgesucht werden. Die Beteiligung an Ziel-

schussspielen z.B., ob auf der Straße, im Sportverein oder im Sportunterricht ist für Mädchen immer noch nicht selbstverständliche Praxis (vgl. Sobiech 2006, 153 f), der Erwerb von Spiel-Sinn scheint nicht erstrebenswert. Zudem beschreibt Meuser (2006, 166 f) ein aggressives ‚Raum erobern' als ein Risikohandeln, das mehr oder weniger spielerisch die Unversehrtheit des eigenen wie des anderen Körpers aufs Spiel setzt, als ein Handeln, mit dem sich vornehmlich Jungen in den männlichen Habitus einüben. Jungen entwickeln eine Vorliebe für Spiele, in denen Härte und Durchsetzungsfähigkeit als Zeichen von Männlichkeit in verletzungsanfälligen Körperkontakten gesucht werden.

Inwiefern spielen nun Fußballspielerinnen, die Mut, Kraft, Durchsetzungsfähigkeit doch sichtbar zeigen, ein – wie anfangs behauptet – anderes Spiel? Denn in ihren körperlichen Praxen – sich hinwerfen, schmutzig machen, auch mal reingrätschen – entwerfen sie einen Gegenentwurf zu gesellschaftlichen Weiblichkeitsklischees und den damit verbundenen Verhaltenserwartungen.

Aufschluss soll an dieser Stelle die Analyse von Raumkämpfen geben. Als Raumkampf werden jene Zweikämpfe bezeichnet, in denen mindestens eine der beteiligten Spielerinnen aktiv mit ihrem Körper um die beste Stellung im Raum kämpft. Es handelt sich also um Kämpfe, die ein Wegdrängen oder einen Versuch des Wegdrängens des gegnerischen Körpers zum Ziel haben, ein Festhalten oder körperliches Behindern der Gegnerin oder ein Abschirmen des Balles durch den eigenen Körper vorsehen. Aus der Analyse lassen sich folgende quantitative und qualitative Ergebnisse zusammenfassen:

- Von 219 Zweikampfszenen sind 36 Raumkämpfe zu verzeichnen, 27 davon konnten ausgewertet werden.
- Jeder 6. Zweikampf ist ein Raumkampf. Die Raumkämpfe konzentrieren sich auf wenige Spielerinnen.
- Jeder 5. Raumkampf beinhaltet das Prinzip ‚Kraft neutralisieren'. Dies meint einen intelligiblen Umgang mit Kraft, bei dem Kraft nicht mit Gegenkraft beantwortet wird.
- Der Kampf wird im kontrollierten Rahmen ausgefochten, es gibt kein gegenseitiges Hochschaukeln, das Geschehen bleibt kontrolliert.
- Der Kampf wird meist entschlossen, jedoch ohne gewalttätige Aggressionen geführt.
- Das Herausgehen aus dem Zweikampf ist durchweg aggressionslos und partnerschaftlich.
- Raumkämpfe ziehen in der Regel keine Verletzungen nach sich.
- Das *Fazit* lautet: Das *‚gegnerische Miteinander'* hat in den Raumkämpfen einen zentralen Stellenwert.

Die Herstellung kompetenter Mitgliedschaft fußt auf einer spezifischen ‚Logik der Praxis', die durch die Einhaltung folgender impliziter Regeln auch in den anderen Zweikämpfen zu beobachten war. Zusammenstöße mit Gegenspielerinnen und damit Verletzungen werden tunlichst vermieden, durch:

- ein starkes Abbremsen der Geschwindigkeit vor dem Kontakt mit der Gegnerin;
- durch die häufige Einnahme einer V-Position, d.h. der Oberkörper wird zurückgenommen, der Kampf um den Ball findet mit den Füßen statt;
- durch ein Abdrehen der verletzlichen Körperfronten in brenzligen Situationen (Schutzreaktion um den Preis der maximalen Kontrolle des Balles);
- lockere Körperspannung, um Verletzungen zu vermeiden. Z.B.: Ein gegen die Gegnerin ausgefahrener Ellbogen wird beim Aufprall so locker gehalten, dass er beim Kontakt mit der Gegnerin gegen den eigenen Körper gepresst und die Gegenspielerin nicht verletzt wird. Der eigentliche Zusammenstoß erfolgt dann mit der Schulter mit einer kleinen Drehung, die den Schwung abfedert.
- durch Anlegen der Arme oder demonstratives weites Von-Sich-Strecken der Arme, um Körperkontakt zu vermeiden;
- durch komplementäre oder synchrone Figurationen. Hierbei werden die eigenen Bewegungen auf die der Gegnerin abgestimmt. Es handelt sich fast um kunstvolle Manöver, die einen Zusammenstoß verhindern und durch zum Teil gleiche Bewegungsabfolgen die Kraft umlenken.
- durch Abpuffern einer Attacke, wie es z.B. das Reinrutschen in den Ball darstellt. Z.B. wird das nach vorn ausgestreckte Bein unmittelbar nach dem Ballkontakt zum Gesäß gezogen, um die Gegnerin nicht zu verletzen (sehr häufig). Die Gegnerin reagiert auf eine Rein-Rutsch-Attacke in der Regel, indem sie die Geschwindigkeit zurücknimmt, wegspringt oder auf andere Weise ausweicht.

Diese Ergebnisse korrespondieren mit Untersuchungen zu Verletzungen im Frauenfußball: 70% der Verletzungen entstehen in so genannten „Nicht-Kontakt-Situationen“ (Gaulrapp 2007, 130), also z.B. durch Überbelastungen, Umknicken etc.[17]

Die Gründe für die Herstellung eines ‚gegnerisches Miteinanders‘ als Zeichen einer kompetenten Mitgliedschaft im Feld Frauenfußball sind neben den erwähnten strukturellen Aspekten auch in biografischen Erfahrungen zu suchen, die vor allem mit der Pubertät in Zusammenhang stehen. Diese Zeit, die durch die Veränderung der eigenen Körperlichkeit und durch eine äußere Sexualisierung[18] gekennzeichnet ist, erhält für die Fußballspielerinnen eine besondere Brisanz, da sie neben der Aneignung und psychischen Verarbeitung der Körperveränderungen bisherige körperliche Routinen aufgeben müssen.

4 „Die Logik der Praxis" als Ergebnis biografischer Erfahrung

4.1 Pubertät als Bruch mit körperlichen Routinen

Der erste Bruch mit der Vorstellung, den Jungen gleich zu sein,[19] kommt im Fußballverein im Alter von 12 Jahren, wenn den Mädchen nahe gelegt wird, eine eigene Duschkabine zu benutzen. Diese Vorgehensweise wird im Verein selbst nicht besprochen, was die Spielerin erst recht zur Anderen, auch sexuell Anderen, werden lässt: „Als ich dann eine eigene Kabine bekommen habe, kamen so Bemerkungen, ja, jetzt wird sie alt, jetzt kann sie nicht mehr so" (C). Eine andere Spielerin beschreibt, wie Jungen versuchten in die Schiedsrichterkabine, die für sie vorbehalten war, einzudringen. „Das hat dann auch irgendwann genervt, es war halt nicht mehr so wie am Anfang" (F).

Spätestens mit der ersten Menstruation (Durchschnittsalter 14 Jahre) ist es nicht mehr zu umgehen, dass sie zur Gruppe der Anderen gehören, zu den Mädchen, die sie als wenig herausfordernd und schwierig im Umgang wahrgenommen, deren Körpermanagement sie eher abgelehnt haben. Vor diesem Hintergrund lässt sich leicht verstehen, warum nur eine der Befragten dieses Ereignis als Eintritt in den „Erwachsenenstatus" – wie sie es selbst formuliert – positiv aufgenommen hat. Alle anderen empfinden die Menarche als Beginn eines unumgänglichen Übels oder sogar als Schock. Bei Zweien sind die Konflikte so groß, dass es zu psychischen und physischen Problemen kommt. Bei einer Spielerin bleibt die Regelblutung aus, sie muss mit Hormonen behandelt werden. An anderer Stelle des Interviews sagt sie: „Wenn ich es abschaffen könnte, würde ich es abschaffen" (E).[20] Bei einer anderen Spielerin sind es Essstörungen, die sie selbst als „grenzwertig" bezeichnet, „weil ich auf einmal ganz arg abgemagert war" (B). Eine dritte Spielerin gibt ebenfalls an, dass sich ihr Gewicht in dieser Phase radikal reduziert hat.

Alle Spielerinnen erleben den körperlichen Entwicklungsschub als Einbuße, die im Training mit den Jungen eine besondere Zuspitzung erfährt.

> Ich hätte mir gewünscht, dass ich noch besser hätte mithalten können, dass der Körper stärker oder schneller wäre. Das habe ich dann versucht durch andere Sachen auszugleichen [Technik, G.S.]. Ich habe halt gemerkt, dass ich langsamer werde im Vergleich zu den Jungen. Mir kam es vor, als würde ich stehen bleiben und sie würden stärker und kräftiger. (F)

Eine Spielerin, die mit einer Ausnahmegenehmigung bis zu 16 Jahren in einer Jungenmannschaft Fußball spielt, versucht massiv gegen dieses „[S]chwächer[ ]werden" anzukämpfen, ein Kampf, den sie wohl verlieren muss: „Am Ende habe ich mit jüngeren [Jungen, G.S.] spielen müssen" (J).

Der Druck, sich nun nach gängigen Vorstellungen wie ein Mädchen zu kleiden und zu verhalten, wächst enorm vor allem durch die gleichaltrige Mädchengruppe[21] in der Schule, die abweichendes Verhalten mit abwertenden Äußerungen oder gar mit Ausschluss sanktioniert. So sagt eine Spielerin:

> Ich denke mir, mir wurde es dann irgendwann auch zu viel mit den ganzen Anmerkungen in der Schule. Dann haben viele gesagt: ‚Zwitter, Zwitter!' Und irgendwann war es dann zu viel und ich habe gedacht, jetzt muss etwas passieren. (D)

Alle Spielerinnen berichten davon, dass sie sich nach und nach in einer Art ‚schleichendem Prozess' ‚weiblicher' kleiden oder sie können sich an Situationen erinnern, in denen sie das erste Mal einen Rock getragen haben. Durch anerkennende und bestärkende Reaktionen der Mädchengruppe in der Schule werden nun Röcke oder Kleider zu tragen als mögliche Bekleidungsform nicht mehr ausgeschlossen. Insgesamt wächst die Bereitschaft, Zeichen von Weiblichkeit in das eigene Identitätsmanagement zu übernehmen, sich z.B. längere Haare wachsen zu lassen. Allerdings ist dies ein längerer Prozess, der bei drei Spielerinnen bis in die Adoleszenz reicht (17-19 Jahre).

> Ich habe mich dann von alleine ein bisschen weiblicher verhalten. In der Klasse selber hatte ich dann eigentlich mehr was mit den Mädels zu tun. Die haben eigentlich den Einfluss so auf mich gehabt, dass ich auch ein bisschen mehr so die Sachen gemacht habe, was halt Mädchen in dem Alter machen, Einkaufen gehen und die Fingernägel aus Spaß lackieren und wieder weg machen. (F)

Ein Großteil der Befragten beginnt nun quasi in zwei Welten zu leben: In der Schule teilen sie die Praxen der Mädchen, zu Hause, auf der Straße und im Verein wird weiter mit den Jungen Fußball gespielt, bis sie schließlich aus Altersgründen in eine Mädchenmannschaft wechseln müssen. Dort relativiert sich dann die Vorstellung schwach und kraftlos zu sein, weil sie unter den Mädchen zu den leistungsstärksten Spielerinnen gehören.

5 Zusammenfassung: Kompetente Mitgliedschaft im Feld ‚Frauenfußball'

Eine kompetente Mitgliedschaft wird durch die Einsozialisierung ins Feld Frauenfußball hergestellt. Nicht nur in der gleichaltrigen Mädchengruppe in der Schule, sondern auch im Frauenfußball stellt sich die Anforderung das eigene Identitäts- und Körpermanagement einer Neuinterpretation zu unterziehen. Es ist vor allem die Praxis, bei der durch die erfahrene Konflikthaftigkeit des körperlichen Vollzugs mit den anderen Spielerinnen eine Modifizierung notwendig wird.

> Ich habe ein Jahr lang gebraucht, bis ich mich im Mädchenfußball zurecht gefunden habe. Jegliche Zweikampfsituation wurde bei mir abgepfiffen, obwohl ich doch nur das getan habe, was ich bei den Jungen gelernt hatte (sich körperlich durchzusetzen G.S.). Ein Jahr lang hat es gedauert, bis ich kapiert habe, du musst dich hinwerfen, dann wird die andere abgepfiffen. (G)

Strukturelle Faktoren, die die eigene Körpergeschichte beeinflussen, sowie der Bruch mit körperlichen Routinen in der Pubertät und damit zugleich die

Inkorporierung weiblicher Dispositionen, führen dazu, dass das Spiel *anders* gespielt wird. Der Kampf um den Ball, so die These, darf nicht ohne Grund aggressiv oder gar verletzungsträchtig geführt werden, da dies nicht mit gesellschaftlichen Vorstellungen einer legitimen weiblichen somatischen Kultur korrespondiert. Ein weiterer Beleg hierfür ist die durchgeführte Gruppendiskussion: Implizite Regeln beim Kampf um den Ball werden von den Spielerinnen auf eine Weise explizit gemacht, in der ‚der aggressive Angriff', nur als Reaktion auf das Verhalten der Gegenspielerin vorstellbar ist. Moralische Werte wie ‚Fairness' und ‚sich Respekt verschaffen' erfahren eine höhere Bewertung als z.B. aggressiv die eigenen Interessen durchzusetzen und um jeden Preis erfolgreich zu sein. Nur dann, wenn die Gegnerin „gnadenlos reingeht", wenn sie „ständig immer auf die Beine haut", wenn sie „keinen Respekt" hat, wenn es „ihr egal ist, ob sie den Ball oder die Gegnerin trifft", wenn sie „wirklich stresst", wenn „ein Foul der Gegenspielerin" voraus gegangen ist, wenn sie „ziemlich unfair" gespielt hat, dann „teilst du halt schon ein bisschen aus", dann kann es schon mal sein, dass man reingeht „mit vollem Ding", dass sie es zurück bekommt, aber „fair und im Zweikampf". Das Ideal ist, „überlegt, also clever reingehen, ohne Harakiri", ein „Gefühl fürs Timing zu haben, also fair zu handeln".

Festzuhalten bleibt, dass sich in den körperlichen Praxen auf dem Fußballfeld soziale Ordnung als körperlich verankerte Dimension des Habitus zeigt, die der bewussten Reflexion nur in Teilen zugänglich ist. Die Körper gewordenen sozialen Unterschiede korrespondieren dabei mit inneren Formen, auch klassen- und geschlechtsbezogener Schemata des Wahrnehmens, Erkennens, Denkens, Fühlens und Bewertens. Da aber die Ausbildung geschlechtlicher Habitusformen historisch variabel und auch in komplexen Gesellschaften uneinheitlich und widersprüchlich verläuft, werden Spielräume innerhalb gegebener Möglichkeiten erzeugt, in denen der Habitus partiell verändert werden kann und gegenkulturelles Handeln (vgl. Modelmog 1996) möglich wird. Wie sich die entwickelnde Professionalisierung im Frauenfußball letztlich auf die Praxen auswirken wird, müssen zukünftige Untersuchungen zeigen.

Anmerkungen

1 Buchtitel von Kreisky/ Spitaler (2006)
2 Müller (2007, 115 ff) beschreibt, dass die Entwicklung des Fußballs zum Männersport und die Exklusion von Frauen sich faktisch erst innerhalb der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchsetzen konnten. Die Voraussetzung dazu bildete die Naturalisierung der Geschlechterdifferenz und damit die Verknüpfung von körperlichen Unterschieden mit sozialen Differenzen.
3 Dazu gehörten in erster Linie meine wissenschaftliche Hilfskraft Nicolai Balkow sowie ein versiertes Team aus drei Kameraleuten.
4 Das Spiel SC Freiburg gegen FC Bayern München (2007) ist mit drei Standkameras aufgezeichnet worden. Das entstandene Material wurde anschließend in Zweikampfszenen geschnitten, die Szenen aus den jeweils drei Perspektiven nach der zeitlichen Reihenfolge im Spiel geordnet, nummeriert und kategorisiert.
5 Diese Vorgehensweise ist als teilnehmende Beobachtung im weiter gefassten Sinne zu klassifizieren, also als ethnografisches Vorgehen im Rahmen qualitativer Sozialforschung, in der eine ‚Kultur' der eigenen Gesellschaft und die darin eingelagerten Wissensbestände und –formen in den Blick genommen werden (vgl. Hirschauer 2001a).
6 Mit diesem Schritt wurde die kommunikative Validierung unserer Ergebnisse angestrebt.
7 Dies ist ein Zitat von einer Spielerin in der vom DFB anerkannten „Eliteschule des Fußballs", also ein Sportinternat, das jungen Spitzentalenten eine gute schulische als auch sportliche Ausbildung ermöglichen will. Dahinter steht ein Verbund verschiedener Einrichtungen in Stadt und Land wie: das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport in Baden-Württemberg, der Südbadische Fußballverband, der Olympiastützpunkt Freiburg-Schwarzwald, drei Schulen innerhalb Freiburgs und selbstverständlich der Fußballclub SC Freiburg.
8 Der Buchstabe kennzeichnet jeweils die Position der interviewten Fußballspielerin in der Reihenfolge der durchgeführten Interviews, z.B. A = 1. Interview. Die Namen sind aus Gründen der Anonymität, die den Spielerinnen vor dem Interview zugesichert worden ist, nicht aufgeführt.
9 Auch Löw (2001, 246 ff) geht davon aus, dass Konflikte um die Platzierung im Raum maßgeblich im Geschlechterverhältnis ausgetragen werden. Über entsprechende Machtmittel wird über die Zuteilung von Raum die Geschlechterhierarchie reproduziert und zementiert.
10 Auch Pfister (1999, 267) hebt in ihrer Untersuchung hervor, dass Mädchen häufig durch männliche Verwandte wie Brüder oder Väter, aber auch durch Freunde zum Fußballspielen kommen.
11 84 % der befragten aktiven Fußballspielerinnen (n = 207) aus einer Studie von Rother (2007, 107) geben an, während der Kindheit fast täglich auf der Straße Fußball gespielt zu haben.
12 Möhwald und Kugelmann (2006, 151) weisen in ihrer Untersuchung darauf hin, dass die Fürsprache oder Ablehnung der Mütter im Hinblick auf den Wunsch der Töchter Fußball zu spielen zentral für eine mögliche Fußballkarriere der Töchter ist.
13 Sinning (2006, 136 f) zeigt die Zusammenhänge auf, die dazu führen, dass Mädchen in Mädchenmannschaften durch die Strukturen des *DFB* immer noch zu wenig gefördert werden. Auch Rother (2007, 111) konstatiert, dass aufgrund der höheren Dichte gleichaltriger und gleichstarker Spieler in Jungenmannschaften eine Förderung besser möglich sei. Dies stellt sich in

Mädchenteams, in denen die Altersdifferenz bis zu zehn Jahren betragen kann, als wesentlich schwieriger dar.

14 Nach Hirschauer (1989, 112) gehören zu Geschlechterkonstruktionen in Interaktionen zum einen die Geschlechtsdarstellung einer Person über Kleidung, Tätigkeiten, Raumnutzung usw. und zum anderen die Geschlechtsattribution, d.h. die Zuschreibung eines Geschlechts durch die anderen beteiligten Personen in der Interaktion.

15 Bourdieu (1999, 128) geht davon aus, dass die legitime Art des Umgangs mit dem Körper, die sich in Form von Positionen und Dispositionen naturalisiert, also quasi zur „zweiten Natur" wird, deshalb so eine durchdringende Wirkung entfaltet, weil sie sich dem Bewusstsein und der Überprüfung in der Regel entzieht.

16 Es handelt sich in unserer Untersuchung dann um einen Zweikampf, wenn zwei oder mehrere gegnerische Spielerinnen sich in dem Bemühen, an den Ball zu gelangen, im Abstand von einem Meter oder weniger einander angenähert haben. Der Zweikampf dauert an, solange sich eine Spielerin im Kampf um den Ball befindet.

17 Während Verletzungen im Frauenfußball nur in 25,5 % der Fälle durch Zweikampfsituationen verursacht werden, sind Verletzungen in Kontaktsituationen im Männerfußball doppelt so häufig anzutreffen (vgl. Gaulrapp u.a. 2008, 41).

18 Das bedeutet, dass nun das ästhetische Erscheinungsbild ins Zentrum der Betrachtung durch andere gerät und körperliche Fertigkeiten und persönliche Fähigkeiten dahinter zurücktreten.

19 Dies darf nicht so verstanden werden, dass die Mädchen wirklich Jungen sein wollen. Vielmehr geht es um die größeren Spiel-Räume der Jungen, die sie auch gerne weiterhin für sich in Anspruch nehmen würden.

20 Diese Spielerin erlangt eine Ausnahmegenehmigung, sicher auch aufgrund ihrer retardierten körperlichen Entwicklung, so dass sie noch bis 16 Jahren in einer Jungenmannschaft Fußball spielen darf.

21 Oswald (2008, 321) hebt hervor, dass vor allem innerhalb von Institutionen, wie in der Schule, Gleichaltrigengruppen wichtige Interaktionspartner sind, die im Verlauf von Kindheits- und Jugendphase immer bedeutsamer werden. Geschlechtshomogene Peers scheinen dabei besonders die „Entwicklung der Geschlechtsrollenidentität" (Ders., 323) zu forcieren.

Literatur

Badische Zeitung 30.08.2008. „Wollen wir das?“ *BZ*-Interview mit Alexander Fischinger, dem Trainer der SC-Frauen über die neue Saison (Interview-Partnerin: Martina Philipp).

Bourdieu, Pierre (1999) *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Bourdieu, Pierre (1997) „Die männliche Herrschaft.“ *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis*. Hg. Irene Dölling/ Beate Krais. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 153-217.

Dausien, Bettina (2006) „Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs von Sozialisation und Geschlecht.“ *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich, 17-44.

Engler, Steffani (2004) „Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung.“ *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Hg. Ruth Becker/ Beate Kortendieck. Wiesbaden: VS-Verlag, 222-233.

Gaulrapp, Hartmut u.a. (2008) „Verletzungen in der Frauen-Bundeliga.“ *Frauen am Ball. Analysen und Perspektiven der Geschlechterforschung*. Hg. Ulrike Röger/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald. Hamburg: Czwalina, 37-42.

Gaulrapp, Hartmut (2007) „Verletzungen beim Frauenfußball: Eine prospektive Studie aus der ersten Frauenfußball-Bundeliga.“ *Sportorthopädie Sporttraumatologie* 23/ 2007: 126-132.

Gebauer, Gunter (2006) *Poetik des Fußballs*. Frankfurt/M./ New York: Campus.

Hirschauer, Stefan (2001a) „Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 30, 6/2001: 429-451.

Hirschauer, Stefan (2001b) „Das Vergessen des Geschlechts. Zur Praxeologie einer Kategorie sozialer Ordnung.“ *Geschlechtersoziologie*. Hg. Bettina Heintz. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialspsychologie. Sonderheft* 41/ 2001: 208-235.

Hirschauer, Stefan (1989) „Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit.“ *Zeitschrift für Soziologie* 18, 2/1989: 100-118.

Kellermann, Guido (2006) „Die Amateurfußballspieler – Sozialisation und Fußballkarriere.“ *Sportunterricht* 55, 4/2006: 113-117.

Kreisky, Eva/ Georg Spitaler (2006) *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/ M.: Campus.

Löw, Martina (2001) *Raumsoziologie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Markovits, Andrei S./ Lars Rensmann (2007) „Jenseits des Männlichkeitskults: Fußball, Gender(politik) und Geschlechterverhältnis in den USA und Europa.“ *Querpass. Sport und Politik in Europa und USA*. Hg. Andrei S. Markovits/ Lars Rensmann. Göttingen: Die Werkstatt GmbH, 129-148.

Meuser, Michael (2008) „It’s a Men’s World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung.“ *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*. Hg. Gabriele Klein/ Michael Meuser. Bielefeld: transcript, 113-134.

Meuser, Michael (2006) „Riskante Praktiken. Zur Aneignung von Männlichkeit in den ernsten Spielen des Wettbewerbs.“ *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Barbara Budrich, 163-178.

Modelmog, Ilse (1996) „Zeit und Raum im Aufbruch. Kulturelle und gegenkul-

turelle Bewegungsmomente." *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen.* Hg. Ilse Modelmog/ Edit Kirsch-Auwärter. Freiburg i. Br.: Kore, 147-164.

Möhwald, Marit/ Claudia Kugelmann (2006) „Begleitstudie zum ‚DFB Mädchenfußball Programm'." *Gleichheit und Differenz in Bewegung. Entwicklungen und Perspektiven für die Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft.* Jahrestagung der dvs-Kommission Geschlechterforschung vom 4.-6. November 2004 in Freiburg. Hg. Petra Gieß-Stüber/ Gabriele Sobiech. Hamburg: Czwalina, 146-153.

Müller, Marion (2007) „Das Geschlecht des Fußballs – Zur ‚Polarisierung der Geschlechtscharaktere' im Fußball." *Sport und Gesellschaft* 4, 2/2007: 113-141.

Oswald, Hans (2008) „Sozialisation in Netzwerken Gleichaltriger." *Handbuch Sozialisationsforschung.* Hg. Klaus Hurrelmann/ Matthias Grundmann. Weinheim/Basel: Beltz, 321-332.

Pfister, Gertrud (2008) „Von Suffragetten, Megären und Mannweibern – Frauengeschichte(n) im internationalen Vergleich." *Frauen am Ball. Analysen und Perspektiven der Genderforschung.* Hg. Ulrike Röger/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald. Hamburg: Czwalina, 7-18.

Pfister, Gertrud (1999) *Sport im Lebenszusammenhang von Frauen.* Schorndorf: Hofmann.

Reckwitz, Andreas (2003). „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive." *Zeitschrift für Soziologie* 32, 4/ 2003: 282-301.

Rother, Melanie (2007) „Die Amateurfußballerinnen – die weibliche Seite einer populären Alltagskultur." *Fußball im Westen. Empirische Studien und verbandliche Projekte.* Hg. Dieter H. Jütting. Münster/ New York/ München: Waxmann, 103-124.

Schmidt, Robert (2008) „Stumme Weitergabe. Zur Praxeologie sozialisatorischer Vermittlungsprozesse." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 28, 2/2008: 121-136.

Sinning, Silke (2006) „Aufbruchstimmung im Mädchen- und Frauenfußball! – Welche Wirkungen zeigt die aktuelle Erfolgsbilanz?" *Gleichheit und Differenz in Bewegung. Entwicklungen und Perspektiven für die Geschlechterforschung in der Sportwissenschaft.* Jahrestagung der dvs-Kommission Geschlechterforschung vom 4.-6. November 2004 in Freiburg. Hg. Petra Gieß-Stüber/ Gabriele Sobiech. Hamburg: Czwalina, 130-139.

Sobiech, Gabriele (2007) „Zur Irritation des geschlechtstypischen Habitus in der Sportspielpraxis: Frauen spielen Fußball." *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis.* Jahrestagung der dvs-Kommission Geschlechterforschung vom 9.-11.11. 2006 in Köln. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina, 25-36.

Sobiech, Gabriele (2006) „Im Abseits? Mädchen und Frauen im Fußballsport." *Hauptsache Fußball. Sozialwissenschaftliche Einwürfe.* Hg. Holger Brandes/ Harald Christa/ Ralf Evers. Gießen: Psychosozial-Verlag, 147-170.

Sülzle, Almuth (2005) „Fußball als Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion." *gender kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht.* Hg. Koordinationsstelle Fanprojekte (KOS) bei der deutschen Sportjugend. Frankfurt/M.: Aalexx, 37-52.

Kerstin Botsch

Kein Sommermärchen: Sexismus im Fußball

1 Fußball – „a Male Ball"[1]?

„Ich bin Fußballer. Ich kann nicht schwul sein" titelt die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* vom 17.2.2008 und weist damit auf ein zentrales Problemfeld hin: Die offene und häufig ungeahndete Zurschaustellung von Homophobie, Sexismus und Rassismus zeigt auf, dass die Fußballwelt zu den konservativsten und reaktionärsten Bereichen der Gesellschaft gehört. Während offen lesbisch oder schwules ‚Auftreten' in Politik, Kunst, Theater oder im TV nicht mehr unsichtbar gemacht wird bzw. nicht mehr als karriereschädigend gilt, wird im Fußball Homosexualität so sehr tabuisiert, dass es offiziell überhaupt keinen einzigen schwulen Profifußballer in Europa gibt (Eggeling 2008, 4 f; Walther 2006). Auf dem Rasen und auf den Tribünen fallen sich die Fußballer und die Fans in die Arme, sie liegen aufeinander, sie weinen, sie küssen sich oder geben sich gegenseitig einen Klaps auf den Hintern. Auch Fußballer, die wie David Beckham Diamanten am Ohr oder Damenunterwäsche als Glücksbringer tragen, werden trotz dieser als weiblich geltenden Insignien als ‚echte' Kerle bejubelt. An der ‚Männlichkeit' der Fußballer wird durch die Rahmung Fußball dabei nicht gezweifelt – aber nur bis zur Dusche.

Denn ob das gemeinschaftliche Duschen nach dem Spiel noch zur ‚Sphäre' des Fußballs gehört, in der wie auf dem Rasen Küssen und Betatschen erlaubt sind, das ist wiederum fraglich. Die Dusche scheint vielmehr eine sprachlich-körperliche Zone des Tabus zu sein: „... außerdem dusche ich mit dem Arsch zur Wand" (Frank Rost zitiert nach Walther 2006, 2). Jemanden im Fußball als ‚schwul' oder als ‚Schwuchtel' zu bezeichnen, kommt sinngemäß der geläufigen Beleidigung gleich, wie ein ‚Mädchen' zu spielen oder kurz gesagt: nicht spielen zu können (vgl. Walther 2006b). Entgegen jeder Vermutung schadet diese Fortschrittsresistenz dem Fußball jedoch nicht, ganz im Gegenteil: Fußballsport gilt, fernab jeder *political correctness*, möglicherweise gerade deshalb als ein Ort, an dem ‚echte Männlichkeit' ausgelebt werden kann, was auch immer das im Einzelnen bedeuten mag (vgl. Walther 2006, 7 f.; Dies. 2006b, 1; Meuser 2008, 121). Ist Fußball also ein ‚Reservat' oder ein ‚Refugium' (vgl. Marschik 2003,

9-16; Ders. 2006, 53), also quasi ein „Schutzraum“ oder ein „Rückzugsgebiet“ für Männlichkeit (Sülzle 2005, 37)?

Das aus einer Lehrveranstaltung zur Intersektionalität hervorgegangene Forschungsprojekt PFIFF/„Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung“ (Leitung: Prof. Dr. Nina Degele, Universität Freiburg) beschäftigt sich mit der Frage, inwiefern Sexismus (d.h. Diskriminierungen qua Geschlecht) und Homophobie (d.h. Diskriminierungen qua Sexualität, im Besonderen Homosexualität) mit der Tabuisierung von Körperlichkeit zusammenhängen. Ausgangspunkt für das intersektionale Fußballprojekt ist die von Nina Degele und Gabriele Winker gestaltete praxeologische Methodologie, die Konzeption und die Ausarbeitung der Intersektionalität als eine Mehrebenenanalyse (2007; 2009). Basierend auf diesem Zugang, der „am Handeln der AkteurInnen ansetzt“ (Degele 2009, 4), wird die Ebene der Identität um Strukturdaten und die Ebene der symbolischen Repräsentation erweitert.

Erste Ergebnisse der intersektionalen Fußballforschung liegen bereits vor: Auf der Ebene der Struktur wurden Untersuchungen zu schwul-lesbischen Fanclubs, zu Stadien- und Vereinsordnungen der Bundesligavereine als Antidiskriminierungstrategien (Schneickert 2008), zu Strukturdaten über Frauen- und Mädchenfußball in Deutschland (Steinbrink 2008) und zum Vergleich von SpielerInnenprämien und Preisgeldern im Profifußball (Botsch 2008) ausgearbeitet. Auf der Ebene der Repräsentation wurde eine Diskursanalyse über homophobe, sexistische und rassistische/nationalistische Diskurse im (Frauen)Fußball durchgeführt (Nestserava et al. 2008). Zur Analyse der Identitätsebene wurden neun Gruppendiskussionen, 36 Interviews sowie teilnehmende Beobachtungen während der EM 2008 durchgeführt und das Gruppendiskussionsverfahren methodologisch um den Einsatz von Bildern ergänzt (Degele/ Kesselhut/ Schneickert 2009; Degele 2009; Kesselhut 2008).

Degele (2009) veranschaulicht den Vorteil visueller Stimuli in Gruppendiskussionen für die intersektionale Forschung auf der Identitätsebene anhand von exemplarischen Ergebnissen einiger von ihr geführter Gruppendiskussionen. Aus diesen geht zwar hervor, „dass Homosexualität und Körperlichkeit zwischen Männern tabuisiert sind und sich einer expliziten Verbalisierung entziehen“ (ebd., 6), die Thematisierung von Sexualität aber über diverse Ausweichthemen möglich wird (vgl. ebd.). Dieser Beitrag zielt jedoch nicht auf die Identitätsebene ab, sondern möchte auf der Ebene der Repräsentation zeigen, inwiefern Sport eine „Bühne“ (Pfister 2008, 23) des *doing gender* darstellt sowie auf welche Art und Weise Geschlecht medial in Szene gesetzt und der Fußballsport dadurch zu einer „Arena der Männlichkeit“ (Kreisky/ Spitaler 2006) gemacht wird. Erstens überprüfe ich anhand einiger diskursanalytisch erarbeiteter Ergebnisse des oben beschriebenen Projekts (Nestserava et al. 2008), inwiefern sich Männlichkeit auf einer doppelten Abgrenzung, gegenüber Frauen (Geschlecht) und gegenüber ‚anderen‘ Männern (Sexualität) (Connell 2000; Meuser 2008, 117 f; Ders. 2001,13; Kreisky 2006, 33 f; Lehnert 2006, 91), gründet. Zweitens geht dieser Beitrag der Frage nach, ob eine Verwobenheit zwischen der Reprä-

sentations- und der Strukturebene besteht. Denn falls es ungleiche kulturelle Symbole und Repräsentationen für Sportlerinnen und Sportler gibt, kann das an Wechselwirkungen von wirklichkeitsstiftenden Diskursen und gesellschaftlichen Strukturen liegen. Bevor ich mich jedoch diesen Fragen zuwende, skizziere ich das Verständnis von Intersektionalität als methodisch begründetes und empirisch „handhabbares Werkzeug" (Winker/ Degele 2009, 14).

2 Intersektionalität: Analyseebenen der Ungleichheit

Der Begriff *Intersectionality* bzw. *Intersectional Analysis* wurde in den 1990er Jahren von der Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) geprägt. Das englische Wort *intersection* für „Durchschneiden, Schnittpunkt, (Straßen-)Kreuzung" weist noch stark auf die etymologische Bedeutung des Begriffs hin: Intersektion leitet sich aus den lateinischen Begriffen *inter* und *sectus* bzw. dem Verb *secare* für „schneiden, zer-, ab-, durchschneiden" bzw. dem Nomen *sectio* für „das Zerschneiden" ab (Stowasser 1994; Etymologisches Wörterbuch des Deutschen 1999). Mit der Präposition *inter* aus dem lateinischen für *zwischen, unter, in(mitten), (unter)einander* und *gegenseitig* wird ein (örtliches, zeitliches oder kausales) Verhältnis oder eine Beziehung ausgedrückt – im Sinne der Geschlechterforschung als Verkettung und Verbindung zwischen sich *(über-)schneidenden* Differenzlinien. Mit intersektionaler Analyse ist die Vorgehensweise gemeint, verschiedene „Achsen der Differenz" (Klinger/ Knapp 2005), sowie deren Verwobenheiten und Wechselwirkungen durch eine integrative Perspektive zu analysieren:

> We cannot study gender in isolation from other inequalities, nor can we only study inequalities' intersection and ignore the historical and contextual specificity that distinguishes the mechanisms that produce inequality by different categorial divisions, wether gender, race, ethnicity, sexuality or class. (Risman 2004, zitiert nach Knapp 2005, 74)

Differenzkategorien sind die Grundlage für die Strukturierung moderner Gesellschaften. Diese sind aufeinander bezogen, verstärken sich gegenseitig oder schwächen sich ab. Die intersektionale Perspektive der Genderforschung hinsichtlich der Trias *race*, *class* und *gender* ist zwar nicht neu (Knapp 2008, 40 f; vgl. Haraway 1991), aber der in Mode gekommene Sammelbegriff Intersektionalität ist dessen ungeachtet mehr als nur ein „Buzzword" (Davis 2008) und könnte sich zu einem „neue[n] Paradigma der Geschlechterforschung" (Knapp 2008) entwickeln. In der gegenwärtigen Debatte um Intersektionalität werden vorwiegend die Auswahl, die Anzahl und die Eigenschaften der zu untersuchenden Kategorien diskutiert (Lutz/ Wenning 2001; McCall 2005; Knapp 2006; Dies. 2005). Oftmals bleibt dabei die wichtige Unterscheidung zwischen den Untersuchungsebenen unpräzise oder wird vernachlässigt (vgl. Winker/ Degele 2009, 18). Der hier verwendete Intersektionalitätsansatz begreift Intersektionalität „als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Mehrebenenanalyse von Wechselwirkungen ungleichheitsregulierender sozi-

aler Strukturen, symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen“ (Winker/ Degele 2009, 15).

Demnach werden die Wechselwirkungen dreier Ebenen im Feld sozialer Praxen analytisch nach gesellschaftlichen Strukturen, nach identitätsbildenden Prozessen sowie kulturellen Symbolen und Repräsentationen unterschieden. Im nächsten Abschnitt werde ich auf die Ebene der Repräsentation eingehen. Der Fokus ist dabei auf die Analyse des medialen Diskurses über Sportlerinnen und Sportler und seine wirklichkeitsstiftende Dimension gerichtet.

3 Repräsentationsebene: Zur Identifizierung des Symbolischen

Unter dem abstrakten Begriff ‚Ebene der Repräsentation‘ sind Normen und Werte, mediale Diskurse und öffentliche Meinungen zusammengefasst. Mit der Untersuchung der Repräsentationsebene sollen die kommunikativen Wirklichkeitskonstruktionen zum Thema Fußball – oder genauer: Homophobie und Sexismus im Fußball– in den Blick genommen werden. Um soziale Praxen erklärbar zu machen, müssen nicht nur Identitätskonstruktionen und gesellschaftliche Strukturen, sondern auch symbolische Repräsentationen identifiziert werden, da sie in der Gesellschaft wirksam sind und somit auch Identitäten und soziale Strukturen beeinflussen:

> Der Diskurs als ganzer ist die regulierende Instanz; er formiert Bewusstsein. Insofern als Diskurs als ‚Fluß von Wissen bzw. sozialen Wissensvorräten durch die Zeit‘ funktioniert, schafft er die Vorgaben für die Subjektbildung und die Strukturierung und Gestaltung von Gesellschaften. (Jäger 2001, 84)

Wie sehen diese Vorgaben und sozialen Repräsentationen von Sportlerinnen und Sportlern im medialen Diskurs aus? In Bezug auf die Thematisierung von Fußballerinnen und Fußballern ist der diskurstheoretische Ausgangspunkt, dass Medien Frauen und Männer nicht einfach darstellen. Sprache transportiert immer auch Deutung (bspw. die Beschreibung von Bewegungsbildern als elegant bis aggressiv) und Bilder beinhalten die Repräsentation impliziter Wissensformen (geschlechtstypische Interpretation von Körperformen).

Eine Hauptbeobachtung aus der bisherigen Forschung besteht darin, dass Sportlerinnen nicht nur wesentlich weniger öffentlich-mediale Aufmerksamkeit zuteil wird, sondern dass auch systematisch anders über Sportlerinnen berichtet wird. Nur etwa zehn Prozent der Sportberichterstattungen (TV und Printmedien) widmen sich dem Frauensport. In den Medien werden Sportlerinnen durch geschlechtsbezogene bis stereotype Berichterstattung repräsentiert, ihre sportlichen Leistungen werden trivialisiert bzw. „[e]ntsportlicht“ und Geschlechterdifferenzen über unterschiedliche Körperabbildungen und wertende Beschreibungen hergestellt (Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 31). Im Einzelnen bedeutet eine solche Sportberichterstattung, dass Männer und Frauen ‚geschlechtsty-

pisch‘ und ‚stereotyp‘ dargestellt werden: Frauen werden in Berichterstattungen eher in ästhetisch-kompositorischen Sportarten präsentiert, die mit dem Weiblichkeitsideal der Attraktivität konform gehen (z.B. beim Kunstturnen und Eiskunstlauf), Männer werden eher in Sportarten präsentiert „in denen Kraft, die kämpferische Auseinandersetzung mit Gegnern oder die Beherrschung von Fahrzeugen im Mittelpunkt stehen“ (Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 30). Eine Entsportlichung und eine Trivialisierung der Athletinnen findet in den Medien häufiger als bei Athleten statt: Sportler werden vermehrt respektvoll mit Vor- und Nachnamen genannt. Bei Sportlerinnen taucht die distanzlose Nennung des Vornamens oder des Spitznamens zahlreicher auf – auch Bezeichnungen wie „Hühnerhaufen“ (Nestserava et.al. 2008, 58) oder „Rennmieze“ (vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 31) sind keine Seltenheit. Die Trivialisierung von Sportlerinnen findet sich auch in der Analyse von Fotografien: Während bei Sportlern häufiger aktiver Körpereinsatz, Kraft und Athletik im Mittelpunkt stehen, werden Sportlerinnen oft in einer passiven Pose, in einem außersportlichen Kontext oder durchaus auch in einer erotischen Position abgelichtet. In den Berichten über Sportlerinnen finden sich insgesamt häufiger außersportliche Themen oder Aussagen zur Attraktivität der Sportlerinnen, wie z.B. „die schöne Muslima“ (Nestserava et al. 2008, 45) oder „die Zaubermaus“ (47).

Der Fokus der durchgeführten Diskursanalyse wurde thematisch auf die Frauenfußball-WM in China und die Vergabe der WM 2011 in einem Erhebungszeitraum von August 2007 bis Februar 2008 gelegt. Um bestimmte gesellschaftliche Gruppen bzw. soziale Milieus als Adressaten und Adressatinnen abzudecken, wurden insgesamt acht Zeitschriften aus einem Spektrum von konventionellen Zeitschriften, Fußballzeitschriften sowie Zeitschriften aus dem schwul-lesbischen und feministischen Bereich nach vorher festgelegten Kategorien untersucht (darunter Inhalt, Sprache, Form/ Stil und Bilder)[2]. Die in diesen Medien vertretenen Meinungen über Frauenfußball können als heterogen bezeichnet werden und reichen von einer relativen Anerkennung bis hin zu einer reaktionären Diffamierung des Frauenfußballs. Die Machtwirkung des Diskurses zeigt sich nicht zuletzt daran, was erwähnt werden darf und was nicht: Der Mediendiskurs ist gekennzeichnet durch Ignoranz und ein Nicht-Erwähnen von Homosexualität in der Gesellschaft. Heteronormativität, bzw. Heterosexualität als Norm wird dadurch immer wieder (re-)thematisiert und normalisiert. Man kann also eine deutliche implizite Homophobie dieses Diskurses diagnostizieren.

Die Fußballerin Linda Bresonik wird in den Medien als „die Umstrittene“ bezeichnet. Der Rufname „Umstrittene“ charakterisiert nicht ihre Spielweise oder ihre sportlichen Erfolge, sondern bezieht sich lediglich auf ihre nicht-heterosexuelle Beziehung, die sie mit ihrer Teamkollegin Inka Grings hatte. In diesem Zusammenhang wird Homosexualität als „Verirrung“ und Heterosexualität als das „Normale“, „Glücklichmachende“ dargestellt (Nestserava et al. 2008, 43-46). Bei der Nationalspielerin Fatime Bajramaj, die „Lira“ und „die Zaubermaus“ genannt wird, stehen Schönheit und Sexappeal und deren Wirkung insbeson-

dere auf Männer im Vordergrund. Als anerkennend gedachte Beschreibung der Nationalspielerin werden u.a. „Freundlichkeit" und „Attraktivität" erwähnt (47) – eine vergleichsweise undenkbare Auszeichnung für die sportlichen Leistungen eines männlichen Nationalspielers. Auch die bloße Nennung des Spitznamens „Lira" oder „die Zaubermaus" bei Fatmire Bajramaj verweist mehr noch als die distanzlose Nennung des Vornamens auf die Verniedlichung ihrer Person. Der Beiname „Zaubermaus" kann als eine positiv gewertete Wechselwirkung von heterosexueller Weiblichkeit und sportlicher Leistung verstanden werden: Der erste Teil des Nominalkompositums („Zauber-") bezieht sich auf die fußballerische Kompetenz und ist eine Übertragung aus dem Fußballspiel der Männer, wo es zahlreich Verwendung findet. Wer hier im Fußball durch die Anwendung bestimmter sportlich-spielerischer Tricks und Kniffe in einem Spiel ‚zaubert', kann sich großer Anerkennung sicher sein. Der zweite Teil des Kompositums bezieht sich auf das Subjekt, das die Fähigkeit hat, zu zaubern: die „-Maus". Diese Verniedlichung zu etwas Kleinem, Süßem und Ungefährlichem wird aus männlicher Perspektive durchaus als etwas Begehrenswertes dargestellt.[3] Bei der Charakterisierung von Annike Krahn als einer „Abräumerin" mit „Ecken und Kanten" (Nestserava et al. 2008, 43 f) wird eine im Vergleich zu Fatmire Bajramaj konträre Sprache verwendet. Ihre männliche Körperlichkeit wird durch die Beschreibung ihres Fußballspiels und ihrer Rede als „geradlinig", „schnörkellos" und „hart" hergestellt (ebd.). Als Typ wird sie überdies mit dem Fußballer Torsten Frings verglichen, mit dem sie auch den „gleiche[n] Habitus" teile (ebd.). Generell werden spielerisch schlechte Leistungen über weiblich konnotierte Bezeichnungen oder Geschlechterstereotype dargestellt. Das argentinische Team wird beispielsweise als „Hühnerhaufen" (ebd.) mit hysterischem Spiel beschrieben.

Die Körper werden im Frauenfußball ganz anders thematisiert und beschrieben als im Männerfußball. Wie bei der Fußballerin Bajramaj werden teils explizit ‚weibliche' Eigenschaften wie Attraktivität und Schönheit hervorgehoben. Dies gilt übrigens auch für das gesamte Nationalteam, das gegendert wird. So titelte die *Gazzetta dello Sport*: „Deutschlands sexy Triumphe" (Nestserava et al. 2008, 50). Umgekehrt werden auch ‚männliche' Eigenschaften betont, die sich wie bei der Fußballerin Krahn dem medialen Klischee des fußballspielenden ‚Mannweibes' bedienen (vgl. ebenfalls Deutschland gegen Brasilien: „Bollwerk bremst Tänzerinnen", 54). Wenn die öffentliche und kommerzielle Aufmerksamkeit auf Frauenfußball weiterhin steigt, dürfte sich die Prognose des FIFA-Präsidenten Blatter „die Zukunft des Fußballs ist weiblich" im Sinne einer „Steigerung der Weiblichkeitsanforderungen" (Walther 2006, 12) bewahrheiten. Also doch kürzere Hosen und engere Trikots? In einem Expertengespräch der WELT erklärt Prof. Jütting (*Universität Münster*) den Misserfolg des Frauenfußballs im Vergleich zum Volleyball: „Natürlich betrachtet der männliche Zuschauer aus einem erotischen Blickwinkel – und der wird durch die Trikots der Frauennationalmannschaft nicht bedient" (Nestserava et al. 2008, 46). Diese Argumentation impliziert, dass Männer Athletinnen nicht unter einem sportlichen Aspekt (z.B. der Leistung), sondern als erotische Objekte betrachten. Die Konsequenz wäre

dann, dass Sportlerinnen Männern in erotischer Hinsicht gefallen müssen, um erfolgreich zu sein. Für die eingangs erwähnte Fragestellung lassen sich demnach folgende Schlüsse ziehen: Der ‚männliche' Körper wird in visuellen und textuellen Sportberichterstattungen vermehrt als ein kompetenter, kräftiger und aktiver Körper repräsentiert, und zwar in Abgrenzung zum weiblichen Körper, welcher umgekehrt häufig durch (passive) Schönheit, Ästhetik und Eleganz symbolisiert und damit entathletisiert wird. Dies ermöglicht auch eine Verbindung zwischen Männlichkeit und Fußball und produziert eine Naturalisierung von Geschlechterunterschieden:

> Der Sport zeigt scheinbar ganz ‚natürlich', dass Männer wettbewerbsorientierter, aggressiver, körperlich leistungsfähiger sind als Frauen und legt dabei den Schluss nahe, dass sie daher nur für bestimmte Sportarten (...) prädestiniert sind. (Kleindienst-Cachay/ Kunzendorf 2003, 117 f)

4 Ungleichheitsstrukturierende SpielerInnenprämien

Gesellschaftliche Strukturen beeinflussen soziale Praxen, symbolische Repräsentationen und kondensieren auch Identitätskonstruktion. Mit gesellschaftlichen Strukturen sind entweder strukturgebende Gruppierungen und allgemeine Strukturdaten (wie etwa Alter, Einkommen, Wohnlage, Geschlecht, Nationalität, Beruf etc.), aber auch Institutionen und Organisationen wie auch Gesetzestexte oder Statistiken gemeint. Es geht, kurz gesagt, um Verteilungs- und Partizipationsverhältnisse. Im Gegensatz zu den vom *Deutschen Fußball Bund* (*DFB*) jährlich veröffentlichten Statistiken über die Anzahl der Mitglieder im Jugendfußball, existieren weder öffentlich zugängliche Statistiken noch Fachliteratur über Preisgelder, die der *DFB* vergibt. Die folgenden Angaben zu Prämien für die Europameisterschaften und Weltmeisterschaften der Frauen und Männer beziehen sich daher auf 16 verschiedene Nachrichtenartikel aus unterschiedlichen Nachrichtenmagazinen und (Online-)Zeitschriften.[4]

4.1 Prämien für Fußballer und Fußballerinnen im Vergleich

Die erste bekannte Prämie wurde zur Weltmeisterschaft im Jahr 1954, dem so genannten „Fußballwunder von Bern" (vgl. Brüggemeier 2006, 27-34) vergeben. Die Weltmeister wurden mit jeweils 2.500 DM (~1.280 €), einem Fernsehgerät, einem Lederkoffer und einem Motorroller prämiert. Zwanzig Jahre später (WM 1974) wurden bereits 60.000 DM (~35.900 €) und ein VW Käfer-Cabrio für jeden Spieler vergeben. Weitere 16 Jahre später, zur Weltmeisterschaft 1990 erhielt jeder Spieler eine Siegerprämie von 130.000 DM (~64.100 €), exklusive der Prämien, die vermehrt durch die *Fédération Internationale de Football Association* (FIFA) oder den wachsenden Werbeeinnahmen des Verbandes eingenommen werden konnten.[5] Im Jahr 2002 wurden die Spieler für das Erreichen des

Viertelfinales mit 70.000 DM (~35.000 €), für den Einzug in das Halbfinale mit 120.000 DM (~60.000 €) und für den Einzug in das Finale gegen Brasilien pro Kopf mit 143.000 DM (~71.600 €) belohnt – für den Weltmeistertitel wären zusätzlich 180.000 DM (~92.000 €) pro Spieler ausgezahlt worden. Zur Weltmeisterschaft im Jahr 2006 wurde der Einzug in das Viertelfinale mit 50.000 € und das Erreichen des Halbfinales mit 100.000 € belohnt, das Erreichen des Finales wäre mit 150.000 € und der gewonnene Weltmeistertitel mit 300.000 € für jeden Spieler ausgezeichnet worden.

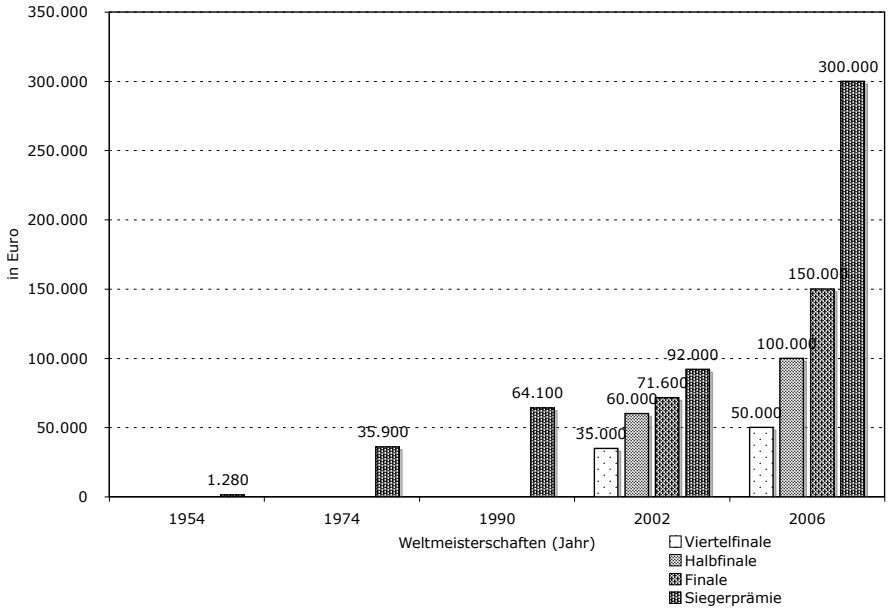


Abb. 1.: Entwicklung der Spielerprämien für die Weltmeisterschaften

Entsprechende Prämiensummen wurden vom *DFB* auch für die Europameisterschaften vergeben: Im Jahr 1996 wurde jeder Spieler für das Erreichen des Finales mit 100.000 DM (~50.000 €) belohnt. Im Jahr 2008 wurde bereits für das Erreichen des Viertelfinales dieselbe Summe ausbezahlt. Für das Erreichen des Halbfinales wurden 100.000 € vergeben und für den Einzug in das Finalspiel wurde jeder Spieler mit 150.000 € prämiert. Eine Rekordsumme von 250.000 € wäre bei einem Europameisterschaftstitel vergeben worden.

Die Spielerinnen der Nationalmannschaft wurden ein einziges Mal im Jahr 1989 für ihren Erfolg bei der Europameisterschaft prämiert: Sie erhielten ein Kaffeeservice. Dies ist die einzige bekannte Prämie für Nationalspielerinnen im Rahmen einer Europameisterschaft. Für die Weltmeisterschaft im Jahr 1991, in der die Fußballerinnen den Titel erlangten, wurden sie mit einem Münzset prämiert. Vier Jahre später wurden die Spielerinnen für das Erreichen des Finales mit 6.000 € ausgezeichnet. Zur gewonnenen Weltmeisterschaft im Jahr 2003 wurden 15.000 € und ein Trikot vergeben. Im Weltmeisterschaftsjahr 2007 ver-

gab der *DFB* erstmals auch Preisgelder für das Erreichen verschiedener Etappen. So wurden die Nationalspielerinnen für den Einzug in das Viertelfinale mit 5.000 € und für das Halbfinale mit 20.000 € prämiert. Für das Erreichen des Finales wurden weitere 35.000 € und für die erlangte Weltmeisterschaft wurde eine Prämie in Höhe von 50.000 € vergeben.

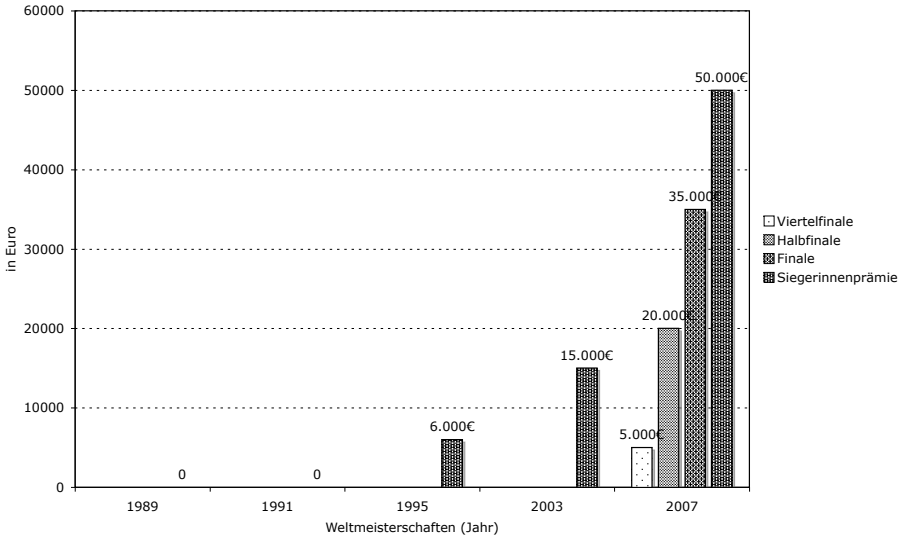


Abb. 2.: Spielerinnenprämien für Weltmeisterschaften; ab WM 2007 gestaffelt nach Etappen

4.2 Diskussion der Ergebnisse

Im direkten Vergleich zwischen Frauenfußball und Männerfußball ist die Höhe der Preisdifferenz und die Preisgeldentwicklung augenfällig. Wie aus der Grafik (Abb. 3) zu entnehmen ist, steigt die Höhe des Preisgeldes bei den Fußballern stetig bis exponentiell an, vervielfacht sich aber auch bei den Fußballerinnen gleichmäßig[6]. Dessen ungeachtet: Die ausgezahlte Prämie für den letzten Fußball-Weltmeisterschaftstitel der Frauen (2007) ist mit einer Höhe von 50.000 € mit der Prämie für die Fußball-Weltmeisterschaft der Männer aus dem Jahr 1974 vergleichbar, welche zu dieser Zeit 35.900 € erhielten. Die Prämienhöhe der Frauen (2007) entspricht jedoch nicht annähernd der Preisgeldhöhe der Männer aus dem Jahr 2006, d.h. die Prämien im Frauen- und Männerfußball entwickeln sich mit einer Differenz zueinander (vgl. Abb. 3 und Abb. 4).

In gewisser Hinsicht ist dieser Abstand mit dem Beck'schen Modell des Freisetzungsprozesses der Individuen in der reflexiven Modernisierung bzw. den sozialstrukturellen Folgen derselben vergleichbar: Mit dem Bild des „Fahrstuhl-Effekt[s]" (Beck 1986, 122) ist die Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen gemeint, aber auch die weitgehend stabil gebliebenen Ungleichheitsrela-

tionen trotz Fortschritt. Die Einkommens*unterschiede* haben sich demnach nicht wesentlich verändert: „[D]ie Klassengesellschaft“, so Beck, „wird insgesamt eine Etage höher gefahren. Es gibt – bei allen sich neu einpendelnden oder durchgehaltenen Ungleichheiten – ein kollektives Mehr an Einkommen (...)“ (122, [Hervorh. weggelassen, K.B.]).

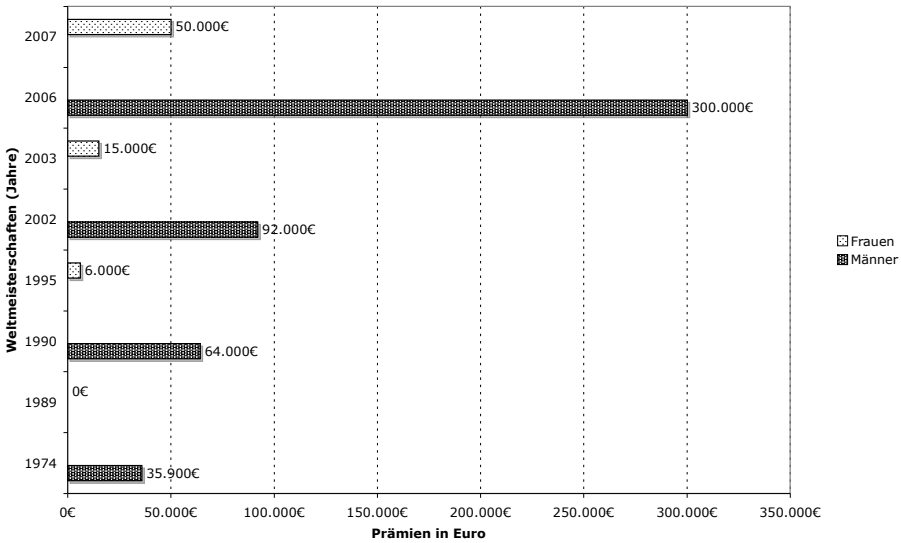


Abb. 3.: Weltmeisterschaftsprämien für Männer und Frauen im Vergleich

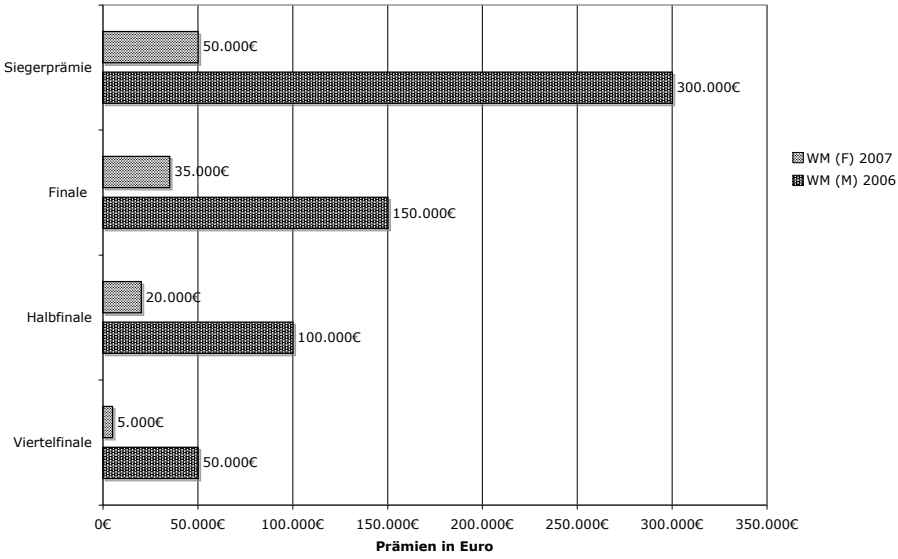


Abb. 4.: Vergleich der gestaffelten Prämien nach Etappen für die WM 2006 der Männer und WM 2007 der Frauen

Die Fußballerinnen partizipieren durch den Fahrstuhl-Effekt am Wohlstand (Preisgeld), wohingegen die Ungleichheit in Form der Prämiendifferenz in Relation zu den Fußballern stabil bleibt. Abgesehen vom *Fahrstuhl-Effekt* kann in kapitalistischen Gesellschaften materielle Vergütung auch mit einer gewissen Wertigkeit gedeutet und interpretiert werden. Der hiesige Arbeitsmarkt ist geschlechtspezifisch differenziert und hierarchisiert, dies zum einen auf der horizontalen Ebene (in Branchen und Berufen nach Frauen- und Männerberufen) und zum anderen vertikal (in Bezug auf innerbetriebliche Hierarchien). Frauenberufe sind im Gegensatz zu Männerberufen nicht mit Prestige und Macht verbunden und werden weniger gut bezahlt. Das liegt zum Teil auch daran, dass Frauenberufe typischerweise in einer Semi-Professionalität verortet bleiben (Arzthelferin, Technische Assistenzberufe, Sozialberufe). Auf der vertikalen Ebene sind Frauen bspw. in den Chefetagen deutlich unterrepräsentiert. Ähnlich verhält es sich auch mit den Fußballerinnenprämien. Wenn man davon ausgeht, dass symbolische Repräsentation und ökonomisches Kapital sich wechselseitig bedingen, spiegeln die Prämien für die Fußballerinnen die Bedeutung und den Einfluss von Frauenfußball wider bzw. lassen sich Wechselwirkungen zwischen symbolischen und kulturellen Repräsentationen mit gesellschaftlichen Strukturen aufzeigen.

5 Ausblick

Im alltäglichen Leben wird die gesellschaftliche Praxis rund um das Thema Fußball mit (heterosexueller) Männlichkeit verknüpft. Die Auffassung von Gerd Müller „Frauen gehören an den Kochtopf und nicht auf das Fußballfeld“ (1975, zitiert nach Walther 2006, 2) kann einerseits als singuläre Aussage eines Sexisten verstanden werden – Identitäten konstruieren sich aber andererseits nie außerhalb von Diskursen und symbolischen Repräsentationen. Gerd Müller positioniert sich nicht nur zu einem Diskurs (Frauenfußball), sondern bringt auch Werte und Normen zum Ausdruck, die in unserer Gesellschaft wirksam sind. Sportlerinnen und Sportler werden unterschiedlich repräsentiert, wobei der ‚männliche‘ Sport die Norm bzw. die hegemoniale Sportform darstellt. Dies zeigt sich auch an den unterschiedlich hohen Prämien.

Gleichwohl lässt sich ein Wandel in der Fußballkultur auf unterschiedlichen Ebenen verzeichnen: Die Stadienordnungen wurden im Laufe der letzten Jahre von allen Bundesligavereinen mit Paragraphen versehen, die „rassistische und rechtsradikale Gegenstände, Symbole und Handlungen“ (Schneickert 2008, 33) verbieten – ein erstes ausbaufähiges Zeichen gegen Diskriminierung. Und obwohl die Vereine hinsichtlich ihrer Verhaltensklauseln und Verbote heterogen sind, werden erstmals bei den Vereinen Cottbus und Wolfsburg auch Sanktionen gegen die Diskriminierung aufgrund sexueller Orientierung verhängt. Parallel zu diesen Veränderungen steigt seit einigen Jahren die Zahl schwul-lesbischer und *queerer* Fanclubs an, die Homophobie im Fußball zum Thema machen und damit Erfolge erzielen („Fußball ist alles – auch schwul“, Meenzelmänner-Banner zitiert nach *QFF* 2009). Laut *EMMA* erreicht der Frauenfußball in

Deutschland sogar eine „neue Dimension“ (Frömel 2003) – gemessen an Birgit Prinz, die zum dritten Mal „Weltfußballerin des Jahres“ wurde, gemessen an den errungenen WeltmeisterInnentiteln, den steigenden SiegerInnenprämien und ZuschauerInnenzahlen. Letztere waren zumindest beim jüngsten Testspiel der Nationalteams Brasilien gegen Deutschland (22. April 2009) mit knapp 45.000 ZuschauerInnen im Frankfurter Stadion und 3,6 Millionen ZuschauerInnen vor dem Fernseher rekordverdächtig (Juchem 2009).

Dies könnte ein Vorgeschmack auf eine kommerziell erfolgreiche Weltmeisterschaft im Jahre 2011 und auf den möglichen Durchbruch im Hinblick auf die Professionalisierung des Frauenfußballs sein. „Das größte Ziel“, teilt die *WM-OK*-Präsidentin Steffi Jones mit, „ist Nachhaltigkeit“ (*sid* 2009). Dazu gehöre auch, „die Strukturen in den Vereinen zu verbessern, damit der Boom nach der WM nicht kurzfristig, sondern langfristig anhält“ (ebd.). Die Nachhaltigkeit und die Verbesserung von Strukturen sind zwar keine Garanten dafür, dass alle „zu Gast bei Freundinnen“ sind – ein Sommermärchen könnte trotzdem daraus werden.

Anmerkungen

1 Für viele hilfreiche Bemerkungen, kritische Anregungen und Hinweise danke ich Nina Degele, Martin Pfeiffer, Verena Walter, Stephanie Bethmann, Meike Penkwitt, Andrea Zimmermann, Caroline Günther und Antonia Eder.

1 Matthias Marschik (2006) weist in seinem Aufsatz „It's a Male Ball' – Über Fußball und Maskulinität, Cultural Studies und Kulturwissenschaften" darauf hin, dass Fußball „ein Refugium von Männlichkeit" darstellt (2006, 53).

2 Konventionelle Zeitschriften: Spiegel-*Onlin*e, *Welt*, *Stern*. Fußballzeitschriften: *Kicker, 11 Freunde, SportBild*. Schwul-lesbische und Feministische Zeitschriften: *L-Mag, EMMA*.

3 Neben ‚unisex'-Kosenamen (Mausiherzchen, Mäusepfötchen) werden viele weibliche Kosenamen wie etwa Mauselinchen, Mauselocke, Muschimaus und viele männliche Kosenamen wie Matzbär, Mausebär(chen) etc. mittels (heimischer oder bekannter) Tiernamen produziert (wie etwa Hase, Maus, Bär, Spatz, Löwe usw.), die ihrerseits als Platzhalter für vergeschlechtlichte Zuschreibungen stehen.

4 Der Abschnitt 4 „Ungleichheitsstrukturierende SpielerInnenprämien" ist in anderer Form unter folgendem Titel erschienen: „SpielerInnenprämien und Preisgelder beim Profifußball" (vgl. Botsch 2008, 25-33). Die Informationen zu den Prämien stammen aus folgenden Magazinen und Zeitschriften (auch Online): *Spiegel, FAZ, Welt, EMMA, Focus, Weltfussball*, den Organisationen *UEFA, DFB* und den Sport-Onlinemagazinen *1asport, sport1, club-station und fussball24*. Bei zwei Artikeln wird der Verfasser bzw. die Verfasserin genannt, die übrigen Artikel weisen keinen Verfasser und keine Verfasserin auf, beziehen sich dabei entweder auf die *Deutsche Presse-Agentur* (*dpa*) bzw. den *Sport-Informations-Dienst* (*sid*).

5 Die hier berücksichtigten Angaben beziehen sich ausschließlich auf die Prämien, die durch den *DFB* (*Deutschen Fußball Bund*) vergeben wurden. Eingenommene Saldi durch die *FIFA*, Werbeauftritte und diverse Vermarktungsstrategien für den einzelnen Spieler und die einzelne Spielerin wurden nicht berücksichtigt.

6 Das im Jahr 1991 gewonnene Münzset entspricht – vergleichbar mit dem Kaffeeservice zur Europameisterschaft 1989 – einem sinnbildlichen Preisgeld oder vielmehr einer symbolischen Anerkennung und ist in der Grafik, da es sich nicht um ökonomisches Kapital handelt, mit dem Kapitalwert von 0 € gekennzeichnet.

Literatur

Beck, Ullrich (1986) *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Brüggemeier, Franz-Josef (2006) „Das ‚Fußballwunder' von 1954." *Fußball – mehr als nur ein Spiel. Informationen zur politischen Bildung,* Nr. 290/ 2006. Hg. Bundeszentrale für politische Bildung/ bpb, München: Franzi's print & media, 27-34.

Connell, Robert W. (2000) *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. 2. Auflage. Hg. Ursula Müller. Opladen: Leske + Budrich.

Crenshaw, Kimberlé (1989) „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine." Chicago/Illinois: The University of Chicago Legal Formum, 139-167.

Davis, Kathy (2008) „Intersectionality as buzzword. A sociology of science perspective on what makes a feminist theory successful." *Feminist Theory,* vol. 9 (1)/ 2008. Los Angeles/ London/ New Delhi/ Singapore: SAGE Publications, 67-85.

Degele, Nina/ Kristina Kesselhut /Christian Schneickert (2009) „Sehen und Sprechen. Zum Einsatz von Bildern bei Gruppendiskussionen." (eingereicht bei *Zeitschrift für qualitative Sozialforschung*).

Degele, Nina (2009) „Wenn das Runde ins Eckige muss – Stereotypisieren, Reifizieren und Intersektionalisieren in der Geschlechterforschung." *Stereotype in Arbeit, Bildung und Medien – Herausforderung für Gleichstellungspolitik*. Hg. Susanne Baer/ Karin Hildebrandt. Bielefeld: Kleine [in Vorb.].

Engelfried, Constance (2008) „Konstruktion von Männlichkeiten im Sport – Bedeutung und Funktion von Jungen- und Männergruppen." *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 69/2008: 59-69.

Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1999). Erarbeitet unter der Leitung von Wolfgang Pfeiffer. 4. Auflage 1999 [1994], München: DTV.

Haraway, Donna (1991) *Simians, Cyborgs and Women: The Reinvention of Nature*. New York: Routledge.

Hartmann-Tews, Ilse/ Bettina Rudolfs (2002) „Ungleiche (Re-)Präsentation von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien? – Internationaler Forschungsstand und aktuelle Befunde." *Frauen im Hochleistungssport*. Hg. Gertrud Pfister. Hamburg: Czwalina, 27-40.

Jäger, Siegfried (2001) „Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse." *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Bd.1: Methoden und Theorien*. Hg. Reiner Keller/ Andreas Hirseland/ Werner Schneider/ Willy Viehöver. Opladen: Leske + Budrich, 81-113.

Kleindienst-Cachay, Christa/ Annette Kunzendorf (2003) „‚Männlicher' Sport – ‚weibliche' Identität? Hochleistungssportlerinnen in männlich dominierten Sportarten." *Soziale Konstruktionen von Geschlecht im Sport*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Petra Gieß-Stüber/ Christa Kleindienst-Cachay/ Maire-Luise Klein. Opladen: Leske + Budrich, 109-150.

Klinger, Cornelia/ Gudrun-Axeli Knapp (2005) „Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmung von Klasse, Geschlecht, ‚Rasse'/ Ethnizität." *Transit – Europäische Revue* 29/2005: 72-95.

Knapp, Gudrun-Axeli (2005) „Intersectionality – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von ‚Race, Class, Gender'." *Feministische Studien*, Jg. 23/ 2005, Heft (1): 68-81.

Knapp, Gudrun-Axeli (2008) „‚Intersectionality' – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung?" *Was kommt nach*

der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Hg. Rita Casale/ Barbara Rendtorff. Bielefeld: Transcript 2008, 33-54.

Kreisky, Eva (2006) „Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus der Sicht der Geschlechterforschung." *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Dies./ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 21-41.

Kreisky, Eva/ Georg Spitaler (2006) Hg. *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus.

Lehnert, Esther (2006) „Auf der Suche nach Männlichkeiten in der sozialpädagogischen Arbeit mit Fans." *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 83-99.

Lutz, Helma/ Norbert Wenning (2001) Hg. *Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft*. Opladen: Leske + Budrich.

Marschik, Matthias (2003) *Frauenfußball und Maskulinität. Geschichte – Gegenwart – Perspektiven*. Münster/ Hamburg/ London: LIT Verlag.

Marschik, Matthias (2006) „‚It's a Male Ball' – Über Fußball und Maskulinität, Cultural Studies und Kulturwissenschaften." *Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 53-66.

Meuser, Michael (2008) „It's a Men's World. Ernste Spiele männlicher Vergemeinschaftung. *Ernste Spiele. Zur politischen Soziologie des Fußballs*. Hg. Gabriele Klein/ Michael Meuser. Bielefeld: Transcript, 113-135.

McCall, Leslie (2005) „The Complexity of Intersectionality." *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 30/2005: 1771-1800.

Pfister, Gertud (2008) „Doing Sport ist Doing Gender." *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 69/2008: 13-31.

Sülzle, Almut (2005) „Fußball als Schutzraum für Männlichkeit? Ethnographische Anmerkungen zum Spielraum für Geschlechter im Stadion." *Gender Kicks. Texte zu Fußball und Geschlecht*. Hg. Antje Hagel/ Nicole Selmer/ Almut Sülzle. *KOS-Schriften* 10. Frankfurt/ M.: 37-52.

Stowasser J.M./ M. Petschenig/ F. Skutsch (1994) Hg. *Stowasser. Lateinisch-deutsches Wörterbuch*. München: Oldenbourg Verlag.

Winker, Gabriele/ Nina Degele (2009) *Intersektionalität. Zur Analyse gesellschaftlicher Ungleichheiten*. Bielefeld: Transcript.

Internetquellen

Botsch, Kerstin (2008) „SpielerInnenprämien und Preisgelder beim Profifußball." *Materialien zu Fußball intersektional: Methoden, Strukturen, Repräsentationen*. Hg. PFIFF („Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung"). 06. April 2009. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/degele/Forschung/pfiff_fussball_intersektional.pdf>.

Degele, Nina/ Gabriele Winker (2007) „Intersektionalität als Mehrebenenanalyse." Unveröff. Manuskript. 06. April 2009. <http://www.tu-harburg.de/agentec/winker/pdf/intersektional_Mehrebenen.pdf>.

Eggeling, Tatjana (2008) „Homophobie im Fußball." Homepage Initiative Queer Nations 2005. 03. April 2009. <http://www.queer-nations.de/de/wissenschaft_forschung/aufsaetze/Fu%C3%9Fball.html>.

Frömel, Susanne (2003) „Wir sind Weltmeisterinnen!" *EMMA* 6/2003. 06. April 2009. <http://www.emma.de/wie_sind_weltmeisterinnen_6_03.html.>

Hartmann-Tews, Ilse/ Bettina Rudolfs (2002b) „Frauensport in den Medien.

Eine inhaltsanalistische Betrachtung." 15.04.2002. Forum Wissenschaft/ BdWi (Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler). 03. April 2009. <http://www.bdwi.de/forum/archiv/archiv/441793.html>.

Juchem, Markus (2009) „Top-Einschaltquote bei Deutschland-Brasilien." 22. April 2009. <http://www.womensoccer.de/2009/04/23/top-einschaltquote-bei-deutschland-brasilien/>.

Kesselhut, Kristina (2008) „Gruppendiskussionen mit Bildeinsatz. Begründung der Methodenwahl." *Materialien zu Fußball intersektional: Methoden, Strukturen, Repräsentationen.* Hg. PFIFF („Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung"). 06. April 2009. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/degele/Forschung/pfiff_fussball_intersektional.pdf>.

Knapp, Gudrun-Axeli (2006) „‚Intersectionality': Feministische Perspektiven auf Ungleichheit und Differenz im gesellschaftlichen Transformationsprozeß." 03. April 2009. <http://209.85.135.104/search?q=cache:3Lw4v1QlXT8J:www.univie.ac.at/gender/fileadmin/user_upload/gender/abstracts_ringvorlesung/Knapp.doc+intersectionality+feministische+perspektiven+auf+ungleichheit+und+differenz&hl=de&ct=clnk&cd=3&gl=de&client=firefox-a>.

sid (2009) „Interview mit WM-OK-Präsidentin Steffi Jones" 31. März 2009. 22. April 2009. <http://www.11freunde.de/newsticker/118928>.

Meuser, Michael (2001) „Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit." Hompage. Arbeitskreis für interdisziplinäre Männer- und Geschlechterforschung – Kultur-, Geschichts- und Sozialwissenschaften (AIM Gender). 03. April 2009. <www.ruendal.de/aim/pdfs/Meuser.pdf>.

Nestserava, Maryia/ Raphael Rauh/ Liv Christiane Schümichen/ Susanne Stadler (2008) „‚Tussischuhe, na und?' Homophobe, sexistische, rassistische/ nationalistische Diskurse im (Frauen)Fußball. *Materialien zu Fußball intersektional: Methoden, Strukturen, Repräsentationen.* Hg. PFIFF („Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung"). 06. April 2009. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/degele/Forschung/pfiff_fussball_intersektional.pdf>.

Schneickert, Christian (2008) „Tatort Stadion. Stadien- und Vereinsordnungen als Antidiskriminierungsstrategie." *Materialien zu Fußball intersektional: Methoden, Strukturen, Repräsentationen.* Hg. PFIFF („Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung"). 06. April 2009. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/degele/Forschung/pfiff_fussball_intersektional.pdf>.

Steinbrink, Dinah (2008) „Jugend- und Mädchenfußball in Deutschland. Zahlen und Strukturen." *Materialien zu Fußball intersektional: Methoden, Strukturen, Repräsentationen.* Hg. PFIFF („Projekt Freiburger intersektionale Fußball-Forschung"). 06. April 2009. <http://www.soziologie.uni-freiburg.de/Personen/degele/Forschung/pfiff_fussball_intersektional.pdf>.

Walther, Tanja (2006) *Kick it out – Homophobie im Fußball*. Hg. *EGLSF* (*European Gay & Lesbian Sport Federation*) Amsterdam/ Berlin. 20. Juni 2009. <http://www.farenet.org/resources/EGLSF_Homophobia_in_Football_2006.pdf>.

Walther, Tanja (2006b) „Alle zu Gast bei Freunden? Homophobie im Fußball." *Abseits WM 2006*. Sul Serio (4/ 2006) Hg. *reflect! Assoziation für politische Bildung und Gesellschaftsforschung*. 04. Apil 2009. <http://www.reflect-online.org/magazin/archiv/sonderausgabe-04/homophobie-im-fussball/>.

Wittershagen, Michael (17.02. 2008) „Ich bin Fußballer. Ich kann nicht schwul sein." *Frankfurter Allgemeine Sonn-*

tagszeitung 04. April 2009, S.17 <http://www.faz.net/s/RubBC20E7BC6C204B29BADA5A79368B1E93/Doc~E2F0EF2C57D2446F297982B1A8ABECCA1~ATpl~Ecommon~Scontent.html>.

QFF (2009) *Queer Football*. 15. Mai 2009. <http://queerfootballfanclubs.com/qff/content/view/151/30/lang,english/>.

Eva Boesenberg

Fußball – ein Frauensport? Transatlantische Sportkulturen im Vergleich

Anhand einer Gegenüberstellung der US-amerikanischen und der deutschen Fußballkulturen untersuche ich in diesem Beitrag, inwiefern Fußball in den jeweiligen nationalen Kontexten hegemoniale Geschlechterdiskurse reproduziert bzw. modifiziert. Da die Situation in der BRD in den anderen Beiträgen bereits umfassend analysiert wurde, konzentriere ich mich in erster Linie auf die USA. Mein theoretischer Zugang zum Thema Sport ist dabei vor allem durch die Arbeiten Robert Connells, Judith Butlers und Pierre Bourdieus geprägt. Ich verstehe Fußball also als eine gesellschaftliche Praxis oder *performance*, die zur Konstruktion von Geschlecht beiträgt, und frage in Anlehnung an Connell, inwiefern Sport speziell hegemoniale Geschlechterdiskurse stabilisiert bzw. verändert. Dabei versuche ich gleichzeitig zu berücksichtigen, wie Fußball (nach Bourdieu) als Distinktionsmerkmal bestimmter sozialer Gruppen fungiert oder – im Sinne von *Critical Whiteness Studies* und *Queer Theory* – dazu dient, weiße und Hetero-Privilegien zu verteidigen bzw. in Frage zu stellen.

Mein Aufsatz besteht aus fünf Teilen. Ich gehe zunächst auf die wachsende Bedeutung von Frauen im deutschen Fußball ein und stelle danach die Spezifik der US-amerikanischen Fußballkultur dar. Im dritten Teil frage ich anschließend danach, ob und inwiefern der US-amerikanische Fußball als ‚Frauensport' bezeichnet werden kann, und inwiefern dies Geschlechterstereotypen destabilisiert. Der vierte Teil erörtert kurz, wie und bis zu welchem Grad Fußball in den Vereinigten Staaten zur Herausbildung ‚neuer Männlichkeiten' beiträgt. Ich schließe mit einem vorläufigen Fazit.

1 Veränderungen im deutschen Fußball

Frauen spielen im bundesdeutschen Fußball in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine zunehmend wichtige Rolle, und zwar in mindestens drei verschiedenen Funktionen: als Zuschauerinnen, Kommentatorinnen und Sportlerinnen. Sowohl beim Stadion- als auch beim Fernsehpublikum stellen Frauen heute einen deutlich höheren Anteil als noch vor 10 Jahren, laut Angaben von Sülzle

und Selmer etwa 20-30 % bei Sportereignissen (Sülzle 2007, 54) und etwa 30 % bei Fernsehübertragungen (Selmer 2004, 136). Der DFB und viele Vereine haben Zuschauerinnen als wichtige Zielgruppe erkannt, was sich unter anderem in Stadionumbauten und einer damit einhergehenden Veränderung der Atmosphäre bei Fußballspielen ausdrückt (Selmer 2004, 139 f). Diese Entwicklungen werden aber von vielen männlichen Zuschauern abgelehnt, die Frauen häufig für die angebliche ‚Korruption' des Sports durch ökonomische Interessen verantwortlich machen (vgl. Selmer 2004, 134, 142). Auch die zunehmende Präsenz junger weiblicher Fans, die unter anderem aufgrund der Stilisierung der Bundesliga zur ‚Boygroup' durch *Bravo* und *Bild*-Zeitung den Weg ins Stadion gefunden haben, wird häufig von männlicher Seite als Zeichen des Niedergangs der ‚wahren' Sportkultur beklagt oder zumindest spöttisch-herablassend kommentiert (Selmer/Sülzle 2006, 129).

Ein interessanter Effekt ergibt sich derzeit aus der Nähe insbesondere der Männer-Nationalmannschaft zur Politik. Bekanntermaßen lassen sich männliche Regierungschefs gern mit siegreichen Nationalmannschaften ins Bild setzen, partizipieren sie so doch symbolisch an den angeblichen Tugenden des Sports wie Fairness, Chancengleichheit, leistungsbezogener Belohnung usw. Last not least zertifiziert eine enge Verbindung zum Sport auch ihre Virilität. Die Politiker profitieren dabei, so Markus Pinter und Georg Spitaler, „von der ausgesprochen *sichtbaren Darstellung von Führung und <Macht>*, von Normbildern tatkräftiger Männlichkeit" (Pinter/Spitaler 2006, 162, Hervorh. im Original). Der Männer-Nationalmannschaft wird mit solchen Fototerminen metonymisch signalisiert, die ganze Bevölkerung stehe an ihrer Seite.

Was also sind die rhetorischen Effekte eines Bildes, das Angela Merkel bei der WM 2006 mit der Herren-Nationalmannschaft zeigt – quasi Schulter an Schulter mit Gerald Asamoah?[1] Wird Angela Merkel in dieser Konstellation symbolisch vermännlicht, unterstreicht also die Verbindung zur Nationalmannschaft ihre Autorität? Kann eine Bundeskanzler*in* andererseits den Status einer Männer-Nationalmannschaft ebenso erhöhen wie ihre männlichen Vorgänger? Auf alle Fälle macht das Foto auf der Titelseite der *Berliner Zeitung* vom 7. Juni 2006, auch im Zusammenhang mit der Bildüberschrift („Überraschungsgast"), klar, dass das Männerbündische des Fußballs (Kreisky 2006, 32-34) nicht mehr so reibungslos funktioniert wie zuvor. Indem es die Selbstverständlichkeit bestimmter ‚Entsprechungen' in Frage stellt, beleuchtet es homosoziale Strukturen im Fußball, die zuvor ‚natürlich' und damit normativ wirkten.

Der zweite wichtige Bereich betrifft die zunehmende Sichtbarkeit von Frauen als Fußballexpertinnen, vor allem im Fernsehen. Neue mediale Repräsentationen des Sports – Stichwort: *ran* statt Sportschau alten Typs – schreiben auch einigen Journalistinnen (Monica Lierhaus, Anne Will, u.a.) Fußballkompetenz zu und diversifizieren so die ‚Gesichter' des Sports (Selmer 2004, 135 f). Dieser Trend ist eng mit der Bedeutung des weiblichen Publikums verknüpft. Nichtsdestotrotz bleibt Fußballberichterstattung sowohl in den Printmedien als auch im Fernsehen noch ganz überwiegend Männersache.

Als dritter einflussreicher Faktor wären die Erfolge der Frauen-Nationalmannschaft zu nennen, die bei internationalen Wettbewerben deutlich besser abschnitt als die Männer (Weltmeisterinnen 2003 und 2007, usw.). Dies führte bei einem – zugegebenermaßen kleinen – Teil des Fußballpublikums zu ganz neuartigen Effekten. So zeigte ein im Berliner *Tagesspiegel* vom 1. April 2008 veröffentlichtes Foto drei Mädchen, die bei einem Europameisterschafts-Qualifikationsspiel der Herren Plakate mit der Aufschrift „Macht's wie die Frauen" hochhielten. Eine Sichtweise, die weibliche Leistungen als Maßstab für die der Männer ansetzt, ist bisher im Sport eher selten. Wie sich zeigte, konnte die Mannschaft von Joachim Löw und Michael Ballack 2008 einem solch hohen Anspruch nicht ganz gerecht werden.

Allein die unterschiedliche Aufmerksamkeit, die Männer- und Frauen-Nationalmannschaften entgegengebracht wird, bestätigt aber den fortdauernden Androzentrismus im deutschen Fußball. Zwar haben sich nun auch der *DFB* und die Politik Mädchenförderung auf ihre Fahnen geschrieben, wie u.a. Claudia Kugelmann anmerkt (Kugelmann 2007, 50), aber die Sprache des deutschen Fußballs ist nach wie vor maskulinistisch, wie Eva Kreisky ausführt (Kreisky 2006a, 32 ff). Die Forschungen von Nicole Selmer und Almut Sülzle demonstrieren, dass sexistische Denkweisen immer noch einen festen Bestandteil der Fußball-Fankultur bilden. Auf den Trainerbänken und in den Vorstandsetagen der Fußballverbände sind Frauen bisher so gut wie gar nicht vertreten. Der deutsche Fußball kann daher mit Kreisky und Spitaler auch heute noch als „Arena der Männlichkeit" bezeichnet werden (Kreisky/Spitaler 2006).

2 Besonderheiten des Fußballs in den USA

Die Situation in den USA (und zu einem gewissen Grad auch in Kanada) unterscheidet sich bereits dadurch von den Sportkulturen vieler anderer Länder, dass Fußball dort keine hegemoniale Sportart ist. Der Sport hat nicht annähernd die Bedeutung wie die „großen Dreieinhalb": Baseball, Football, Basketball, und in etwas geringerem Umfang Eishockey (Markovits/ Hellerman 1997, 209). Er wird sogar von einem Teil der Sportjournalisten als „unamerikanisch" abgelehnt (Foer 2005, 241 ff). Mit etwa 15 000 Zuschauerinnen und Zuschauern pro Spiel kann sich die Männer-Profiliga *Major Legaue Soccer* (*MLS*) kaum mit der *Major League Baseball*, der *National Football League*, der *National Basketball Association* und der *National Hockey League* messen. Außerhalb sportlicher Großereignisse wie den Olympischen Spielen oder der Fußball-Weltmeisterschaft, die auch in den USA verstärkt wahrgenommen werden, liegt die Präsenz des Sports im amerikanischen Fernsehen, wie Andrei Markovits sarkastisch anmerkt, „im Bereich solch absonderlicher Disziplinen wie Traktorziehen, Skateboard-Rennen oder Tiefsee-Wettangeln, in manchen Fällen sogar darunter" (Markovits 2006, 28).

Dennoch hat sich die Männer-Nationalmannschaft international mittlerweile einigen Respekt erarbeitet. Sowohl ihre Leistungen als auch ihre Popularität werden allerdings von denen der Frauen-Nationalmannschaft, dem so genann-

ten *Team USA*, eindeutig in den Schatten gestellt. Die Frauen gewannen sowohl die Weltmeisterschaft 1999 im eigenen Land als auch olympisches Gold in den Jahren 1996, 2004 und 2008; im Jahr 2000 erreichten sie Silber. Sportlerinnen wie Mia Hamm, Julie Foudy und Brandi Chastein wurden dadurch zu „Crossover-Stars", wie Markovits es nennt: Sie sprachen auch ein männliches Publikum an (Markovits 2006, 258). Wie Jean Williams anmerkt, schienen die Athletinnen ur-amerikanische Werte („All-American values") zu symbolisieren (Williams 2007, 67). Mia Hamm wurde so bekannt, dass *Nike* sie in einem Werbespot gegen Michael Jordan antreten ließ. Sogar eine Barbiepuppe wurde anlässlich der Frauen-WM 1999 nach ihr benannt. Als sie ihre aktive Karriere beendete, war Mia Hamm mit 158 Toren laut Dave Zirin in internationalen Wettbewerben die beste Torjägerin aller Zeiten; an diesen Rekord kam auch kein männlicher Fußballer heran (Zirin 2005, 190). Die Frauen Fußball-Profiliga *WUSA* musste allerdings mangels Sponsorengeldern den Betrieb einstellen, und die Popularität des Frauenfußballs scheint unter dem Karriereende vieler *Team USA*-Stars im Jahr 2004 insgesamt gelitten zu haben. Es bleibt abzuwarten, welche Auswirkungen die im März 2009 neu startende *WPS* (*Women's Professional Soccer*)-Liga haben wird.

Von mindestens ebenso großer Bedeutung wie die Prominenz des *Team USA* und seiner Stars ist die Beliebtheit des Fußballs als Breitensport. Sowohl an den Colleges als auch im Freizeitsport ist Fußball fest etabliert; *soccer* stellt die wichtigste Kinder- und Jugendsportart dar (Zirin 2007, 74). 88 % aller Colleges und Universitäten bieten derzeit Frauen-Fußballprogramme an; 1977 waren es nur 2,8 % (Zirin 2005, 191). Dieser enorme Anstieg wurde durch „Title IX" ermöglicht, eine 1972 verabschiedete Bestimmung der Bürgerrechtsgesetzgebung, die Hochschulen dazu verpflichtete, für ihre Frauen-Sportprogramme genauso viel Geld auszugeben wie für Männersport. Da nur wenige Colleges Frauen-Football oder -Baseballprogramme auflegten, kam der Zuwachs vor allem dem Frauenfußball, Basketball und Volleyball zugute. Obwohl Frauen und Mädchen im Schul- und Hochschulsport noch immer keine Gleichberechtigung mit Jungen und Männern erreicht haben, nahmen 2005 immerhin 150 000 von ihnen an College-Sportprogrammen teil – etwa fünf Mal so viele wie vor der Umsetzung von Title IX (Zirin 2005, 188).

Außerhalb des schulischen und universitären Umfelds geht der Erfolg von Fußball als Breitensport vor allem auf die Bemühungen der früheren Männer-Profiliga *North American Soccer League* zurück, Fußball durch Nachwuchssportprogramme in der US-amerikanischen Alltagskultur zu verankern. 1995 spielten mehr unter 12-Jährige Fußball als Baseball oder Football; im Jahr 2002 waren laut Franklin Foer 1,3 Millionen mehr Kinder beim Fußball als beim Baseball aktiv (Foer 2004, 244). Der Generalsekretär der *United States Soccer Federation* bezeichnete 1996 sogar 45 Millionen US-Amerikanerinnen und -Amerikaner, etwa 20 % der Bevölkerung, als *Soccer Americans* – 18 Millionen Aktive, davon 70 % unter 18, und 27 Millionen „beteiligte Familienmitglieder", die die Kinder zu Spielen und zum Training fuhren und den Nachwuchs auf dem Spielfeld anfeuerten (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003, 201).

Die Jugendligen, in denen der Anteil der weiblichen Aktiven etwa 40 % beträgt – eine Zahl, die den US-amerikanischen Fußball in allen Altersklassen charakterisiert – versuchen sich vor allen Dingen von Sportarten wie Football abzugrenzen, die durch Gewaltausübung und ein hohes Verletzungsrisiko gekennzeichnet sind. Fußball soll im Gegensatz dazu ein vergleichsweise sicheres sportliches Umfeld bieten und Gewalt *nicht* als legitimes Mittel in Auseinandersetzungen propagieren.

Die Kinder- und Jugendligen setzen sich daher programmatisch von der Maxime des „Gewinnens um jeden Preis" ab. So gab Dick Wilson, Direktor der *American Youth Soccer Organization* (*AYSO*), zu Protokoll: „Wir möchten dem Kind eine Chance geben, in einer weniger wettbewerbsorientierten, nicht nur auf das Gewinnen ausgerichteten Atmosphäre mitzuspielen" (Foer 2004, 237 f).[2] *AYSO* stellt also den Spaß am Sport über Leistungsorientierung. Jeder Spieler und jede Spielerin muss mindestens die Hälfte der Spielzeit eingesetzt werden, („Everyone Plays"); die einzigen Voraussetzungen für die Aufnahme in eine Mannschaft sind „Interesse und Enthusiasmus". Manche Jugendligen vergeben Trophäen für die Teilnahme statt für den Sieg. Andere veröffentlichen keine Spielergebnisse oder verzichten sogar darauf, die erzielten Tore zu zählen (Foer 2004, 238). Weiterhin fordert *AYSO* von den Trainern und Trainerinnen „positives Coaching", d.h. die Motivation von Spielern und Spielerinnen durch Lob statt Tadel, und von den Aktiven gegenseitigen Respekt und Fairness.

Die Organisation hat auch ein so genanntes „Very Important Player"-Programm für Kinder und Jugendliche mit Down-Syndrom oder anderen „speziellen Bedürfnissen" institutionalisiert, an dem derzeit 1500 Fußballer und Fußballerinnen teilnehmen. Die Definition von Fußball als einer „Familienangelegenheit" unterläuft darüber hinaus die homosoziale Exklusivität die Fußballkulturen andernorts häufig auszeichnet (vgl. Selmer 2004, 240).[3]

Insbesondere im Breitensportbereich scheint also die Art und Weise, wie Fußball in den USA betrieben wird, viele Anregungen feministischer Sportwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler für eine sportliche Praxis aufzugreifen, die zum Abbau von Geschlechterhierarchien beiträgt, statt sie zu zementieren. Aber kann der US-amerikanische Fußball deshalb als „Frauensport" bezeichnet werden?

3 Fußball – ein Frauensport?

In einem 2006 erschienenen Aufsatz hat Markovits Fußball in den USA als „prominenten Ort der Feminisierung" bezeichnet (Markovits 2006, 255). Er stützt diese These u.a. mit dem Bekanntheitsgrad des *Team USA* und seiner wichtigsten Spielerinnen, dem hohen weiblichen Anteil bei den Aktiven, und der Tatsache, dass in den USA auch wichtige Spiele der Männer von Sportjournalistinnen kommentiert werden (Markovits 2006, 258). Die Wahrnehmung, dass der amerikanische Fußball weiblich dominiert ist, wird auch von Anderen geteilt. So erregte sich der Radiomoderator Jim Rome (aus einer ganz anderen Perspektive als der Markovits'): „Mein Sohn spielt *nicht* Fußball. Eher würde

ich ihm Schlittschuhe und eine glitzernde, paillettenbesetzte Bluse in die Hand drücken als einen Fußball“ (Foer 2004, 242).[4] Fußball erscheint hier als ‚weiblicher‘ oder zumindest hegemoniale Männlichkeit gefährdender als Eiskunstlauf, ein traditionell ‚weiblich‘ codierter Sport.

Es ist unbestritten, dass Frauenfußball in den USA eine größere Rolle spielt als in vielen anderen Nationen, und dass die Vereinigten Staaten in diesem Bereich international führend sind. So weist Rosa Diketmüller darauf hin, dass der globale Aufschwung des Frauenfußballs in den 1980er und 1990er Jahren von den Vereinigten Staaten ausging, und dass dort im internationalen Maßstab sehr viele Frauen den Sport aktiv betreiben (Diketmüller 2006, 353, 355).

Dennoch möchte ich Markovits’ These widersprechen, nicht nur, weil ich den Begriff „Feminisierung“ in diesem Zusammenhang für problematisch halte. Er impliziert meiner Meinung nach, dass Fußball ‚eigentlich‘ Männersache sei. Wie Matthias Marschik dazu in einem anderen Zusammenhang schreibt:

> Was die Analysen des Fußballs und des Sports (...) charakterisiert, ist der männliche Maßstab. Frauen sind es, die hinzutreten, mitmachen, sukzessive Räume erobern oder sogar eigene Orte abstecken, ohne Einfluss auf die tradiert-männliche Ordnung des Sports zu erringen. (Marschik 2006, 58)

Ich möchte noch einmal daran erinnern, dass 40 % der Aktiven Frauen und Mädchen sind, zumindest von einer zahlenmäßigen weiblichen Dominanz also keine Rede sein kann. Außerdem sind nur die Jugendligen gemischtgeschlechtlich organisiert; spätestens ab dem College greift die Geschlechtersegregation, die den organisierten Sport insgesamt auszeichnet. Diese kategorische Geschlechtertrennung, die in anderen gesellschaftlichen Bereichen wie Politik oder Wirtschaft heute undenkbar wäre, reproduziert binäre Geschlechtermodelle, speziell die Annahme, wie Susan Birrell und Cheryl L. Cole ausführen,

> (...) dass es zwei und nur zwei offensichtlich universelle, natürliche, bipolare, sich gegenseitig ausschließende Geschlechter gibt, die zwangsläufig mit stabilen Geschlechteridentitäten und geschlechtsspezifischem Verhalten korrespondieren. (Birrell/ Cole 2000, 281)[5]

Obwohl sie in bestimmten Zusammenhängen für Frauen auch politische Vorteile bieten kann, stützt diese Geschlechtersegregation in Verbindung mit der biologistischen Rhetorik der Sportberichterstattung die Annahme ‚natürlicher‘ männlicher Überlegenheit und naturalisiert so gesellschaftliche Dominanzstrukturen.

Allerdings gibt es im Freizeitsport auch hier Ansätze zu Veränderungen. Williams weist in diesem Zusammenhang auf den so genannten *Co-ed soccer* hin, in dem gemischt-geschlechtliche Mannschaften Erwachsener gegeneinander antreten. Die *United States Adult Soccer Association* (*USASA*) etablierte 1999 sogar einen *COED CUP* (Williams 2007, 66).

Von zentraler Bedeutung für die Frage, ob US-amerikanischer Fußball hegemoniale Geschlechterdiskurse hinterfragt oder modifiziert, ist die mediale Darstellung der Sportlerinnen. Einige Geschlechterforscherinnen sind der Ansicht, dass Athletinnen durch ihre Kraft, Schnelligkeit usw. hegemoniale Weiblichkeitsdiskurse grundsätzlich durchkreuzen und umschreiben. So argumentiert etwa Judith Butler:

> Frauensport stellt in Frage, was wir als idealisierte weibliche Morphologien als gegeben voraussetzen. Frauensport hat in der Tat die Fähigkeit, Geschlechterideale zu reartikulieren, so dass die Körper sehr athletischer Frauen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als außerhalb der Norm angesehen werden (zu viel, zu männlich, sogar monströs) im Lauf der Zeit ein neues Ideal von Kompetenz und Anmut, einen Standard für weibliche Leistung darstellen können. (Butler 1998, 104)[6]

Eine solche Reformulierung von Weiblichkeit liegt z.B. in einer Werbung für die WM 1999 vor, die den Satz „Sugar and spice and bone-jarring slide tackles, that's what little girls are made of" über ein Foto zweier um den Ball kämpfender Spielerinnen legt. Frei übersetzt hieße der Text etwa: „Zucker und Gewürze (symbolisch etwa: Alles Süße) und Grätschen, bei denen die Knochen aufeinanderkrachen, daraus sind kleine Mädchen gemacht". Die Anzeige durchbricht das Gebot weiblicher Gewaltlosigkeit und stellt Kontaktsport als ebenso weiblich dar wie klassische Zuschreibungen, die Attraktivität mit Harmlosigkeit gleichsetzen. Das Foto der beiden Athletinnen ironisiert dabei die diminutive Imagination von Weiblichkeit im Text („little girls").

Solche Darstellungen von Fußballerinnen sind aber selten. Vielmehr tragen, so würde ich argumentieren, die Sexualisierung und Heterosexualisierung der Sportlerinnen (Griffin 1992) in den Medien dazu bei, ihre Körper wieder dem männlichen Blick zu unterwerfen und so ihr ‚Bedrohungspotenzial' einzudämmen. Dies zeigt sich z.B. daran, dass das meist verbreitete Foto der WM 1999 Brandi Chastein im Sport-BH zeigte, nachdem sie ihr Trikot in der Freude über ihren Siegtreffer – wie bei den Männern üblich – über den Kopf gezogen hatte (Markovits 2006, 55).

Fußballerinnen werden daneben dazu angehalten, lange Haare zu tragen, da Kurzhaarfrisuren bei Frauen aus der Sicht mancher Sportfunktionäre mit Homosexualität assoziiert werden (Lenskyj 2003, 36). Was M.J. Veri als „Zwangsheterovisualität" („compulsory heterovisuality") (Veri 1999) beschrieben hat, wird so auch in Sportarten durchgesetzt, die geeignet scheinen, Weiblichkeitsstereotypen zu unterminieren. Profi-Sportlerinnen durchliefen zumindest früher routinemäßig eine so genannte „charm school", in der sie in Schminktechniken und anderen Darstellungsweisen angeblich traditioneller Weiblichkeit unterwiesen wurden. Wie Kate Russell feststellt, fungiert „Weiblichkeit" insbesondere im Sport als Codewort für Heterosexualität (Russell 113). Obwohl Profi-Fußballerinnen häufig eine gleichgeschlechtliche sexuelle Orientierung unterstellt wird, hat sich bisher, so weit ich das beurteilen kann, im Rahmen

des US-amerikanischen Fußballs keine lesbische Fan(sub)kultur wie etwa beim Softball herausgebildet.

Schließlich hat auch die Sichtbarkeit der weiblichen Fußballstars in der amerikanischen Medienlandschaft doch deutliche Grenzen. Als Mia Hamm ihre Karriere beendete, war das Schweigen, mit dem ihr Abgang aufgenommen wurde, wie Zirin schreibt, „ohrenbetäubend". Die Berichte, in denen ihre außerordentliche Leistung gewürdigt wurde, verwiesen im Zusammenhang mit ihrem Karriereende unweigerlich auf ihre Heirat mit dem Baseballspieler Nomar Garciaparra (Zirin 2005, 190).

In vielen Fällen wird Fußball in den USA gar nicht in erster Linie mit den Athletinnen, sondern mit einem anderen Weiblichkeitsbild, der so genannten *soccer mom* (etwa: Fußballmutti) identifiziert. Dieses Stereotyp bezeichnet nicht etwa eine Frau in mittleren Jahren, die den Sport für sich entdeckt hat, sondern die Mutter fußballspielender Kinder, die sie in ihrem Kombi zu den Spielen oder zum Training chauffiert. Sie entstammt angeblich der (oberen) Mittelklasse, lebt in den Vorstädten, ist übertrieben fürsorglich, und hat zwar einen Universitätsabschluss, aber eigentlich keine Ahnung von Fußball. In ihrer Charakterisierung verbinden sich anti-intellektuelle und Anti-Ostküstenressentiments mit einer Diffamierung von Mütterlichkeit, die in den USA eine lange Tradition hat.

Aus diesen Gründen scheint es mir fraglich, ob der US-amerikanische Fußball als „Frauensport" bezeichnet werden kann, eine Skepsis, die von anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern geteilt wird. Wie Jean Williams schreibt, ist der Frauenfußball auch in den USA nach wie vor „separate and unequal" – getrennt und nicht gleich, was Ressourcen, TeilnehmerInnenzahlen und Prestige angeht (Williams 2007, 66). Darüber hinaus spielt es eine nicht unwesentliche Rolle, von *welchen* Frauen in Zusammenhang mit Fußball die Rede ist. Im Gegensatz zur Bundesrepublik ist Fußball in den USA eine Sportart, die vor allem von Kindern und Jugendlichen der Mittel- und Oberklasse ausgeübt wird (Foer 2004, 239). Wenn aber fußballerische Fähigkeiten und Kenntnisse, mit Bourdieu gesprochen, eine Form kulturellen Kapitals darstellen, mit dem sich die BesitzerInnen z.B. von Arbeiterinnen und Arbeitern absetzen, relativiert dies in gewisser Hinsicht die politische Brisanz des Sports.

Ähnlich verhält es sich mit der Kategorie Ethnizität bzw. *‚race'*. Fußball ist in den USA ein weitgehend ‚weißer' Sport (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003), auch wenn einige Kommentatoren prophezeien, dies werde sich aufgrund der schnell wachsenden Gruppe der *Hispanics*, von denen wiederum viele *Männer* Fußball spielen, in nächster Zukunft ändern. Fungieren reduzierte Geschlechterhierarchien, wie sie den amerikanischen Fußball kennzeichnen, gleichzeitig als Ausdruck weißer Privilegien, reduziert dies ihre produktive politische Wirkung deutlich. Auf Mechanismen der Heterosexualisierung habe ich bereits hingewiesen. Die Propagierung von *family values* im Rahmen der Jugendligen, in den USA eine Chiffre für konservative bis reaktionäre Geschlechter- und Sexualitätsdiskurse, lässt in dieser Hinsicht nichts Gutes erwarten (Andrews/ Pitter/ Zwick/ Ambrose 2003, 213).

Es geht mir hier keinesfalls darum, die positiven kulturellen und politischen Auswirkungen weiblicher Präsenz im US-amerikanischen Fußball in Abrede zu stellen. Es ist unbestreitbar, dass die in Teil Zwei skizzierte Konstellation zu einer Neuformulierung etablierter Geschlechterbilder auf eine Weise beiträgt, von der wir in der Bundesrepublik noch weit entfernt sind. Meiner Meinung nach ist es aber unerlässlich, aus einer intersektionalen Perspektive auch auf die Grenzen des geschlechterpolitischen Innovationspotenzials einer Sportart hinzuweisen, die keineswegs alle US-amerikanischen Frauen gleichermaßen anspricht.

4 Neue Männer durch Fußball?

Wenn also Weiblichkeit durch den US-amerikanischen Fußball nur in mancher Hinsicht produktiv neu gefasst wird, wie verhält es sich dann mit Männlichkeit? Finden hier auch interessante Neuverhandlungen hegemonialer Diskurse statt? Einerseits stellt die Art, wie Fußball in den USA als Kinder- und Jugendsport betrieben wird, durchaus zentrale Bestandteile hegemonialer Männlichkeitsdiskurse in Frage: die Leistungsorientierung, die Fixierung auf das Gewinnen, die Legitimität von Gewaltanwendung und die Konzeptualisierung des männlichen Körpers als Waffe, die Michael Messner und Donald Sabo als zentral für hegemoniale Sportkulturen beschreiben (Messner/Sabo 1994, 89 ff).

Folgt frau andererseits der Argumentation Michael Mandelbaums, Fußball sei wie Basketball ein „post-industrieller" Sport, in dem Erfolg auf ähnlichen Fähigkeiten basiere wie im zeitgenössischen Berufsleben – Teamfähigkeit, Flexibilität, Vielseitigkeit, spontane Koordination, Entscheidungsfreude, etc. (Mandelbaum 2004, 199 ff) –, dann kann die Reformulierung von Männlichkeit im amerikanischen Fußball als Modernisierungsprozess verstanden werden, der eine neue Form hegemonialer Männlichkeit etabliert – mit Robert Connell als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis" verstanden,

> welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll). (Connell 2000, 98)

Zweifelsohne stellen Fußball- gegenüber Footballmännlichkeiten aus geschlechterpolitischer Sicht einen Fortschritt dar. Wenn aber die sich herausbildenden Männlichkeiten in erster Linie auf die Ausbildung von Kompetenzen zielen, die sich in einer kapitalistischen Informationsgesellschaft besonders gut ökonomisch verwerten lassen, dann ist ihr Widerstandspotential in der Tat begrenzt. In Bezug auf *‚race'* und Klasse gilt darüber hinaus das Gleiche wie für den Frauenfußball.

5 Fazit und Ausblick

Meine Antwort auf die Frage, inwiefern der US-amerikanische Fußball hegemoniale Geschlechterbilder revidiert, lässt sich vielleicht durch einen Rekurs auf die *Soccer Barbie* kurz zusammenfassen. Die Puppe verweist einmal auf die Sichtbarkeit von Sportlerinnen wie Mia Hamm, die in der zeitgenössischen US-amerikanischen Kultur ikonischen Status erreicht und damit vielen Frauen und Mädchen neue Handlungsräume eröffnet haben. Ein neues Körperbild zeigt sich etwa an Barbies nun nicht mehr automatisch für hochhackige Schuhe ausgelegten Füßen. Der in der Originalverpackung beiliegende Sportdrink trägt ein „Power"-Etikett, und die Art, wie der mitgelieferte Fußball präsentiert wird, suggeriert Angriffslust und Dynamik. Die auf der Vorderseite der Packung angebrachte Behauptung: „I can really kick and throw like Mia Hamm!" („Ich kann wirklich wie Mia Hamm kicken und werfen!") und die Beschreibung auf der Rückseite, wie dies zu bewerkstelligen sei, weisen allerdings auf gewisse Differenzen zwischen dem Bewegungsrepertoire einer Barbiepuppe und dem einer Sportlerin hin. Dies kann einerseits mit Butler als Veränderung hegemonialer Geschlechterdiskurse gelesen werden, stellt andererseits aber nur einen bescheidenen kinetischen Fortschritt dar.

Gleichzeitig verweisen die Körperproportionen, das lange blonde Haar, das vergleichsweise eng anliegende Trikot und die Drehung des Kopfes zum Betrachter bzw. der Betrachterin statt zum Ball nach wie vor auf die Zurichtung für den männlichen Blick. Einem Foto von Mia Hamm in Aktion direkt gegenübergestellt, unterscheidet sich die *Soccer Barbie* von ihrem Vorbild nicht nur in der Haarfarbe (blond statt braun) und der Rückennummer, sondern auch in der Position: Barbie ist explizit als Torhüterin gekleidet und wird mit Tor geliefert. *Soccer Barbie* ist ‚natürlich' weiß und durch Körperform und Garderobe mindestens der Mittelklasse zugeordnet. Schließlich handelt es sich bei ihr um eine Ware, die hauptsächlich den Gewinn eines multinationalen Konzerns steigern soll.

Insgesamt hat sich der US-amerikanische Frauenfußball ein Stück weit erfolgreicher in den ‚Mainstream' eingeschrieben als hierzulande. Es wäre aber übertrieben, ihn als „Frauensport" zu charakterisieren, geschweige denn zu erwarten, dass er gegen die hegemonialen Geschlechterdiskurse mehr als nur gelegentlich ein Match gewinnt.

Anmerkungen

1 Zur Leugnung von Rassismus im Rahmen eines angeblich ‚neuen' deutschen Nationalismus während der Herren-WM 2006 vgl. Dembowski 2007.

2 „We would like to provide the child a chance to participate in a less competitive, win-oriented athmosphere" (eigene Übersetzung, E.B.).

3 Homosoziale Beziehungen, d.h. Beziehungen zwischen Männern, die als nicht sexuell definiert werden, strukturieren patriarchale Gesellschaften. Im Männerfußball betrifft dies etwa Beziehungen zwischen Trainern und Spielern, zwischen Teammitgliedern, zwischen männlichen Fans und dem Team, zwischen Vereinspräsidenten und Sportreportern, usw.

4 „My son is not playing soccer. I will hand him ice skates and a shimmering sequined blouse before I hand him a soccer ball" (eigene Übersetzung, E.B.).

5 „... that there are two and only two, obviously universal, natural, bipolar, mutually exclusive sexes which necessarily correspond to stable gender identity and gendered behavior" (eigene Übersetzung, E.B.).

6 „… women's sports (…) call into question what we take for granted as idealized feminine morphologies. Indeed, women's sports have the power to rearticulate gender ideals such that those very athletic women's bodies that, at one time, are considered outside the norm (too much, too masculine, even monstrous), can come, over time, to constitute a new ideal of accomplishment and grace, a standard for women's achievement" (eigene Übersetzung, E.B.).

Literatur

Andrews, David L./ Robert Pitter/ Detlev Zwick/ Darren Ambrose (2003) „Soccer, Race and Suburban Space." *Sporting Dystopias. The Making and Meanings of Urban Sport Cultures*. Hg. Ralph C. Wilcox/ David L. Andrews/ Robert Pitter/ Richard L. Irwin. Albany/New York: SUNY Press, 197-220.

Birrell, Susan/ Mary G. McDonald (2000) Hg. *Reading Sport: Critical Essays on Power and Representation*. Boston: Northeastern UP.

Bourdieu, Pierre (1996) *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1998) „Athletic Genders: Hyberbolic Instance and/or the Overcoming of Sexual Binarism." *Stanford Humanities Review* 6.2: 103-111.

Butler, Judith (1990) *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity*. New York: Routledge.

Connell, Robert W. (2000) *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske und Budrich.

Dembowski, Gerd (2007) „Alles Party oder was? Stichworte zu nationaler Ideologieproduktion zur WM 2006 in Deutschland." *SportZeiten* 7.2: 111-123.

Diketmüller, Rosa (2006) „Frauenfußball – ein Paradigmenwechsel?" *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 347-65.

Eisenberg, Christiane (1997) Hg. *Fußball, soccer, calcio: Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*. München: dtv.

Foer, Franklin (2004) *How Soccer Explains the World: An Unlikely Theory of Globalization*. New York: Harper.

Gdawietz, Gregor/ Ulrike Kraus (2007) Hg. *Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Beiträge zum Frauen- und Mädchenfußball*. Aachen: Meyer & Meyer.

Griffin, Pat (1992) „Changing the Game: Homophobia, Sexism, and Lesbians in Sport." *Quest* 44.2: 251-265.

Kreisky, Eva/ Georg Spitaler (2006) Hg. *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Frankfurt/M.: Campus.

Kreisky, Eva (2006) „Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung." *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 21-40.

Kugelmann, Claudia (2007) „Fußball – eine Chance für Mädchen und Frauen." *Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Beiträge zum Frauen- und Mädchenfußball*. Hg. Gregor Gdawietz/ Ulrike Kraus. Aachen: Meyer & Meyer, 33-51.

Lenskyj, Helen (2003) *Out on the Field: Gender, Sport and Sexualities*. Toronto: Women's Press.

Mandelbaum, Michael (2004) *The Meaning of Sports. Why Americans Watch Baseball, Football, and Basketball and What They See When They Do*. New York: Public Affairs.

Markovits, Andrei S. (2006) „Fußball in den USA als prominenter Ort der Feminisierung: Ein weiterer Aspekt des ‚amerikanischen Sonderwegs'." *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 255-276.

Markovits, Andrei S./ Steven L. Hellerman (1997) „USA." *Fußball, soccer, calcio: Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*. Hg. Christiane Eisenberg. München: dtv, 185-212.

Marschik, Matthias (2006). „‚It's a Male Ball' – Über Fußball und Maskulinität, Cultural Studies und Kulturwissenschaften." *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und*

Geschlecht. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 53-65.

Messner, Michael A./ Donald F. Sabo (1994) *Sex, Violence and Power in Sports*. Freedom, CA: The Crossing Press.

Pinter, Markus/ Georg Spitaler (2006) „Politik und Antipolitik – Anmerkungen zum Verhältnis von politischem Feld, Männlichkeit und Fußball." *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 157-172.

Russell, Kate (2007) „‚Queers, even in netball?' Interpretations of the lesbian label among sportswomen." *Sport and Gender Identities: Masculinities, Femininities and Sexualities*. Hg. Cara Carmichael Aitchison. London/ New York: Routledge, 106-121.

Selmer, Nicole (2004). *Watching the Boys Play: Frauen als Fußballfans*. Kassel: Agon Sportverlag.

Selmer, Nicole/ Almut Sülzle (2006) „‚TivoliTussen' und Trikotträgerinnen – Weibliche Fankulturen im Männerfußball." *Arena der Männlichkeit: Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht*. Hg. Eva Kreisky/ Georg Spitaler. Frankfurt/M.: Campus, 123-139.

Sülzle, Almut (2007) „Titten unterwegs: Weibliche Fankulturen im Männerfußball." *Fußball und Gender: Auf dem Spielfeld der Geschlechter*. Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien, *Bulletin* 33: 54-64.

Veri, M.J. (1999) „Homophobic Discourse surrounding the Female Athlete." *Quest* 51.4: 355-368.

Wilcox, Ralph C./ David L. Andrews/ Robert Pitter/ Richard L. Irwin (2003) Hg. *Sporting Dystopias. The Making and Meanings of Urban Sport Cultures*. Albany/ New York: SUNY Press.

Williams, Jean (2007) *A Beautiful Game: International Perspectives on Women's Football*. Oxford: Berg.

Zirin, Dave (2005) *What's My Name, Fool? Sports and Resistance in the United States*. Chicago: Haymarket Books.

Zirin, Dave (2007) *Welcome to the Terrordome: The Pain, Politics, and Promise of Sports*. Chicago: Haymarket Books.

Podiums-Diskussion ‚Fußball und Geschlecht'

Julia Littmann: Ich heiße Julia Littmann, bin Redakteurin bei der *Badischen Zeitung* [lokale Zeitung in Freiburg und Umgebung, Abkürzung *BZ*] und werde die Podiumsdiskussion moderieren. Zu Beginn soll sich bitte jede von Ihnen kurz vorstellen und berichten, was ihre persönliche Verbindung zum Fußball ist. Meine Erfahrung mit Fußball besteht darin, dass ich Linksaußen in meiner Schulmannschaft in Godesberg gespielt habe und leidenschaftlich gerne Fußball schaue. Ich gehöre zu denen, die es sehr bedauerlich finden, wie die Frauen des Sportclubs Freiburg seit vielen Jahren ein Schattendasein führen: sowohl in den Medien als auch im Verein selbst.

Claudia Kugelmann: Mein Name ist Claudia Kugelmann, ich bin Professorin für Sportpädagogik und -didaktik an der Universität Erlangen-Nürnberg. Außer Frauenforschung, Schulsportforschung und Sportdidaktik des Sportunterrichts, habe ich mich vor allem mit der Didaktik der Sportspiele befasst und bin selbst Basketballerin gewesen. Die Verbindung zum Fußball ergibt sich durch die Gemeinsamkeiten der beiden Sportspiele, die strukturell sehr ähnlich sind: Wettkampfgedanke, zwei Ziele, zwei Teams, gegeneinander und miteinander usw. Außerdem habe ich vor ungefähr fünf oder sechs Jahren einen Riecher für das Feld Frauenfußball gehabt, das bis dahin noch nicht erforscht war und habe bereits zwei Forschungsprojekte an Land gezogen.

Mein Highlight der Fußballerfahrung war vor dreieinhalb Jahren. Ich durfte mit der weiblichen Auswahlmannschaft meiner Universität einen Gastaufenthalt in Chicago begleiten. Dabei habe ich sie nicht nur begleitet, ich durfte auch selbst Fußball spielen. Durch diverse Verletzungen war die Mannschaft so dezimiert, dass sie sogar eine ‚alte Frau' mit Basketballerfahrung brauchen konnten. Man muss dazu sagen, dass es schwierig war, die Spielweise, die ich vom Basketball einverleibt hatte, im Fußballspiel umzusetzen. Es sind beispielsweise zwei unterschiedliche Arten sich in der Verteidigung zu bewegen. Im Basketball geht man immer etwas zurück und prüft, ob die Gegnerin kommt. Im Fußball dagegen geht man direkt auf die Kontrahentin zu. Ich habe selten

so viel Muskelkater am ganzen Körper gehabt wie nach einer durchgespielten Partie im Fußball. Das hat mich sehr überrascht.

Nina Degele: Nina Degele. Ich bin hier an der Universität Freiburg am Institut für Soziologie und lehre außerdem Gender Studies. Ich habe eine sehr bewegte Fußballvergangenheit, die mit 13 Jahren zu Ende ging. Als Kind habe ich nämlich sehr viel gekickt und im Gymnasium mit elf Jahren ein Mädchenteam gegründet. Ich war sehr begeistert vom Fußballspielen und bis dahin das einzige Mädchen im Jungsteam. Einer der Jungen hat unsere Mädchenmannschaft trainiert. Das Ergebnis war schließlich, dass wir alle ganz enthusiastisch waren, gegen eine richtige Mannschaft zu spielen. Und das war dann der Fehler: Wir haben gegen die Jungs gespielt und 15:0 verloren! Danach wollte niemand mehr spielen. Das war es dann mit meiner Fußballkarriere.

Zu dem Thema Fußball bin ich erst wieder über die Fußball-WM der Frauen vor zwei Jahren gekommen. Ich dachte, Fußball wäre ein verwertbares Thema für die Intersektionalität. Eigentlich hatte ich ein Thema gesucht, um ein Methodenseminar zu gestalten. Wir erörterten, was man mit dem Thema Fußball alles machen könnte. Kerstin Botsch war auch dabei. Über Homophobie und Sexismus sind wir dann zu dem Thema gekommen und es hat sich schließlich dieser Projektzusammenhang entwickelt, den wir weiter vorantreiben. Ich denke es wird hier in Freiburg noch einiges zu dem Thema passieren.

Kerstin Botsch: Mein Name ist Kerstin Botsch. Ich habe in Freiburg Soziologie, Gender Studies und Kognitionswissenschaft studiert. Ich promoviere momentan bei Nina Degele über Fußball und Militär. Wie schon von Frau Degele erwähnt, bin auch ich an ihrem Projekt beteiligt. Mit Fußball hatte ich bis zum Zeitpunkt des Projektes überhaupt nichts zu tun.

Eva Boesenberg: Ich heiße Eva Boesenberg und komme aus Berlin. Dort lehre ich an der Humboldt-Universität Amerikanistik und Gender Studies. Ich interessiere mich eigentlich gar nicht für Fußball. Mein Interesse gilt den Sportkulturen im Vergleich. Meine einzige aktive Fußballerfahrung war seinerzeit bei einem Freizeitspiel, bei dem die Indologie gegen eine andere Gruppe angetreten ist und wir unentschieden gespielt haben.

Gabriele Sobiech: Mein Name ist Gabriele Sobiech, ich vertrete an der Pädagogischen Hochschule Freiburg die Bereiche Sportsoziologie und Sportpädagogik in Forschung und Lehre. Ich war jahrelang aktive Volleyballspielerin, habe also eine große Affinität zum Sportspiel. In meinen Forschungen beschäftige ich mich seit Längerem, im Rahmen einer vom Spiel ausgehenden Soziologie, mit der Analogie von Sportspielräumen und sozialen Spielräumen. Was lernt man durch die Aneignung von Sportspielräumen für die Platzierung in sozialen Räumen? Vor zwei Jahren bin ich zum Fußballsport gekommen, da sich der SC-Fußballverein in direkter Nähe zu meinem Arbeitsplatz befindet. Es bot sich also an, die Fußballspielerinnen zu interviewen, um mehr darüber zu erfahren, unter welchen Bedingungen sie dort spielen und was ihre Motivation überhaupt war, eine Fußballkarriere anzustreben. Zudem bin ich davon ausgegangen, dass nicht nur die *bewusste* Darstellung der biografisch relevanten Geschlechterkonstruktionen und erfahrenen Strukturen im Interview Aufschluss über soziale Ordnungen im Fußballsport geben. Zugleich ist es das Tun selbst, die Praxis auf

dem Feld, das die im Sozialisationsprozess erworbenen, körperlich verankerten Dimensionen der sozialen Ordnung, die der direkten Reflexion nicht zugänglich sind, zum Ausdruck bringen. So bin ich zu dem Projekt meines Vortrages gekommen. Leider wird das Projekt von keiner Stelle gefördert. Ich würde das Projekt gerne auf Frauenfußballclubs ausdehnen, die andere Strukturen aufweisen als männerdominierte Fußballvereine. Es ist allerdings alles andere als leicht an diese Clubs heranzukommen.

Bettina Bremser: Mein Name ist Bettina Bremser. Ich bin Rechtsanwältin und Mediatorin in Freiburg. Meine Verbindung zum Fußball ist, dass ich seit Kindesbeinen an leidenschaftlich gerne Fußball gespielt habe. Wie bereits angedeutet, hatte ich eine typische Fußballkarriere wie sie Frauen und Mädchen in meinem Alter noch hatten. Ich glaube allerdings, dass Mädchen heute schon wesentlich selbstverständlicher Fußball spielen als wir das früher getan haben und dies auch immer selbstverständlicher wird. Ich habe die große Hoffnung, dass vielleicht in 20, 30 Jahren eine andere Entwicklung bis hin zur größeren Förderung von Mädchen- und Profifrauenfußball stattfindet, als wir es momentan haben. Ich komme also wirklich aus der Praxis und habe heute den Vorträgen interessiert zugehört. Wie man einen Zweikampf und einen Raumkampf theoretisch erklären kann, ist beeindruckend und sehr interessant.

Julia Littmann: Ich würde jetzt vorschlagen, dass wir an dem Beispiel Sportclub Freiburg beginnen. Wir haben vorhin sehr viel darüber debattiert, wie viel Potential zur Revolution oder zur Restauration der Frauenfußball oder überhaupt der Fußball an sich eigentlich hat. Die Frage wurde dann an verschiedenen Beobachtungsgegenständen durchdekliniert und ich finde, der Sportclub Freiburg hier vor Ort ist ein gutes Beispiel dafür, wie der Frauenfußball changiert.

Bettina, berichte doch bitte etwas über die Geschichte der Sportclub-Frauen in Freiburg.

Bettina Bremser: Ich weiß gar nicht mehr wie lang das her ist 10, 15 oder sogar 20 Jahre, dass die SC-Frauen geschlossen von einem anderen Club gekommen sind und sich dem SC angeschlossen haben. Sie haben hier sozusagen ‚Asyl' gefunden. Das geschah, da die Mannschaft der besagten Frauen den ersten Platz in ihrer Klasse belegt hatte und es um die Aufstiegsrunde in die Bundesliga, in die höchste Klasse, ging. (Ich weiß nicht, ob es damals schon Bundesliga hieß). Der ursprüngliche Verein wollte den Frauen diesen Aufstieg nicht ermöglichen. Sie waren auf dem ersten Platz, konnten aber an der Aufstiegsrunde nicht teilnehmen. Daraufhin beschlossen sie den alten Verein zu verlassen und wurden geschlossen vom Sportclub Freiburg aufgenommen. Allerdings mussten sie wieder in der untersten Liga anfangen, da es ein anderer Club war. Von dieser Position aus haben sie sich bis in die erste Bundesliga hochgearbeitet. Hochgearbeitet haben sie sich auch bezüglich ihres Stellenwertes innerhalb des Vereins.

Beim SC Freiburg lag folgende Situation vor: Volker Finke war seit 16 Jahren beim SC Freiburg und einer der hartnäckigsten Gegner des Frauenfußballs und der Frauen innerhalb des SCs. Das führte dazu, dass sie mit einem Mal auf bestimmten Plätzen des SCs nicht mehr trainieren durften. Die Frauen wurden

zum Fußballspielen in ein Dorf nach Sexau ausgelagert. Dazu muss man wissen, dass dieses Dorf etwa 20 Kilometer von Freiburg entfernt ist und die Spielerinnen meist jünger als 18 Jahre sind. Das bedeutete, dass Fahrgemeinschaften gebildet werden mussten, um überhaupt an den Trainingsplatz zu gelangen. Die Zuschauerzahlen waren zunächst auch sehr gering … Glücklicherweise gelang es den Frauen, sich in dieser dörflichen Struktur bekannt zu machen und durchzusetzen. Sie konnten viele AnhängerInnen gewinnen. Vor ein paar Jahren hat sich der Verein dann zumindest dafür eingesetzt, dass sie wieder nach Freiburg kommen konnten. Allerdings nicht in die Nähe des Zentrums, in dem die Männer – die Profis und auch die Amateurspieler – sind und die Fußballschule. Die Frauen trainierten im Westen, die anderen im Osten der Stadt Freiburg. Leider war dies keine optimale Lösung und die Frauen sind nochmals umgezogen.

Am jetzigen Standort gibt es für die Frauen zwei eigene Plätze. Nachdem Volker Finke den SC verlassen hat, hat sich der Stellenwert der Frauen im SC bereits gewandelt. Insbesondere das Verhältnis der Frauen zu den Männern des Profi-Bereiches ist deutlich entspannter. Auch das Verhältnis zum Manager und der Kontakt untereinander normalisiert sich allmählich.

Gabriele Sobiech: Vielleicht hängt das angespannte Verhältnis auch damit zusammen, dass sich Frauenfußball insgesamt auf einer anderen Ebene ansiedeln lässt als Männerfußball. Frauenfußball wurde schließlich lange Zeit nicht richtig ernst genommen. Jetzt ist Deutschland der Gastgeber für die Fußball-Weltmeisterschaft der Damen 2011. Ich habe das Gefühl, dass in diesem Zuge eine andere Bewertung des Frauen-Fußballs stattfindet. Es ist interessant, dass die Annäherung der Freiburger Fußballfrauen ans Zentrum des Vereins ausgerechnet in der Zeit der Vorbereitungen für die Weltmeisterschaft stattfindet. Also eine Bewegung vom Weststadion zum Möslestadion.

Bettina Bremser: Den Optimismus der Annäherung teile ich nicht. Ich glaube nicht, dass die Annäherung an das Zentrum des Fußballs in Freiburg eine Auswirkung der kommenden Fußballweltmeisterschaft der Frauen ist. Es hat bereits früher ein Umdenken innerhalb des Vereins stattgefunden. Die Führung, also sprich der Vorstand, hätte es sehr gerne gehabt, dass Freiburg ein Standort der Frauenfußballweltmeisterschaft geworden wäre. Leider gab es zum Zeitpunkt der Entscheidung noch die Führung Bornemann [als Manager] und Finke [als Trainer]. Freiburg ist nicht zum Standort geworden, da es in der Bewerbung Ungereimtheiten bezüglich der Anzahl der Sitzplätze gegeben hat, die man mit einem Telefonat hätte aufklären können. Das Fax vom DFB mit der Absage hat den Weg zum Vorstand allerdings erst nach mehreren Wochen gefunden. Sonst hätte man das Missverständnis bezüglich der Sitzplätze noch aufklären können. Man kann dadurch den Eindruck gewinnen, dass es von der sportlichen Leitung unerwünscht war, Frauenfußball in Freiburg mit einem anderen Stellenwert zu bedenken. Nicht so im Vorstand. Im Vorstand haben die Frauen in Henry Breit [dem Schatzmeister des SCs] jemanden in ihrem Zuständigkeitsbereich, der sich sehr für sie einsetzt. Dies ist mir von der Managerin der SC-Frauen, Birgit Bauer, erneut bestätigt worden. Wenn Herr Breit eine Zusage macht, können sich die Frauen darauf verlassen, dass es umgesetzt wird. Auch wenn man ein erfüllbares Anliegen vorträgt, versucht er alles, um es möglich

zu machen. An diesem Beispiel sieht man, dass im Vorstand ein Umdenken stattgefunden hat. Man muss freilich ganz deutlich sagen, dass Frauen nicht den Stellenwert einer A-Jugend der Bundesligamannschaft oder einer B-Juniorenmannschaft besitzen. Aber er ist in den letzten 10 bis 20 Jahren enorm gewachsen. Zwar bin ich damit nicht zufrieden, dennoch muss man anerkennen, dass bereits etwas entstanden bzw. gewachsen ist.

Um einen vorhin thematisierten Punkt aufzugreifen, würde ich gerne etwas die Medien betreffend sagen. Ich denke wirklich, dass die Medien eine enorm große Rolle darin spielen, wie der Frauen-Fußball dasteht und wahrgenommen wird. Ich komme aus dem Sauerland, also ganz aus der Nähe des Ruhrpotts. Im Ruhrpott ist Fußballspielen eine Kultur. Es herrscht eine spezielle Lebensweise, bei der der Fußball einen ganz anderen Stellenwert besitzt, als in anderen Regionen Deutschlands. Ich bin jetzt nicht mehr so oft dort, aber jedes Mal wenn ich dort bin, fällt mir eklatant auf, wie stark Frauenfußball in der lokalen Zeitung thematisiert wird. Der lokale Fußballteil berichtet seitenweise über Frauenfußball inklusive Fotos und Spielberichten, bis hin zu der kleinsten Liga. Dagegen fühle ich mich hier im Südwesten irgendwie wie in einer Diaspora. Im Gegensatz zu meinem Heimatort ist Freiburg ein ‚Entwicklungsland' im Hinblick auf die Berichterstattung über Frauenfußball. Wenn ich hier montags den Sportteil der Zeitung aufschlage, dann muss ich froh sein, wenn ich von den SC-Frauen – die immerhin in der ersten Bundesliga spielen – einen winzigen Bericht lese. Aus der zweiten Liga fehlt die Berichterstattung fast völlig. Wenn überhaupt, sind es hier in der lokalen Zeitung fünf bis zehn Sätze über die SC-Frauen.

Julia Littmann: Und das, obwohl sich in Freiburg die erste Fußballschule in Deutschland befindet, die für die Bereiche Jungen- *und* Mädchenförderung ausgezeichnet wurde. Sie besitzt für beide Bereiche sogar ein Zertifikat.

Gabriele Sobiech: Um bei der Berichterstattung in den Medien zu bleiben: Im Zuge meines Projektes [siehe Vortrag Sobiech] haben wir auch die Berichterstattung über Männer- und Frauenfußball in der *Badischen Zeitung* untersucht. Es ist allein bemerkenswert, wie die Quantitäten der Berichterstattung auseinanderfallen. Diese Ergebnisse muss man zudem vor dem Hintergrund betrachten, dass die Frauen in der ersten Bundesliga spielen, die Männer nur in der zweiten,[2] und dennoch wird dem Männerfußball *zehn Mal mehr* Platz eingeräumt als den Berichten über Frauenfußball. Dieses Ergebnis bezieht sich auf den Textumfang, gemessen in Zentimetern.

Bei der Analyse des Raums für Abbildungen von Spielerinnen und Spielern ist der Unterschied noch eklatanter: Der Raum für die Abbildungen von Spielerinnen ist sage und schreibe *zwanzig Mal geringer* als der von Spielern. Vergleicht man zudem die Art der Darstellung auf den Abbildungen, so zeigt sich, dass Frauen kaum in fußballspezifischen Aktionen dargestellt werden. Es kommen also noch mehr Unterschiede im Vergleich der Berichte hinzu, wenn man die Berichterstattung qualitativ auswertet.

Eva Boesenberg: Könnte man solchen Ungleichheiten nicht entgegensteuern? Wenn die Zeitungen beispielsweise versuchen zu sondieren welcher Markt sich mittlerweile anbietet? Wenn zehn Frauen der Badischen Zeitung schreiben

würden, sie vermissten die Berichterstattung über die Frauenfußballbundesliga …

***BZ*-Autorin:** Ich möchte diese Meinung an die *Badische Zeitung* weitergeben und teile den Standpunkt über die geringere Berichterstattung auch ein Stück weit. Wir haben den Hauptsportteil und wir haben den lokalen Sportteil. Im lokalen Sportteil bin ich Ihrer Meinung, dass es nur gerecht wäre die Mädchen in gleicher Weise wie die Jungen zu nennen.

Im Hauptsportteil ist es nun einmal so – auch wenn die Männer des SCs in der zweiten Liga spielen –, dass sich viel mehr Menschen die Spiele der Männer ansehen und auch das Stadion dementsprechend mit mehr ZuschauerInnen besetzt ist. Wer geht beim SC zu den Frauen? Unser Chef misst den Umfang der Zeitungsartikel rein daran, wie viele Fans zu einem Spiel kommen oder mit anderen Worten, wie viele LeserInnen der Bericht interessiert.

Gabriele Sobiech: Diejenigen, die zu einem Spiel gehen, lesen doch nicht unbedingt die Badische Zeitung. Den Redakteur müsste es doch nur interessieren, wer die Zeitung wirklich liest.

Publikumsbeitrag: Der Sportteil wird aber hauptsächlich von Männern gelesen. Ich finde es allerdings auch falsch unterschiedlich zu berichten. Es müsste grundsätzlich viel mehr Angebote für Frauen im Sportteil geben. Aber ob eine Sensibilisierung für die ungerechten Unterschiede in der Berichterstattung über den Frauenfußball zu machen ist? Wenn ich mit fußballinteressierten Frauen spreche, also Zuschauerinnen, schauen sie sich vorwiegend Männerspiele an. Es kommt nach meiner Erfahrung eher selten vor, dass sie sich ein Frauenspiel ansehen. Es besteht wirklich die Frage, wer nimmt den Unterschied wahr …

Bettina Bremser: Ich als jemand, der nicht regelmäßig zu den SC-Frauenspielen geht, interessiere mich dennoch für die Spiele und hätte gerne einen ausführlichen Spielbericht in der Zeitung. Eben auch, wenn ich nicht zum eigentlichen Spiel gehe. Ich gehe schließlich auch nicht zum Bayernspiel, weil das zu weit weg ist. Aber ich möchte, wenn die Mannschaft irgendwo in der Champions League gespielt hat, den Spielbericht in der Zeitung lesen. Das heißt, ich muss nicht überall selbst hingehen nur um dadurch die Legitimation zu haben, dass ich den – ohnehin schon selbst beobachteten – Spielverlauf hinterher in der Zeitung lesen darf. Also kann die Menge an denjenigen, die direkt zu einem Spiel gehen, doch nicht ausschlaggebend dafür sein, ob ich es hinterher als Leserin geboten bekomme.

Claudia Kugelmann: Es ist die Menge derjenigen, die dann den Sportteil lesen. Das ist das, was ich heute schon sagte. Die Mehrheit der Leser ist männlich und die wollen nun mal männlichen Fußball lesen.

Eva Boesenberg: Ich denke, es ist wesentlich komplizierter. Denn es ist nur eine ständig wiederholte Wahrnehmung, dass Frauen sich nicht für Fußball interessieren. Das reproduzieren sogar Frauen, bei denen das selbst anders ist. Ich habe ein Seminar über Sport angeboten. Die Gruppe, welche das Thema Fußball präsentierte, benannte folgende Zahl: 30% der Zuschauerinnen im Fernsehen sehen Fußball. Danach sagte eine Seminarteilnehmerin: „Naja, ich schaue ja auch Fußball, aber meine Freundinnen alle nicht. Also schauen Frauen eigentlich keine Fußballspiele." Daraus leite ich ab, dass die Wahrnehmung

sehr stark davon bestimmt ist, dass sich Frauen angeblich nicht für Fußball interessieren. Und zwar in einem Maße, dass noch nicht mal die konkreten Zahlen die Mädchen überzeugen können, dass sich das zumindest ein ganzes Stück weit geändert hat.

Bettina Bremser: Wenn sich das Interesse der Frauen am Fußball geändert hat, wie erklären Sie sich dann, dass es in Nordrhein-Westfalen nur diese eine lokale Zeitung mit vier Seiten Berichterstattung über Frauenfußball gibt? Die höchste Klassifikation der Frauen in diesem Kreis ist meines Wissens die der zweiten Bundesliga. Da gehen nur fünf Leute auf den Sportplatz und sehen sich das Frauenspiel an. Warum nimmt das nur in dieser Zeitung regelmäßig einen so großen Raum ein und hier nicht? Da zählt das Argument, dass zu den Frauenspielen zu wenige Leute für einen adäquaten Zeitungsartikel hingehen, gar nicht.

Karolin Heckemeyer: Was ich spannend im Zusammenhang mit „Interessensquoten" finde, sind die Fallen der quantitativen Statistik. Danach interessieren sich alle Männer für Fußball und eigentlich keine Frauen. Betrachtet man einige Statistiken genau, ergibt sich, dass sich 50% der Männer gar nicht für Fußball interessieren und eben nicht den Sportteil lesen. Ich glaube, wenn man sich so an diese Fallen der Statistik heranwagt, dann sind wir sehr viel näher bei realistischen Prozentzahlen. Erst anschließend kommen von medialer Seite die Legitimierungsstrategien hinzu, dass die Leser dieses oder jenes wollen. Das ist etwas sehr Spannendes, denn auch das ist in keiner Weise belegbar. Und niemand wird am Frühstückstisch dazu angehalten, das was er oder sie liest mit Textmarkern zu kennzeichnen, damit die Zeitungen ein unverzerrtes Bild vom Leseverhalten der ZeitungskäuferInnen bekommen.

Silke Haude: Hinter diesen Ergebnissen, was die Kunden lesen möchten, stecken teilweise Befragungen durch Callcenter. Ich habe zeitweise in einem Callcenter gearbeitet und Befragungen zu Reiseangelegenheiten durchgeführt. Am Ende der Befragung gab es immer Fragen zum Leseverhalten in Zeitungen.

Julia Littmann: Obwohl auch die Statistiken aus Callcentern fraglich sind, denn die Frage „Wer antwortet und wer nicht?" bleibt offen. Aber diesen Hinweis zu den Umfragen finde ich sehr wichtig. Abgesehen davon, dass auch die Auswahl der Artikel immer noch unternehmerische Entscheidungen sind. Ob man es wagt etwas zu bedienen, was im Moment nicht dem Mainstream entspricht oder auch nicht. Wenn das „unerwünschte" Angebot nicht da ist, kann man immer und immer wieder beweisen, dass dieser bestimmte Teil nicht gelesen wird, denn er ist von vorneherein überhaupt nicht vorhanden. An dieser Stelle betreiben Medien tatsächlich Politik. Sie selektieren die Berichte in Gegenden, die nur einem Hype an Fußballbegeisterung aufsitzen, scheinbar anders als in einem Gebiet, in dem fast alle ihre Sportclubs lieben.

Nina Degele: Ich tendiere in die gleiche Richtung. Wenn man dieser Form von Begründung folgt (was nicht da ist, kann auch nicht gelesen werden), dann wäre das genau die gleiche Argumentationsstruktur, wie sie heute in Firmen populär ist. In Unternehmen wird oft behauptet, dass die Globalisierung einen dazu zwingt die Leute zu entlassen oder nur ein bestimmtes Produkt anzubie-

ten, ohne zu prüfen was der Kunde tatsächlich möchte (zum Beispiel Berichte über Frauenfußball). Es wird mit den bequemsten Annahmen gearbeitet, damit man ganz bestimmte Dinge tun oder lassen kann.

Letztlich ist das eine Bankrotterklärung in der Hinsicht, dass man gar keine Stellung mehr dazu nimmt, was man eigentlich erreichen will. Will man erreichen, dass bestimmte reaktionäre Verhältnisse aufgebrochen werden, dann muss man sagen, dass es zwar zum gegenwärtigen Zeitpunkt so sein mag, dass nicht allzu viele Frauen den Sportteil lesen. Aber dennoch muss man prüfen, was sich in ein bis zwei Jahren ändert, wenn eine ganz bestimmte Berichterstattung stattfindet. Das wäre eine ganz klare Position, die man einnehmen kann oder nicht.

Gabriele Sobiech: So könnte man gut argumentieren. Je mehr man über Frauen berichtet, desto mehr Frauen und Männer wird es wahrscheinlich auch geben, die die Artikel lesen. Es handelt sich, so denke ich, um eine Wechselbeziehung.

Julia Littmann: Wolltest Du, Bettina, nicht auch etwas zu der Berichterstattung über die Sportclubmisere bei den Frauen in Freiburg sagen?

Bettina Bremser: Das durfte ja gar nicht in der *Badischen Zeitung* geschrieben werden!

Zum Thema der Medienberichte passt allerdings die Berichterstattung über die Eisvögel [Damen-Basketballmannschaft in Freiburg]. Die Leistungen der Basketballerinnen werden breit dargestellt. Wen interessiert es, ob vier oder fünf ZuschauerInnen mehr anwesend sind? Die Halle der Eisvögel ist immer voll. Aber wie viele ZuschauerInnen sind das, wenn die Basketball-Halle voll ist? Ich würde 200 Menschen schätzen. Soviel sind auf dem Fußballplatz bei den Frauen allerdings auch. Die Anzahl der Fans hat meiner Meinung nach nichts mit der Masse an Berichten zu tun. Aber es hat mit der Sportart zu tun. Frauen-Basketball passt besser in das Gesellschaftsbild als Frauenfußball und hat somit einen anderen Stellenwert in der öffentlichen Wahrnehmung.

Claudia Kugelmann: Die Frage ist also wer die Politik macht und wer die Macht besitzt. Und da möchte ich folgenden Punkt noch mal unterstützen und meine eigene Aussage differenzieren. Ich glaube auch nicht, dass es so viele Männer gibt, die nichts über Frauenfußball lesen wollen, sondern dass es die „Volker Finkes" sind, die überall sitzen. Bei den Eisvögeln gibt es jemanden, der sich für den weiblichen Basketball einsetzt. Für weiblichen Fußball gibt es nur „den Finke" und dann ist ein Frauenfußball nicht möglich. So setzt sich das Gerücht immer fort, dass von Frauen im Fußball keiner etwas lesen will. Natürlich kann ich auch Realität herstellen, indem ich darüber schreibe. In der Süddeutschen Zeitung wird beispielsweise auch wenig über Frauenfußball berichtet, aber wenn über Frauenfußball berichtet wird, dann von Kathrin Steinbichler, die auf hohem Niveau schreibt. Sie ist fest angestellt und arbeitet sehr gute Reportagen aus. Ihre Artikel lese ich immer mit großem Gewinn. Das ist auch eine Form von Politik. Es muss jemand in der Redaktion sitzen, der die Berichte will.

Nina Degele: Und in Freiburg sitzt leider niemand in der Redaktion, der die Berichte will ...

Julia Littmann: Das Thema der Medien ist damit wohl ausreichend beleuchtet.

Wir haben das Glück, jemanden [Bettina Bremser] in dieser Runde zu haben, die selbst eine Fußballkarriere hinter sich hat und die sich mit den lokalen Gegebenheiten in Freiburg auskennt. Deshalb wollen wir die Chance ergreifen und die Fußball-Wirklichkeit erörtern. In der Realität ist es vor allem auf höheren Funktionärsebenen schwierig. In einem Vortrag wurde von einer „anderen Art" der Frauen Fußball zu spielen gesprochen. Wir waren uns alle einig, dass die Art, in der die Frauen spielen, technisch einwandfrei, sehr athletisch und keine „dumpfe Klotzerei" ist. Eben nicht dieser „Klotzfußball", den der Bundestrainer Joachim Löw zu recht bei der Nationalmannschaft kritisiert. Man fragt sich nach dieser Erkenntnis, die auch in der Forschung gewonnen wird, weshalb Herr Löw das nicht nutzt und für seine Mannschaft umsetzt. Obwohl man die Techniken direkt von den Frauen kopieren könnte ...

Gabriele Sobiech: Das hängt besonders mit der Sicht auf den Fußballsport in Deutschland zusammen. Fußball ist *die* Nationalsportart und männlich konnotiert. Männer können sich innerhalb dieses Feldes Männlichkeit aneignen. Das, was sie in diesem Feld tun, stellt die Norm dar. Wie könnten Männer demnach von Frauen profitieren? Die Vorstellung an sich ist absurd. Dies lässt sich ja allein daran ablesen, wie die Sportart bezeichnet wird. Die Bezeichnung Fußball wird automatisch mit Männern in Verbindung gebracht. Da sie die Norm darstellen, bedarf es keiner Erwähnung, wer spielt.

Der Begriff Frauenfußball dagegen kennzeichnet die Abweichung. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass von Seiten der Männer kaum Fragen an den Frauenfußball gerichtet werden.

Silke Haude: Mich würde in diesem Zusammenhang interessieren, ob TrainerInnen von Frauenmannschaften die Mädchen hinsichtlich der Fairness- und Zweikampfkomponente anders trainieren als Jungen. Werden sie von Seiten der TrainerInnen dazu angehalten sich zurückzunehmen oder ist das auf Unterschiede in der Mentalität, die den Mädchen durch die Gesellschaft beigebracht werden, zurückzuführen? Werden Frauen wirklich bewusst anders trainiert?

Bettina Bremser*:* Ich greife zwei Sachen auf. Erstens bin ich weit weniger pessimistisch in Bezug auf die Lernfähigkeit des Bundestrainers der Männer. Ich habe beobachtet, dass es zumindest Kontakte zwischen Silvia Neid, Jogi Löw und deren Trainerstab gibt. Ich glaube nicht, dass sie sich bei den Treffen nur über das Wetter unterhalten. Und auch Herr Löw verfolgt Fußballspiele der Frauen-Nationalmannschaft. Deshalb glaube ich schon, dass er sich für sein Training etwas mitnimmt, wenn er die Frauen spielen sieht. Öffentlich kann er das nicht direkt zugeben, aber tun kann er es durchaus. Wahrscheinlich sehen die Trainer der Männermannschaften bestimmte Fähigkeiten und Fertigkeiten, die sie den Frauen abschauen könnten. Zu dem Phänomen, die Übernahme von Fähigkeiten nicht offen zugeben zu können, gibt es eine Analogie im Basketball. Dort nehmen relativ viele männliche Spieler Ballettunterricht, da dieser die Fähigkeit des Balancehaltens fördert. Allerdings würden die wenigsten dies öffentlich machen wollen. Es gibt also einen ziemlich großen Unterschied

zwischen der medialen Darstellung und dem, was wirklich an Übernahme von Fähigkeiten stattfindet.

Was zweitens die Frage aus dem Publikum bezüglich der Prägungsmethodik angeht: Es wird anders trainiert. Als Beispiel habe ich ein Interview aus der *Badischen Zeitung*. Es wurde ein Trainer befragt, der jetzt, statt Männern, eine Frauenmannschaft im unteren Bereich trainiert. Und ich meine mich zu erinnern, dass einer der angesprochenen Unterschiede war, dass er auf die Mädchen stärker eingehen muss; besonders emotional. Er muss außerdem mehr erklären, da die Mädchen verstehen wollen, was von ihnen verlangt wird. Sie seien wesentlich disziplinierter als Jungen, sehr zielstrebig und immer mit Freude dabei. Sie würden nach dem eigentlichen Training zum Teil noch weiter trainieren. Wenn es um das Training von Zweikampfverhalten geht, muss der besagte Trainer mehr dazu auffordern aggressiver in den Zweikampf zu gehen. Mädchen und Frauen müssen eher dazu angehalten werden. Es sind also – nach meiner Wahrnehmung – Unterschiede zu sehen.

Claudia Kugelmann: Ich kann das bestärken, auch auf die Gefahr hin ins Klischee zu fallen. Ich sage das unter der Prämisse, dass weder alle Mädchen noch alle Jungen gleich sind.

Wenn ich allerdings davon ausgehe, dass die meisten Trainer immer noch männlich sind, ist das, was Jungen leisten, den Leistungen der Trainer ähnlicher, da Jungen von ihrem eigenen Sozialisationsmuster der Sozialisation des Trainers ähnlicher sind. Die Leistungen werden von den Trainern wiedererkannt und diese müssen die Anlagen der Leistung nur verstärken. Die Mädchen sind mit einem anderen Habitus, mit einer anderen Biografie als die männlichen Trainer und Spieler ausgestattet. Das heißt, dass sie zum Beispiel nicht gerne in Zweikämpfe gehen. Wenn man diese Zurückhaltung dann bemerkt und findet, dass dies für ein ideales Bild des Fußballspiels fehlt, versucht man die Aggressivität im Zweikampf durch gezieltes Training zu verstärken.

Was ich auch als interessant empfinde ist folgendes Beispiel, das ich bei einer Podiumsdiskussion in München hörte. Unter anderem war ein Trainer dabei, der selbst Fußball spielte und früher in den neuen Bundesländern eine Jungenmannschaft trainierte. Zum Zeitpunkt der Diskussion war er Trainer einer Mädchenmannschaft auf der unteren Ebene. Er war begeistert von diesen Mädchen und sagte er möchte keine andere Mannschaft mehr trainieren. Der Grund sei vor allem, dass die Mädchen zuhören. Er berichtete davon, dass die Mädchen nicht denken sie könnten schon alles, sondern sie wüssten, dass sie dazulernen können. Zum Beispiel empfanden sie das Geschehen im Spielfeld als Chaos. Sein Schlüsselerlebnis war eine halbe Stunde, in der er daraufhin den Mädchen an der Tafel die Viererkette erklärte. Sie spielten sie anschließend durch und das nächste Spiel gewann seine Mannschaft mittels dieser Taktik. Er erklärte die Viererkette, sie spielten die Viererkette, sie spielten das nächste Spiel und gewannen es; der Idealfall. Bei den Jungen gingen solche Erklärungen rein und wieder raus und sie spielten was sie wollten. Dieses Beispiel des Trainers mag ein Einzelfall sein, aber ich halte das für symptomatisch.

Stephanie Bethmann: Was ich ganz allgemein zu einigen Beiträgen anmerken will ist, dass wir aufpassen müssen, wenn Bewertungen und Unter-

scheidungen einfließen, wie Mädchen und Jungen lernen und spielen. Denn im Prozess der Bewertung wird Geschlecht konstruiert. Im Zusammenhang der Bewertungen musste ich an Folgendes denken: Es gibt Studien, bei denen untersucht wird, wie Äußerungen von Kindern im Kindergartenalter von Erwachsenen bewertet werden, zum Beispiel wenn sie schreien. Dann werden die getroffenen Zuschreibungen der Erwachsenen über die Kinder untersucht. Wenn den Probanden vermittelt wird, dass es Jungen sind, die da gerade die Laute erzeugen, ist die Bewertung meistens, dass die schreienden Jungen aggressiv sind. Wird den Erwachsenen suggeriert, dass es Mädchen sind, die schreien, dann wird derselbe Schrei als Angst interpretiert. Diese Art von Vorannahme spielt ganz sicher auch bei einem Sporttraining eine Rolle. Der Trainer, der bisher nur Jungenmannschaften trainierte, deutet in der Mädchenmannschaft ein und dasselbe Verhalten anders als er es bei Jungen getan hätte. Diese Studien und der Bezug auf das Training sind auch deswegen spannend, da sie einen anregen genau hinzusehen und auch durch Bildanalysen zu beleuchten, was wirklich anders gemacht wird. Ich halte dabei einen Vergleich zwischen Jungen und Mädchen im Grunde für notwendig, um die Unterschiede dekonstruieren zu können bzw. um nachzuprüfen, ob es wirklich Unterschiede gibt oder ob es vielleicht ein und dasselbe Verhalten ist und nur verschieden bewertet wird.

Dass man unterschiedliche Bewertungen teilweise wirklich zeigen kann, hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. Beispielsweise, dass sich die Mädchen selbst als zielstrebig empfinden, dies von ihren TrainerInnen aber gar nicht so wahrgenommen wird. Ich halte das für ein sehr interessantes Untersuchungsfeld, um die Geschlechterkonstruktion auf dem Feld zeigen zu können, anstatt die Konstruktion durch eine subtil wertende Sprache hineinzutragen.

Gabriele Sobiech: Ich möchte gerne darauf eingehen, was die Bewertungen der Fähigkeiten von Jungen und Mädchen letztlich bewirken können. Ich gehe davon aus, dass es Geschlechterkonstruktionen und tradierte Vorstellungen sind, wie Mädchen und wie Jungen zu spielen haben, die wiederum dazu führen, dass beide auf die bekannte Weise spielen. Das lässt sich sehr gut an meiner vorgestellten Studie sehen. Bis zur Pubertät ging es um Mädchen, die als einzige Mädchen in einer Jungenmannschaft gespielt und sich habituell überhaupt nicht von den Jungen unterschieden haben. Dann kam die Pubertät und damit mussten sie zwangsweise das, was sie bisher gelernt hatten, ein Stück weit aufgeben. Damit stellt sich die Frage, auf welche Weise das Feld Frauenfußball von tradierten Geschlechterkonstruktionen durchdrungen ist. Es müsste genauer untersucht werden, ob nicht bedeutsame Personen im Frauenfußball (TrainerInnen vor Ort, Verbands- und StützpunkttrainerInnen, auch SchiedsrichterInnen etc.) durch unbewusste Vorstellungen, wie Mädchen als Mädchen zu spielen haben, diese Spielweise z.B. durch Trainingsformen etc. reproduzieren. Zum direkten Vergleich ist anzuführen, dass es schwierig ist, die Spielweisen von Frauen und Männern zu vergleichen. Die Bedingungen im Fußballsport, das muss man immer im Kopf haben, sind für Frauen ganz andere als für Männer, denn die Bedingungen geben Raum für die Entwicklung von bestimmten Spielweisen oder schränken Raum ein.

Bezogen auf die Spielweise von Männern habe ich durch Abbildungen in den Printmedien oder durch die Beobachtung von Fußballspielen im Fernsehen einige Eindrücke gesammelt, da es mich interessierte. Es fielen mir bei den Beobachtungen immer wieder Situationen auf, in denen Männer ohne Rücksicht auf Verluste in Spielsituationen hineinsprangen bzw. in den Gegner hineingrätschten. Ich bewerte ein solches Verhalten negativ, da der Spieler damit zum Teil sogar lebensgefährliche Verletzungen beim Gegner riskiert. Beispielsweise hat Tim Wiese, der Torhüter von Bremen, einem Spieler die Fußballstollen an die Halsschlagader getreten. Er behauptete danach, er habe nur den Ball treffen wollen und dass man im Fußballsport mit solchen Attacken eben rechnen müsse. Diese wirklich verletzungsträchtigen Körperkontakte findet man in der Regel nur bei Männern.

Julia Littmann: Trotzdem muss ich noch einmal eine methodische Frage zum Vergleich von Frauen und Männern stellen. Was Sie, Gabriele Sobiech, an Zweikampfsequenzen vorgeführt und untersucht haben, wurde auch in Videosequenzen festgehalten. Genauso ließen sich doch grundsätzlich auch Männer im Zweikampf filmen, oder?

Gabriele Sobiech: Sicher, aber der Vergleich zu den Frauen ist aus den besagten Gründen schwierig. Wie Männer und Frauen aufwachsen, unter welchen gesellschaftlichen Erwartungen sie sich ‚Männlichkeit' oder ‚Weiblichkeit' aneignen und welche Möglichkeiten sie im Fußballsport haben, dies ist nicht vergleichbar. Männer sind im Fußball Profis. Sie bekommen ganz andere Gehälter für das, was sie tun, und sie müssen demnach auch keine weitere berufliche Tätigkeit ausüben, um sich finanziell abzusichern. Zudem werden die Talente der Jungen im Fußball qualitativ besser gefördert als die der Mädchen. Sie haben in der Regel gut ausgebildete und kompetente Trainer. All das unterscheidet sich also sehr stark von den Bedingungen, unter denen Frauen Fußball spielen. Diese betreiben das nämlich – etwas salopp ausgedrückt – als Hobby. Neben ihrer eigentlichen Berufstätigkeit müssen sie das nahezu tägliche Training und die Spiele am Wochenende organisieren. Wenn man jetzt davon ausgeht, dass sich in den körperlichen Ordnungen der Spielpraxis zeigt, in welchen sozialen Ordnungen man aufwächst, welche Chancen der Aneignung von Ressourcen etc. bestanden haben, dann muss es einen Unterschied geben. Man kann Männer- und Frauenfußball deshalb eigentlich nicht vergleichen. Die Vorbedingungen für die Ausübung von Fußball, für das, was wir auf dem Feld sehen, sind zu unterschiedlich.

Meike Penkwitt: Ich frage mich bei diesem Punkt immer, ob man Männer nicht mit Frauen vergleichen sollte, die sich auf einer ähnlichen Professionalisierungsebene befinden. Also mit Frauen, die ungefähr genauso viel verdienen und genauso viel Zeit in den Fußball investieren können wie die Männer; und ob das ein guter Vergleich wäre.

Bettina Bremser: Diese Männer gibt es nicht. Denn diejenigen, die so viel bzw. ‚so wenig' verdienen wie die Frauen, diese trainieren nicht so viel und haben einen wesentlich geringeren Aufwand für ihren Sport. Man hat also auch hier keine Vergleichsebene.

Julia Littmann: Aber man kann die Art in den Zweikampf zu gehen vergleichen.

Stephanie Bethmann: Ich verstehe den Einwand von Frau Sobiech vollkommen und finde ihn auch sehr berechtigt gerade um auf die strukturellen Unterschiede zwischen Fußballerinnen und Fußballern hinzuweisen und zu sagen, man kann Äpfel nicht mit Birnen vergleichen.

Auf der anderen Seite finde ich es besonders schwierig, im Rahmen von solch einer Untersuchung über Zweikampfverhalten bei Fußballerinnen Aussagen über den weiblichen Habitus zu treffen. Auch Aussagen über Weiblichkeit und Geschlechtlichkeit erachte ich als kritisch. Gerade wenn man Weiblichkeit über den Habitusbegriff konstruiert, so dass ‚die Weiblichkeit' relational zu ‚der Männlichkeit' zu verstehen ist. Alle Aussagen deuten somit daraufhin, dass ‚quasiweibliches' Handeln und weibliche Körperpraxis als eine geschlechtliche Körperpraxis zu interpretieren sind. Diese Körperpraxen können allerdings nur in einer geschlechtlichen Relation verstanden werden. Hier steckt also von Anfang an eine Art Differenzbehauptung dahinter. Wenn möglicherweise eine männliche Körperpraxis genau identisch mit der weiblichen ist, dann stellt sich die Frage, ob wir es überhaupt mit einem Phänomen von Geschlechtlichkeit zu tun haben. Wenn wir es aber gar nicht vergleichen, dann finde ich, haben wir keine Möglichkeit, überhaupt zu sagen, an welcher Stelle das Moment von Geschlechtlichkeit oder das Moment von Weiblichkeit ins Spiel kommen, mit dem wir es angeblich zu tun haben. Wenn wir diesen Habitusbegriff „Wie wird Weiblichkeit hier hergestellt?" nicht relational und somit auch nicht relational zur Männlichkeit sehen, dann habe ich den Eindruck, dass darin eine Gefahr steckt. Nämlich die Gefahr, dass nicht empirisch begründete Vorannahmen, was weiblich und was männlich ist, relativ leicht einfließen können. Wie kann man überhaupt empirisch fundiert sagen, dass etwas ein geschlechtliches Phänomen ist?

Gabriele Sobiech: Das ist eine ganz grundsätzliche Frage und ich weiß nicht, ob es wirklich einen Ausweg gibt. Man kann selbstverständlich der Meinung sein, in dem Moment, in dem wir über Frauen und Männer im Sport forschen, reproduzieren wir diese Kategorien. Aber ist es nicht so, dass gerade der Sport ein gesellschaftliches Feld ist, in dem der Körper und körperliche Differenzen im Zentrum stehen? Geschlecht ist in diesem Feld ein zentrales, ein- und ausschließendes Unterscheidungsmerkmal. In der Regel werden nach Geschlechtern getrennte Wettkämpfe durchgeführt, zum Teil gelten unterschiedliche Leistungsanforderungen (z.B. Bundesjugendspiele), in einigen Sportarten werden Frauen und Männern unterschiedliche Sportgeräte (z.B. Schwebebalken/Hochreck) zugeordnet und in einigen Sportarten differieren die Bekleidungsregeln (beim Beach-Volleyball darf die Breite der Sporthose der Frauen 7 cm nicht überschreiten). Es ist zwar sehr wichtig, dass man die Reifizierungsproblematik im Hinterkopf behält, allerdings sehe ich, gerade im Sport, nicht genau, wie man diese Mechanismen umgehen kann.

Nina Degele: Ein Vorschlag: Nehmen wir die letzte Sequenz, die dargestellt wurde, der Kampf um Raum. Es wurde zur Erläuterung des Verhaltens kein geschlechtlicher Begriff genommen, sondern „gegnerisches Miteinander". Diesen

Kampf kann man also geschlechtsneutral bzw. ungeschlechtlich beschreiben. Nehmen wir an, wir betrachten ein Fußballspiel und finden eine bestimmte Form von Raumaneignung, das gegnerische Miteinander. Dieses Verhalten könnte man dann auf ganz unterschiedlichen Ebenen, beispielsweise in einer Profi-, Amateur- oder Kindergruppe, geschlechtergemischt etc., in Augenschein nehmen. Dabei wird darauf geachtet, ob das Phänomen des Zusammenspiels grundsätzlich genau die beschriebene „V-Formation" ergibt. Und ob es zwischen den Gruppen bestimmte Gemeinsamkeiten gibt oder nicht bzw. ob es – je nachdem wie man spezifiziert – etwas mit Geschlecht zu tun hat. Vielleicht findet man einen ganz anderen Zusammenhang. Beispielsweise nur diejenigen, die älter als 16 sind, formieren sich auf diese Weise, oder nur SpielerInnen mit Schuhgröße 34. Das Spielverhalten kann man schließlich nach allen möglichen Kriterien untersuchen. Man sollte Spielweisen nicht von vornherein auf das Geschlecht reduzieren, sondern die Kategorien offen halten und die Vergleichsebene freigeben. Diesen Umgang mit dem Problem der Reifizierung der Kategorie Geschlecht könnte ich mir gut vorstellen.

Eva Boesenberg: Aber dieser Vorschlag, zu sagen ein bestimmtes Handlungsmuster ist ein Faktor von „Grünäugigkeit", ist doch unrealistisch. Es gibt so viele potentielle Dimensionen unter denen man Spielzüge prüfen kann …

Nina Degele: Richtig, und um diese Fülle vernünftig zu strukturieren, muss man Theorien haben, warum man welchen Vergleich in Betracht zieht. Aber nur aufgrund der Unübersichtlichkeit vielfältiger Vergleichskategorien ist es nicht legitim ausschließlich die Kategorie Geschlecht einzubeziehen oder es von vornherein auf Geschlecht zu verengen.

Kerstin Botsch: Ich hab noch eine Rückfrage. Ich hatte das gegnerische Miteinander so verstanden, dass es bei den Frauenmannschaften zu 80% nicht mit einer Verletzung ausgeht, im Gegensatz zu einer Männermannschaft. Die Differenzierung hat in diesem Fall also schon vorher stattgefunden ...

Gabriele Sobiech: Also erstmal hab ich gar nicht gesagt, dass das gegnerische Miteinander ein typisch weibliches Verhalten ist. Im Gegenteil, ich habe versucht das Spielverhalten mit neutralen Begriffen zu beschreiben. Erst danach habe ich den Vergleich von Verletzungsfrequenzen angeführt, die meine Ergebnisse stützen. Bei Frauen entstehen 70% der Verletzungen in so genannten Nichtkontaktsituationen, während bei Männern 43% der Verletzungen durch ein gegnerisches Foul verursacht und insgesamt bis zu 51% der Verletzungen auf Kontaktsituationen zurückzuführen sind.

Ich habe in meinem Vortrag also das gegnerische Miteinander gar nicht als typisch weibliches Verhalten gekennzeichnet, sondern ich habe gezeigt, dass diese Art des Spielverhaltens bei Frauen eine typische Art des Zweikampfverhaltens auf dem Platz ist.

Nina Degele: Das ist es aber nicht.

Claudia Kugelmann: Dem muss ich zustimmen, Frau Degele, es ist kein typisch weibliches Verhalten. Das hat Frau Sobiech so auch nicht gesagt. Sonst hätte ich schon während des Vortrags widersprochen. Sie sprach lediglich davon, dass sie dieses Verhalten in Spielsituationen der Frauen des SC Freiburgs mehrheitlich festgestellt hat.

Bettina Bremser: Aber die Gegnerinnen haben mitgemacht, das heißt, es ist nicht nur ein Verhalten der Frauen des SC Freiburgs.

Claudia Kugelmann: Ja gut, aber wir wissen bei diesen Fällen auch wieder nicht, welche Interaktionen zwischen den Spielerinnen stattfinden bzw. wie die SC-Frauen auf die Gegnerinnen zugehen und diese vielleicht dazu veranlassen, ihnen auch wieder in derselben Art zu begegnen.

Gabriele Sobiech: Das Zweikampfverhalten muss man selbstverständlich in der Dynamik „SC Freiburg gegen FC Bayern" sehen. Hinzu kommt, dass die Freiburgerinnen einen bildungsnahen Hintergrund aufweisen. Es wäre also denkbar, dass es auch eine Frage des Milieus ist. Das heißt, man müsste hier tatsächlich weitere Belege sammeln und zusätzliche Spiele untersuchen. Vielleicht zeigt sich bei Spielerinnen, die aus anderen Milieus stammen, ein anderes Spielverhalten auf dem Platz.

Eva Boesenberg: Weiß zufällig jemand, ob die Frauen, die in der ersten Bundesliga spielen, nicht generell aus dem mittleren bis höheren Bildungsmilieu stammen?

Mehrere Wortbeiträge: Das könnte ich mir schon vorstellen ...; Also da war keine unter Realschulabschluss ...

Eva Boesenberg: Ich denke schon, dass die Spielklasse etwas über das Verhalten aussagt.

Julia Littmann: Und warum?

Eva Boesenberg: Für mich ist Taktik wirklich eine Sache der Bildung.

Claudia Kugelmann: Ebenso wie Frustrationstoleranz, Durchhaltevermögen, Disziplin und all diese ‚bürgerlichen' Tugenden. Alles was man benötigt, um in einem sportlichen Training erfolgreich zu sein, lernt man besonders in den Mittelschichtzusammenhängen.

Eva Boesenberg: Ich wollte zu diesem Thema eine Fußnote machen. Ein Analytiker namens Michael Mandelbaum schreibt über amerikanischen Sport und sagt, Basketball sei, ebenso wie Fußball, ein Sport des postindustriellen Zeitalters. Laut Mandelbaum braucht man im aktuellen Berufsleben tatsächlich ähnliche Fähigkeiten wie in diesen Sportarten: relativ flache Hierarchien, gute Kooperation und so weiter. Diese Aussage würde also stützen, dass die benannten Fähigkeiten, welche im Sport sichtbar werden, eine bestimmte Form von kulturellem Kapital sind, die man in der Mittelschicht lernt.

Claudia Kugelmann: Ich wollte noch zwei Geschichten oder Gedanken beisteuern, die mir zu diesem Thema durch den Kopf gegangen sind. Die Gedanken sind nicht systematisch. Wenn es um die Frage geht „Ist das jetzt typisch weiblich oder männlich?", sind wir uns einig, dass man das nicht direkt sagen kann. Ich habe ein Beispiel bei dem es um „Fußballarten" bzw. Intentionen des Spiels geht: Ein Beispiel ist das von meinen SegelschülerInnen, als sie mit panamesischen Indianerjungen ein Fußballspiel veranstaltet haben. Soweit ich es aus den Bildern sehe, ist das Spiel ein absolutes Gegeneinander-Miteinander. Einfach, weil es ein Freundschaftsspiel war. Wenn man nun den Ausgangspunkt im Männerprofifußball sieht, bei dem die ZuschauerInnen schon erwarteten, dass die Mannschaften aufeinander einhacken, dann gehört das eben zum Geschäft. Dies pflanzt sich dann als Vorbild für männliche Kinder fort.

Für diese These möchte ich noch ein, allerdings nicht verallgemeinerbares, Beispiel einbringen: Ich habe mich mit einer Sportlehrerin aus Bayern unterhalten. In Bayern gibt es ab der fünften Klasse keinen koedukativen Sportunterricht mehr. Die Lehrerin ist elf Jahre nach einer Familienpause wieder eingestiegen und hat nun eine gemischte fünfte Klasse im Sport. Sie ist nervlich am Ende, da sie überhaupt nicht weiß wie sie die Jungen bändigen soll. Sie hat aus ihrer Hilflosigkeit heraus keinerlei Geräte in der Turnhalle aufgestellt und die Klasse nur mit einem Fangspiel beschäftigt. Dabei ist einer von den Jungen gegen die Wand gerannt und ohnmächtig geworden. Wie kann so etwas geschehen? Woher kommt das? Ich würde nicht behaupten, dass es typisch männlich ist. Irgendwo gibt es also Mechanismen ...

Jetzt noch die letzte Geschichte, sie handelt von Ballett. Fußballspielen ist Rhythmus! Ein gutes Fußballspielen ist wie Tanzen und wenn man die südamerikanischen Mannschaften ansieht, sieht man wie sie tanzen. Ich bin davon überzeugt, dass diese Spieler mit der Musik und dem Rhythmus ihres Körpers in das Spiel hineingehen, dass sie den Takt spüren und ganz anders damit umgehen als wir Deutschen. Was tun wir Deutschen, wenn wir einen Tanzkurs machen? Wir lassen uns Tanzschritte und Technik beibringen. Aber Tanzen lernen kann man nur, wenn man es auch spürt. Fußball spielen lernt man auch vor allem durch spüren und nicht, indem man Techniken beschreibt.

Eva Boesenberg: Ich muss sagen, dass ich solche Vergleiche – wie: der Brasilianer und der Deutsche an sich – immer sehr problematisch finde. Da sind wir im Grunde genommen bei Nina Degeles bzw. Kerstin Botschs Projekt „Ethnizität und Fußball" etc. Bei solchen Vergleichen dient der Fußball nämlich zur Begründung von nationalen kulturellen Identitäten. „Der tanzende Brasilianer" gegen „den Bier trinkenden Deutschen" und den „etwas steifen englischen" Fußball. Oder die beliebten Aussagen, wenn nach dem 1:0 nicht mehr viel getan wird, außer im hinteren Feld abzusichern, dann ist das deutscher Fußball. Ich finde diese Aussagen sehr problematisch.

Claudia Kugelmann: Das ist aber so.

Mehrere Wortbeiträge: Das stimmt überhaupt nicht …; In Zeiten der Globalisierung …; Wenn Du Dir ein Sportspiel aus der Sicht der Kreativitätsforschung ansiehst, dann ist es einfach ein Fakt, dass Studien belegen, dass ...

Bettina Bremser: Ich unterstütze diese Unterscheidung der verschieden Nationalitäten von Frau Kugelmann ein bisschen. Wenn ich Fußballspiele verfolge, gibt es meiner Wahrnehmung nach einen Unterschied, ob eine brasilianische, argentinische, englische oder russische Mannschaft spielt. Es gibt bestimmte Bewegungen und Spielzüge, die einfach typisch für die Spielweise in dem speziellen Land sind.

Gabriele Sobiech: Es geht ja hier in der Diskussion um unterschiedliche, voneinander abgegrenzte, kulturelle Habitusformen. Dies ist tatsächlich in Zeiten der Globalisierung problematisch. Man braucht sich nur die Bundesligen bis hin zur Nationalmannschaft anzusehen. Wer trainiert in welcher Mannschaft? Da stellt sich doch die Frage, ob man beispielsweise noch sagen kann, dass Disziplin, Kampfgeist etc. einzig deutsche Tugenden sind. Denn was ist dann mit der nicht gerade geringen Anzahl von Spielern mit Migrationshintergrund? Man

kann bei dieser Betrachtung den Mythos der speziellen Spielart der Nationen nicht mehr wirklich aufrecht halten. Kulturelle Habitusformen zirkulieren und sind nicht mehr eindeutig zuzuordnen.

Bettina Bremser: Noch mal ein praktisches Beispiel aus der Fußballeuropameisterschaft: Gus Hiddink trainierte Russland und die Reporter sagten, dass es so einen „niederländischen Fußball", in seiner Urform, selbst bei den Niederländern nicht mehr gäbe. Während der EM hätte die russische Mannschaft diese Spielweise perfektioniert. Aber das heißt doch, dass man mit dem niederländischen Fußball eine ganz bestimmte Art des Fußballspiels verbindet.

Eva Boesenberg: Also jetzt muss ich ein bisschen historisch ausholen. Benedikt Andersen, ein Historiker, hat in einem Buch *Imagined Communities* drüber gesprochen, wie Nationen konstituiert werden. Nationen sind politische Gebilde, die eine relativ kurze Geschichte haben und Nationen werden über genau solche Prozesse wie Sport mitproduziert. Man kann das zum Beispiel richtig praktisch an einem Einbürgerungsfragebogen der hessischen Landesregierung sehen, der eine Frage zum „Wunder von Bern" enthält. Das sind alles rhetorische Prozesse, die durch Ideen von Nationalität überhaupt mitkonstituiert werden. Und ich glaube, es ist ein ganz großes Problem der Sportforschung, dass Sport unglaublich stark mit biologistischen Rhetoriken arbeitet, also mit Ethnizität, die dann auf biologische Diskurse heruntergebrochen wird: „Haben die kenianischen Läufer nicht wirklich längere Sehnen?" Es wird unglaublich viel reproduziert und das ist hochproblematisch. Das ist ebenso problematisch für Geschlechterdiskurse. Und deswegen hat der Sport solch eine Sprengkraft. Es ist einer der wenigen gesellschaftlichen Bereiche, bei denen man die biologistischen Argumentationen noch hervorholen kann, die sonst überall diskreditiert sind.

Kerstin Botsch: Ich wollte noch kurz eine Anmerkung zu den Nationalismen machen. Es ist nicht unbedingt notwendig die Grenzziehung an Nationen vorzunehmen. Die Grenzen sind eigentlich variabel. Man könnte beispielsweise beschreiben, wie die Spieltaktiken im Norden und Süden oder im Westen und Osten von Deutschland sind. Also ich meine, dass Grenzziehungen relativ variabel sind und für bestimmte Zwecke benutzt werden.

Eva Boesenberg: Aber Sport ist enorm wichtig bei der Identitätsproduktion. Die Identität geht über Freiburg bis hin zur Nation. Der Sport ist einer der wenigen Punkte, über die regionale Identitäten produziert werden. Wer identifiziert sich mit Deutschland über irgendwas anderes als über die Nationalmannschaft? Da hat der Sport wirklich eine ganz eklatante Funktion.

Gabriele Sobiech: Mit der Bezeichnung *der* Sport habe ich meine Probleme. Sport ist sehr ausdifferenziert, ebenso wie die Sportwissenschaft. Es gibt dabei etliche Disziplinen wie die Sportsoziologie, -psychologie, -pädagogik etc. Es sind vor allem die naturwissenschaftlichen Disziplinen, in denen genau *diese* Diskurse geführt werden, die sozialwissenschaftliche Disziplinen wiederum kritisieren. Beispielsweise die biologistische Sichtweise, die die kenianischen Läufer betrifft – z. B. das schnelle Laufen liege ihnen im Blut –, wird in der sportsoziologischen Diskussion als positiver Rassismus entlarvt. Man lässt hier außer Acht, dass Sport gerade in Schwellenländern auch eine Möglichkeit bietet

sozial aufzusteigen. Das kann man unter anderem auch an den brasilianischen Fußballspielerinnen verfolgen, die im Sport, genau wie die Männer, eine Chance haben soziales Prestige und finanzielle Mittel zu erwerben.

Eva Boesenberg: Wobei Sport und Sportwissenschaft zwei verschiedene Dinge sind. Mir ging es um die gesamtkulturelle Bedeutung von Sport, welche, vor allem über die Medien, vermittelt wird. In der Sportwissenschaft muss man das stark differenzieren. Da hoffe ich auch sehr, dass es wenige Studien gibt, die diese Biologismen alle recyceln, obwohl es immer noch Forschungen in diese Richtung gibt. Aber mit Sport habe ich nicht gemeint, dass die Sportwissenschaft diese Mechanismen immer transportiert – hoffentlich.

Nina Degele: Ich wäre an dieser Stelle auch für eine begriffliche Differenzierung. Ich denke, der Vergleich von Geschlecht mit Ethnizität zeigt recht deutlich, dass wir schnell an Grenzen kommen, wenn wir bestimmte Zuschreibungen machen. Das ist weiblicher, das ist männlicher, das ist brasilianischer und das ist deutscher Fußball. Das ist relational, wenn wir uns allein die Granulationsebene ansehen, bei der wir sagen, wir vergleichen den Fußball von Freiburg mit dem des Hamburger SV oder mit dem Bayern Münchens. Also je nachdem, womit wir etwas vergleichen, setzen wir bereits Unterschiede, die nicht völlig willkürlich sind. Ob wir nun etwas auf der Nationalebene oder der regionalen Ebene annehmen, macht auch schon einen Unterschied ...

Zum Stichwort Globalisierung: Spielt der FC Bayern bayrisch? Spielt er brasilianisch? Spielt er italienisch? Oder französisch? Ich denke, er spielt je nachdem welche Spieler da sind und welche Trainer man sich ansieht. Es macht keinen Sinn mehr mit solchen Begriffen zu arbeiten. Da müsste man ganz klar definieren können. Was heißt brasilianisch, was heißt bayrisch oder was heißt deutsch. Und wenn wir das versuchen, kommen wir erst recht in Teufels Küche. Vielleicht kommen wir bei genauem Hinsehen an den Punkt, an dem wir sagen, dass es zum Beispiel einen bestimmten Typus von gegnerischem Miteinander gibt. Dadurch lösen wir das Verhalten von den Kategorien Geschlecht und Ethnizität und bestimmen das Spielverhalten einfach so. Von dort aus kann man dann die unterschiedlichen Konstellationen beobachten, an welcher Stelle sich etwas wie ausprägt und wie es angeeignet wird. So würden wir, von den ganzen Klischees weg, zu einer viel genaueren Beschreibung kommen.

Gabriele Sobiech: Ich glaube nicht, dass wir dem Reproduzieren der Klischees grundsätzlich entgehen können. All diese Differenzierungen, die wir anstreben, wie „das sieht weiblich oder brasilianisch aus“, entstehen ja nicht ad hoc. Diese Differenzierungen haben eine lange Geschichte, während der diese Zuschreibungen immer wieder produziert und reproduziert und zugleich naturalisiert werden. Alle Unterschiede, auch die zwischen Freiburg und HSV, haben eine Geschichte. Wir können versuchen bestimmte Konnotationen zurückzunehmen oder bestimmte Diskurse zu modifizieren, aber wir fangen mit den Bezeichnungen nie bei Null an. Es gibt eine Diskursgeschichte, in der solche Nationalismen wiederholt werden, so dass sich jeder irgendwas unter brasilianischem Fußball vorstellen kann. Wenn man das nicht schon 1000 Mal gehört hätte, wüsste man gar nicht, wie diese Art des Fußballspiels aussehen könnte. Also ist der Versuch, die Kategorien zu modifizieren, relativ aussichtslos. Wir

können nie zu einer Situation gelangen, in der wir ein Phänomen vollkommen vorurteilslos und objektiv betrachten. Um bei dem Beispiel ‚gegnerisches Miteinander' zu bleiben: Dieses Spielverhalten ist bereits in bestimmte Diskurse eingeschrieben und daran können wir nur vielleicht etwas ändern. Die Hoffnung, wir nehmen völlig wertfreie BeobachterInnenpositionen ein – das ist für mich etwa dasselbe wie objektiv – von der wir bestimmte Phänomene vorurteilsfrei wahrnehmen und analysieren können, ist utopisch.

Karolin Heckemeyer: Was mir wichtig ist, ist über die Aspekte von Nation, Ethnizität etc. zu sprechen. In einer Podiumsdiskussion müssen wir uns immer wieder bewusst machen, dass wir uns in bestimmten Diskursen befinden. Jetzt geht es mir darum, uns dessen bewusst zu werden und uns sozusagen auf „den Stuhl zu stellen", um zu erkennen, dass wir einen Diskurs beobachten. Zum Beispiel steht in dem Text von Marion Müller, dass Frauen einen anderen Fußball spielen bzw. sie würden Frauenfußball spielen. Sie beschreibt in diesem ganzen Artikel die kulturell hergestellte Differenz, damit ein Frauenfußball und ein Fußball existieren. Diese Analyse, in der ich erforsche wie Frauenfußball kulturell in der Kommunikation über Frauenfußball konstruiert wird, ist für mich allerdings etwas anderes als die Beobachtung von Zweikämpfen und der anschließende Vergleich mit Männerfußball. Bei Letzterem sehe ich natürlich eine Differenz und diese Differenz führe ich auf die Kategorie Geschlecht zurück. Bei dieser Art des Vergleiches ist mir noch so ein bisschen abgegangen, wohin ich damit komme. Was mache ich mit dem Ergebnis der Differenz? Habe ich die Differenz nicht durch die Analyse selbst hergestellt? Welches beobachtbare Phänomen hat mich überhaupt zu der Idee geführt, dass ich Zweikämpfe untersuchen will? Wo führt es mich hin, wenn ich weiß, dass es eine Tradition von Behauptungen über Differenzen zwischen der Spielweise von Freiburg und dem HSV gibt? Ich will mit den Fragen noch mal deutlich machen, dass es im Grunde genommen um die Reflexion des Diskurses geht, in dessen Rahmen wir uns bewegen.

Silke Haude: Ich komme aus der Sportpraxis und kann speziell etwas zu interkulturellen, internationalen Vergleichen mit Brasilien sagen. In Brasilien spielen die Kinder unangeleitet auf der Straße Fußball. Keiner steht daneben und bringt ihnen Taktiken bei. Dabei entsteht ein ganz besonderer Fußball – das ist was Sie, Frau Kugelmann, vermutlich mit Musik meinten. Natürlich möchte ich mich auch davon distanzieren an bestimmten, nationalen und engstirnigen Argumenten festzuhalten. Aber sobald man einen Vergleich zwischen den Ethnizitäten anstrebt, ist es so, dass es spielerische Unterschiede gibt. Man kann ebenso beim Volleyball bestimmte Nationalitäten erkennen. Russische Trainer lassen in eine bestimmte Richtung spielen, Chinesen spielen eine andere. Ich habe jahrelang die Sitzvolleyballnationalmannschaft trainiert und da ist das Phänomen genau dasselbe. Man kann erkennen, dass bestimmte Nationalitäten bestimmte Taktiken spielen.

Julia Littmann: Aber spielen sie die, weil sie Nationalitäten sind oder weil sie die Handschrift von einem bestimmten Trainer tragen?

Silke Haude: Es kommt daher, dass sich in bestimmten Kulturen Taktik- und Technikvermittlung in der Ausbildung über die Jahre festgeschrieben

haben. Selbstverständlich entstehen Unterscheide nicht durch biologische Differenzen.

Bettina Bremser: Noch mal zu dem Beispiel Freiburger SC. Die Mitglieder der Mannschaft wurden in allen Fußballzeitungen jahrelang als „Breisgau Brasilianer" tituliert. Wenn ich „Breisgau Brasilianer" sage, haben wir alle ein konkretes Bild vor Augen und von zehn gedachten Begriffen sind sicherlich acht identisch. Ich mache das dabei nicht an einer Nationalität fest. Zwar benutze ich den Begriff Brasilien, aber ich könnte die Spielweise auch anders beschreiben. Die Wissenschaft macht das, sie würde die Attribute, die diesen Fußball brasilianisch machen, herausgreifen und beschreiben. Aber im Alltag weiß jeder, noch bevor ich die zehn oder 20 Begriffe gesagt und erklärt habe, genau, was ich damit meine, wenn ich „Breisgau Brasilianer" sage. Es ist eine Erleichterung im Alltag.

Nina Degele: Und das ist das Problem!

Publikumsbeitrag: Ich bringe nicht die Lösung des Problems, aber ich denke, der Begriff hat einen Hintergrund. Und zwar spielen die Brasilianer, im Gegensatz zu dem defensiven Stil der Deutschen, einen viel offensiveren Fußball. Wir spielen nicht mit drei Spitzen, sondern wir sind generell viel passiver bzw. wir stehen hinten enger. Das ist eine Frage der Taktik. Ein brasilianisches Spiel zeichnet sich durch viele Spielzüge, Ballzauber und individuelles Spiel aus. Ein deutsches Spiel ist ein Spiel, bei dem die Spieler defensiv das Tor absichern. Aufgrund dieser Verhaltensweisen wird jede Mannschaft, die versucht ihr 1:0 zu halten, generell mit der deutschen Spielweise in Verbindung gebracht. Jede Mannschaft, die versucht zu zaubern und zu tricksen, wird mit Brasilien assoziiert, da die Brasilianer schon immer so gespielt haben und bis heute spielen. Jede Art der Taktik, die beispielsweise der brasilianischen ähnelt, wird als solche verstanden, ohne dass irgendeine Nation diskriminiert wird.

Nina Degele: Nein, damit wird sie ja gerade diskriminiert und das ist das Problem.

Claudia Kugelmann: Ich finde, sie wird nur dann diskriminiert, wenn man es ohne Kontext und ohne historischen Hintergrund sieht. Sieht man sich den historischen Entwicklungsprozess an, dann kann man von dort aus bestimmte Dinge erklären. Brasilianer spielen eher offensiv, aber nicht alle und nicht immer.

Ich möchte ein Beispiel aus dem Tanzen einbringen, nur um zu zeigen wie ich denke. Ich werde es nicht in das Fußballspiel übersetzen. Gibt es in einem anderen Land außer in Deutschland Funkenmariechen? Nein! Was machen diese Tänzerinnen? Der Tanz besteht aus militärischer Musik mit militärischem Marschtakt, bei dem Frauen einen männlichen Habitus übernehmen und ihn in einen typisch weiblichen Kontext übertragen. Das ist deutsch historisch und inzwischen nicht mehr ausschließlich rheinisch, sondern auch in Franken verbreitet. Die Österreicher haben Ende des 19. Jahrhunderts/Anfang des 20. Jahrhunderts den Wiener Walzer erfunden. Was ist der Wiener Walzer historisch gesehen? Die Auflösung der bürgerlichen Disziplinierung und Ordnung hin zum „Schwindel". Wiener Walzer bedeutet sich zu drehen, bis einem schwindlig wird bzw. man versucht den Schwindel herbeizuführen. Im Gegensatz dazu steht die

Ordnung. Was war in den 1950er Jahren die Bedeutung des Rock'n'Roll? Getanzte Opposition und Ausdruck des Lebensgefühls. Der Rock'n'Roll kommt zwar aus den USA, wurde allerdings auch hier aufgenommen und so weiter. Wenn ich die Menschen in Kuba beobachte, was sie zum Beispiel bei der Salsa für ein Körpergefühl zeigen, und dann eine deutsche Frauentanzgruppe betrachte … Sicher ist dies nur ein Einzelfall, aber ich finde es symptomatisch. Zwischen einem Salsa im „Buena Vista Social Club" in Havanna oder einem Salsa in Deutschland liegen Welten. Deutsche führen die Schritte exakt aus, tanzen dabei aber nicht Salsa, sondern imitieren die technische Seite des Tanzes, wie es bei uns in allen Tanzschulen gang und gäbe ist. Das liegt an der historischen Entwicklung des Tanzenlernens. Wir lernen den Foxtrott in der Technik und die Polkatechnik, aber wir lernen nicht die Bedeutung, die Wahrnehmung und das Bewegungsgefühl zu tanzen, welche in den Tänzen stecken.

Ich habe angekündigt diese Beispiele nicht in das Fußballspiel zu übersetzten, aber ich finde der Unterschied liegt auf der Hand. Unterschiede sind zum Teil erklärbar, ohne dass man deshalb in negative Vorurteile verfallen muss, indem man sagt, etwas ist typisch deutsch. Es ist nämlich historisch aus dem, wie sich Tanzen in den letzten hundert Jahren in Deutschland entwickelt hat, entstanden.

Stephanie Bethmann: Ich wollte nicht zu der Anmerkung von Ihnen, Frau Kugelmann, sondern etwas zu der Äußerung vorher beitragen. Ich wollte gerne erneut „auf den Stuhl klettern" und den Diskurs reflektieren, den wir hier führen oder in den dieses ganze Gespräch eingebunden ist. Mir fiel auf, dass man an Hand des Prozesses der Beschreibung von der einer Nation zugeschriebenen Art des Fußballspiels (also der Beschreibung einer nationalen Identität im Spiel), wunderbar zeigen kann, dass dies die eigentliche Herstellung dessen ist, was anscheinend beschrieben wird. Weil ich mit Fußball eigentlich gar nichts zu tun habe, fiel mir im Laufe des Redebeitrages folgende Phrase auf: „Wir spielen nun mal so und so …". Ich saß hier und dachte, wo bin *ich* in diesem „wir"? Die Kategorisierung in dem Ausdruck „wir, die Deutschen" soll etwas vereinfachen und hat einen praktischen Nutzen in der Kommunikation im Alltag. Trotzdem ist es interessant zu sehen, dass genau in diesem Moment der Gegenstand der eigentlich beschrieben werden soll, hergestellt wird, indem zum Beispiel ein „wir" oder ein „sie" hergestellt wird. Mir ist dieses Prinzip in diesem Augenblick so intensiv aufgefallen, da ich mich mit *diesem* „wir" nicht identifizieren kann. Und in dieser Sekunde konnte ich automatisch die Außenperspektive auf den Diskurs einnehmen und sehen, dass hier gerade ein „wir" produziert wird. Ich glaube, es ist wirklich eine enorm wichtige Funktion des Sports, der nationalen Identifikation zu dienen und ein „wir" bzw. ein „uns" und im Gegensatz dazu ein „die anderen" herzustellen. Doch irgendwie beißt sich an dieser Stelle die Katze in den Schwanz, wenn beschrieben wird, was „wir" machen, aber gleichzeitig das „wir" durch die Beschreibung hergestellt wird. Es ist quasi ein endloser Kreislauf. Aus dem Diskurs heraus erscheint dies vollkommen plausibel. Vor allem, da die Unterschiede so offensichtlich erscheinen und auch in irgendeiner Form vorhanden sind.

Ich würde mich also der Meinung anschließen, dass es unsere Aufgabe ist, auf diesen Stuhl zu klettern und zu ergründen, wo genau die Differenz hergestellt wird, die eigentlich beschrieben werden soll. Ganz gleich ob wir Geschlecht, Ethnizität oder irgendeine andere Differenz- und Ungleichheitskategorie analysieren. Das wurde für mich noch mal ganz deutlich.

Elke Gramespacher: Vielleicht kann man sich das Verhalten der FußballerInnen und FußballtrainerInnen auch mal als Spielregeln des Spielens ansehen. Die einen haben diese Spielregeln, die anderen jene. Wenn wir das tun, würde mich interessieren, was eine Änderung der Regeln ausmacht oder was geschieht, wenn ich von einer Mannschaft zur anderen wechsele. Sind die Unterschiede dann sehr groß bzw. wie wird das Spiel der/des Einzelnen noch von den alten Spielregeln beeinflusst? Es dauert schließlich eine gewisse Zeit bis sich etwas verändert. Da kommt bei den Wechseln zwischen den Mannschaften ein Verfremdungspunkt hinein. Bei solch einer Analyse könnte man sehen, ob es echte Unterschiede gibt oder ob diese ein Resultat der verschiedenen Spielregeln der Ursprungsmannschaft sind.

Meike Penkwitt: Mein Kommentar geht in eine ähnliche Richtung. Ich fand den Aspekt, dass Spielverhalten eine Frage der Taktik ist, äußerst wichtig. Mein Eindruck war, dass es durch die Bezeichnung „Technik" ein bisschen von der Betonung der Nationalitäten wegführt. Das Problem der Genauigkeit der Bezeichnung ist schließlich eher, dass man es als brasilianisch bezeichnet. Es wäre wohl einfacher, wenn man sagen würde eine Spielart ist die „Dreispitzentechnik" und die andere Technik ist die ...

Nina Degele: Das ist genau meine Rede.

Mehrere Wortbeiträge: Ja und ich sag es genauso, wenn ich sage, ich spiel mit einer Viererabwehrkette. Ich komme aus der Praxis …; Ich denke, es ist nicht so absolut, dass es nur Taktik ist …; Es ist nicht nur Taktik. Es ist die Spielweise …; Aber es ist gefährlich wenn sich diese ‚Nationalismen' ständig wiederholen …

Julia Littmann: Jetzt haben wir auf jeden Fall versucht, ein bisschen Klarheit in den Fußball, die Nationalität und Ethnizität zu bringen. Für meinen Geschmack ist unser eigentlicher Hauptfokus Geschlecht ein bisschen auf der Strecke geblieben. Es hat uns ein bisschen aus der Kurve getragen. Ich würde vorschlagen, dass wir diese Kurve wieder bekommen, um die Grundfrage den Frauenfußball betreffend „Revolutionäres Potential oder Restauration?" noch schnell zu beantworten. Die Homophobie haben wir leider komplett geschluckt …

Gabriele Sobiech: Ich habe noch eine Anmerkung. Im Prinzip ist es das gleiche, ob wir Ethnisierungsprozesse oder Prozesse, die Geschlechterkonstruktionen betreffen, betrachten. Deshalb ist es ja auch sinnvoll sich innerhalb eines Geschlechtes zu bewegen und nicht vorschnell beide Genusgruppen zu vergleichen. Denn dadurch erst ist die Gefahr zu reproduzieren und damit Geschlecht zu reifizieren sehr viel größer. Wenn ich mich dagegen in einer Geschlechtergruppe bewege und dort erforsche, wie in den Figurationen auf dem Feld kompetente Mitgliedschaft hergestellt wird, dann können Beschreibungen geschlechtsneutral abgefasst werden. Erst dadurch erhalte ich die Chance, dieses spezielle

Verhalten in ganz unterschiedlichen Gruppen zu prüfen und zu beobachten, ob und auf welche Weise es genau zustande kommt. Diese Herangehensweise scheint mir ein Weg aus reproduzierenden Stereotypisierungen zu sein.

Nina Degele: Ich will auch noch mal unterstreichen, dass es natürlich einen Weg aus der Reifizierung gibt. Nämlich indem wir auf das blicken, was wir tun und das wiederum in Beziehung zu anderen setzen.

Deswegen hat unsere gesamte Debatte um Ethnizität und Nation nicht von Geschlecht weggeführt, sondern herausgestellt, dass es im Grunde die Herausforderung bei unserer Arbeit ist, Begriffe und Verhalten differenziert zu betrachten. Wir versuchen bereits, oder zumindest eine hoffnungsvoll große Gruppe, genauer zu differenzieren und die feinen Unterschiede in ein Feld hineinzutragen, welches unglaublich anfällig für Naturalisierungen ist. Ab dem Moment, in dem wir sagen, es greift zu kurz, zu behaupten, Männer sind aggressiv und Frauen sind emotional – und dass dieses Verhalten auch noch in den Gehirnstrukturen verankert sein soll –, sind wir schon fast über die Stereotypisierung hinweg. Damit haben wir die eigentliche Herausforderung, den Akt des Differenzierens, schon fast vollzogen. Deshalb ist es wichtig sich in diesem Bezug sowohl auf Geschlecht als auch auf Ethnizität die Mühe zu machen mit entsprechenden Begriffen zu arbeiten. Ja, es ist durchaus praktisch etwas mit „brasilianisch", „weiblich" oder „jugendlich" zu bezeichnen, aber dann muss man sich sehr klar darüber sein, was inhaltlich *eigentlich* dahinter steckt. Das ist zwar vor allem Begriffsarbeit, aber ich denke, es wäre ein Schritt um von dieser Stereotypisierung wegzukommen und das ist mehr als notwendig.

Julia Littmann: Das war ein umfassendes Schlussplädoyer! Die Zusammenführung dieser Gesprächsrunde ist an dieser Stelle so komplett, dass ich den Eindruck habe, wir können das so stehen lassen. Ein Bein auf dem Stuhl, das andere frei schwebend als Spielbein. Ich danke allen Beteiligten herzlich für die Teilnahme und Ihnen allen für den langen Atem. Den werden wir für den Kampf der Frauen im Fußball und gegen die Homophobie auch brauchen. In diesem Sinne verabschiede ich mich von Ihnen allen.

Anmerkungen

1 Die Transkription der Audiodatei wurde von Fritz Wolfram und Susanne Grimm vorgenommen, die schriftsprachliche Überarbeitung von Claudia Rohde.

2 Im Mai 2009 haben sich die Männer des SC-Freiburgs wieder in die Erste Fußball-Bundesliga gespielt.

Weitere Aufsätze zum Thema
‚Geschlechter – Bewegungen – Sport‘

Christina Thurner

Virtuosinnen am Limit – Zum Sport des weiblichen Körpers im zeitgenössischen Tanz

Praktiken des Spitzensports sind im Bühnentanz, insbesondere im Ballett, längst Usus, ohne dass sie bis in jüngere Zeit als solche reflektiert oder sogar hinterfragt wurden.[1] „Tanz, sagt man, ist ästhetisch, aber das ist auch der Sport", heißt es im Editorial zum *Jahrbuch 2000* der Zeitschrift *ballet international – tanz aktuell* (Friedrich Berlin Verlag 2000, 1) und weiter:

> Im Sport, sagt man, gehe es um den Wettbewerb der Besten, aber das gilt für den Tanz mit gleicher Härte. Wo ist der Unterschied? Wo die einen in der Arena agieren, tanzen die anderen im Theater. Wo Sportler ihr Muskelspiel optimieren, verleihen Tänzer ihrem Körper eine ästhetische Dimension. Die Grenzen sind in Wahrheit hauchdünn, so dünn, dass viele Sportler den Schritt zum Tanz gingen. (Ebd.)

Von jenen Tänzerinnen und Tänzern, die einst vom Sport kamen, geben einige in ebendiesem Jahrbuch Auskunft über Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Bewegungspraktiken; dabei fallen vor allem jene Voten auf, die den

athletischen Wettkampf als gute bis unabdingbare Vorbereitung für die Ausübung von Bühnentanz bezeichnen. So nennt etwa Germaine Acogny, langjährige Direktorin von *Mudra Afrique*, als wichtigste Übereinstimmung von Tanz und Sport den Willen, „bis zum Äußersten zu gehen. Tanz wie Sport helfen dabei, eiserne Willenskraft zu entwickeln" (30); und Renato Zanella, ehemals Balletdirektor der Wiener Staatsoper, meint: „Die abverlangte Disziplin, vor allem die Ausdauer, die die sportliche Leistung erfordert, ist eine wertvolle, für den Tanz verwertbare Grundlage. Auch der für den Sport nötige Kampfgeist hilft" (31).

Abgesehen von diesen persönlichen, wohl auch etwas spekulativen Aussagen aus der Tanzszene ist es interessanterweise vor allem die Tanzmedizin, die in den letzten Jahren – am differenziertesten und kritischsten – auf den Vergleich von Tanz und Sport aufmerksam gemacht hat. So schreibt Elisabeth Exner-Grave, Fachärztin für Orthopädie und Gründungsmitglied von TaMeD, dem Verein für Tanzmedizin Deutschland, professionelle Tänzer seien „einerseits Künstler, andererseits Leistungssportler" (Exner-Grave 2008, 2). Auch nach Jasmine Arendt, die an der Orthopädischen Universitäts- und Poliklinik der Universität Frankfurt eine Studie zu den Verletzungen im professionellen Ballett durchgeführt hat, ist der Beruf der Tänzerin, des Tänzers bezüglich der Belastung mit dem der Hochleistungssportler vergleichbar; so betrage etwa der wöchentliche Trainingsaufwand einer professionellen Tänzerin, eines professionellen Tänzers rund 45 Stunden (vgl. Arendt 2001, 7). Im Unterschied zum Sportler trainiert eine Tänzerin allerdings nicht auf einen Wettkampf hin, vielmehr ist sie über das ganze Jahr hinweg einer Dauerbelastung ausgesetzt; dazu ein Beispiel:

> [D]ie etwa 65 Mitglieder des Stuttgarter Balletts (…) [bestreiten, C.T] pro Spielzeit gut und gern 125 Vorstellungen – jede eine Art Wettbewerb mit Höchstleistungen.[2] Und während die meisten Spitzensportler eine überschaubare Zahl von Bewegungen oder Leistungen perfektionieren, verlangen die wechselnden Choreographen und Tanzstile Profitänzern immer neue und komplexe Bewegungsabläufe ab. (Langsdorff 2006, 4)

Die Hochleistung, die die Tänzerinnen und Tänzer erbringen, bezieht sich demnach einerseits auf die physische Intensität[3] der Berufsausübung sowie andererseits auf deren bewegungstechnische Diversität. Bezüglich Körperbeherrschung und -zucht, hinsichtlich Technik und physischer Leistung stehen die Ballerina beziehungsweise der Tänzer im Trainingsstudio und auf der Bühne dem Spitzensportler und der Spitzensportlerin somit in nichts nach – mit dem signifikanten Unterschied freilich, dass Anstrengung und Mühen in der Welt der Kunst nicht sichtbar werden dürfen oder zumindest lange nicht durften. Insbesondere der weibliche Körper soll seit der Romantik Virtuosität mit Leichtigkeit verbinden – so die gängige Vorstellung vor allem im klassischen Tanz. Er soll physische Limiten ausreizen, dabei aber stets ‚schön' und ‚anmutig' aussehen.

Bereits im 18. Jahrhundert, also noch bevor die ätherischen Wesen der romantischen Ballette über die Bühnen schwebten, wollte der französische

Tanzmeister Jean Georges Noverre in seiner kunsttheoretischen Schrift *Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette* jegliche Anstrengung vom Ausdruck der Tanzenden verschwinden lassen, damit ein gesamthafter Eindruck von Leichtigkeit entstehe:

> Jeder Tänzer, der durch Anstrengung seine Züge verändert, und dessen Gesicht in beständiger Convulsion ist, ist ein Tänzer ohne Seele, der nur auf seine Beine denkt, der das A. B. C. seiner Kunst nicht weiß, der nur an den groben Theilen seiner Kunst hängt, und ihr wahres Wesen niemals gefühlt hat. Ein solcher Mensch hat gerade so viel Geschicke, als zu einem Salto Mortale gehört (…): kurz, ein solcher Mensch ist ein Stümper, dessen Execution allezeit schwerfällig und unangenehm bleibt. Geben Sie mir nicht Beyfall, m. H., daß uns nichts angenehmer ist, als ungezwungene Leichtigkeit? (Noverre 1977, 166 f).

In einer Zeit, in der sich das Ballett gerade erst als eigenständige Bühnenkunst von der Oper und vom Schauspiel emanzipierte, hat Noverre verlangt, dass die Darsteller auch im Tanz die bis dahin üblichen Masken ablegen sollten. Dies bedeutete allerdings eine neue Herausforderung, wurde doch so die Miene der Tanzenden für das Publikum sichtbar und damit neben den Bewegungen des Körpers und den Gesten zu einem Teil der dramatischen Handlung.[4] Das Gebot der scheinbaren Unangestrengtheit im Ausdruck zwang die Tänzerinnen und Tänzer zu einer außerordentlichen Beherrschung ihrer selbst. Dennoch befand Noverre, dass der Tanz, genauer noch die Schwierigkeiten der ausgeführten Handlungen nur gefallen könnten, wenn „sie dieses leichte und edle Wesen annehmen, das mir die mühsame Arbeit verbirgt" (168). Allein durch vermehrte Anstrengung konnte es den Tanzenden gelingen, ihre mühevolle Arbeit vor dem Zuschauer zu verbergen. Die Fähigkeiten dazu sollten sie sich in hartem Training erwerben.[5]

Der Schein der Leichtigkeit hat dann im romantischen Ballett seine Blütezeit erlebt. So schreibt der Schriftsteller und Tanzkritiker Théophile Gautier 1841 über die Tänzerin Carlotta Grisi, sie habe einen federleichten Körper, ein natürliches Lächeln und vermittle nie den Eindruck von Strapazen (Gautier 1980, 50). Über eine angestrengt erscheinende Tänzerin findet der Kritiker schließlich keine guten Worte: „[E]lle a perdu beaucoup de sa légèreté (...), la sueur perle sur le front, les muscles se tendent avec effort, les bras et la poitrine rougissent" (Gautier 1995, 77). Wenn es der Tänzerin nicht mehr gelingt, die Anstrengung hinter der Leichtigkeit zu verbergen und der Effort, den die Tänzerin leistet, sichtbar wird, verpufft offenbar für den romantischen Zuschauer die Illusion, die er auf der Ballettbühne sehen will.

Die frühe Tanzmoderne hat Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts gegen dieses Diktum der scheinbaren Leichtigkeit rebelliert und ein anderes Bild vom (weiblichen) Körper gefordert beziehungsweise performativ hervorgebracht. Kraftanstrengungen wurden da – zumindest teilweise – nicht mehr verschleiert oder überspielt, sondern regelrecht ausgestellt. Besonders die Gegenwart rückt nun aber die Virtuosinnen am Limit, wie ich diese sportlichen

Tänzerinnen nennen möchte, eingehend in den Blick. So wurde beispielsweise beim „Prix de Lausanne", dem größten internationalen Ballettwettbewerb für den tänzerischen Nachwuchs in der Schweiz, im Jahr 2004 besonders auch auf die kompetitiven Grenzen geachtet und eine gesundheitliche Kontrolle für die jungen Ballerinen eingeführt, wobei sie auf Symptome von Magersucht und physischer Überanstrengung untersucht, beraten und gegebenenfalls aus dem Concours ausgeschlossen wurden.

Physisch dynamischer Bühnentanz

Aber auch in vielen zeitgenössischen Bühnentanzstücken, vor allem seit den 1980er/ 90er Jahren werden extreme athletische Kraft und Dynamik als zentrale Ausdrucksmittel hervorgehoben oder oft sogar zum Gegenstand gemacht. Kreationen insbesondere aus der belgischen Tanzszene von Wim Vandekeybus und seiner Kompanie *Ultima Vez*, von den *Ballets C. de la B.*, auch einige Werke von Anne Teresa de Keersmaekers *Rosas* sowie verschiedene Stücke von Meg Stuart und ihrer Gruppe *Damaged Goods* zeichnen sich durch physisch-dynamische Intensität aus. Deren Bewegungssprache ist durchaus virtuos zu nennen im Sinne von minuziös choreografiert oder arrangiert beziehungsweise mit Schwindel erregender Wucht ausgeführt, auch wenn diese Art von Virtuosität freilich ästhetisch wenig bis gar nichts mehr mit der romantischen oder neoklassizistischen Ballettvirtuosität gemein hat.[6] Ann Cooper Albright beispielsweise spricht vom Genre des „Euro crash and burn dancing" und zählt außer den Belgiern u.a. auch das britische Kollektiv *DV8 Physical Theatre* dazu (Cooper Albright 1997, 36). Die Limiten sind in diesen kraftvoll-dynamischen bis athletischen Bewegungskunstwerken stets mitchoreografiert. Oft tritt mit der physischen Virtuosität ebenso deren Kehrseite auf, und es werden auf der Bühne auch Verletzlichkeit, Schwäche, Fall und Verausgabung bis zur Erschöpfung demonstriert – dies auf ganz unterschiedliche Weise.

Darauf möchte ich im Folgenden anhand einiger ausgewählter Beispiele noch näher eingehen. Ich werde mich vor allem auf den weiblichen tanzenden Körper konzentrieren, weil er, beziehungsweise seine Präsentation, auf der zeitgenössischen Tanzbühne m.E. ein reflexives bis kritisches Potential birgt, indem die Virtuosin am Limit auf gesellschaftliche und tanzgeschichtliche (vermeintliche) Essentialitäten rekurriert und diese hinterfragt oder subvertiert.

Wenn vom athletischen weiblichen Körper im zeitgenössischen Tanz die Rede ist, dann wird oft als Beispiel die Tänzerin Louise Lecavalier genannt. Sie stammt aus Montreal und war 1980 bis 1999 gewissermaßen die Hauptdarstellerin in der kanadischen Kompanie *La La La Human Steps*. Berühmt sind ihre Auftritte mit Knieschonern und Turnschuhen (vgl. Lamb 2007, 2). Neben diesen Accessoires sind es vor allem ihre Körpererscheinung und ihre Bewegungsdynamik, die ihre Kunstdarbietung in Rezensionen und Abhandlungen immer wieder mit sportlichen Phänomenen in Verbindung bringen lassen. So wird ihr Tanz beispielsweise als rasant und risikoreich bezeichnet, es werden ihr eine starke

Physikalität und ein muskulöser Körperlook attestiert,[7] und über ihre Bewegungssprache heißt es etwa bei Ann Cooper Albright (bezeichnenderweise im Kapitel „Techno Bodies"), Lecavalier gehe in ihren Tanzbewegungen bis an die äußersten Grenzen von körperlicher Möglichkeit und Beanspruchung (Cooper Albright 1997, 28; vgl. auch ebd. 29).

Édouard Lock, Choreograf und Gründer der Gruppe *La La La Human Steps*, hat Lecavalier zahlreiche derartige sportlich-virtuose Parts auf den Leib geschrieben; sie wurde denn auch über Jahre hinweg als dessen Muse betrachtet. Lock gilt als Vertreter einer dezidiert materialen Ästhetik, d.h. er lehnt den ätherischen Schein des Balletts ab, vielmehr geht es ihm darum, den tanzenden Körper in seiner Materialität zu zeigen und die Aufmerksamkeit (zurück) auf eine geradezu ins Extreme gesteigerte physische Präsenz zu lenken (vgl. Lamb 2007, 2). Caroline Lamb schreibt dazu:

> LeCavalier [sic!] and Lock's revival of the corporeality denied to the ballerina is significant because it attributes agency to the female dancer and promotes a healthy physique. The strong, athletic female body in Lalala Human Steps enacts dynamism of its own and pulls its own weight (so to speak). (Ebd.)

Es sind also wie im Ballett – wenn auch gewissermaßen in ästhetischer Umkehrung – die weiblichen Körper, die diese virtuose Tanzsprache vor allem der 1980er und 90er Jahre auf der Bühne prägten. Allerdings wird diesen Tänzerinnenkörpern eine neue physische Stärke, eine neue Dynamik zugeschrieben. Cooper Albright spricht in diesem Zusammenhang gar von einer eigentlichen Explosion von Tanzstücken, die die Körperkraft vor allem von weiblichen Akteuren nutzten, um beispiellose athletische Herausforderungen, waghalsige Akrobatik und extreme Beschleunigung zu zeigen und damit die entkörperlicht schöne, anmutige Ballerina vorsätzlich durch furchtlose, kraftstrotzend widerständige Heldinnen zu ersetzen (vgl. Cooper Albright 1997, 35). Die Bewegungen lehnen sich denn auch oft mehr oder weniger explizit an den Sport, insbesondere an Kampf- oder Geschwindigkeitssportarten beziehungsweise an sportliche Wettkämpfe an, auch wenn sich die künstlerische Adaptation freilich selten in der reinen Schau athletischer Kompetitivität erschöpft, sondern ganz unterschiedliche ästhetische Ausdrucksweisen augenscheinlich macht.[8]

Um wieder spezifisch auf Lock zurückzukommen, so fällt auf, dass ihm bezüglich seiner frühen Stücke gerade über die athletische Präsentation der Akteurin/nen eine Art Gendernormen-*cross over* zugeschrieben wird (vgl. u.a. Cooper Albright 1997, 29), also ein Überschreiten, ein Überspielen und Infragestellen von Geschlechterkonventionen im Tanz, aber auch in der Gesellschaft. Ich zitiere dazu nochmals Lamb:

> In order for the performing body to challenge norms and offer alternative modes of presence and perception, Lalala Human Steps suggest that performers and choreographers push the body's limits. (Lamb 2007, 4)

Damit der vorgeführte Körper also Normen überschreiten und alternative Präsentations- und Wahrnehmungsmodi bieten könne, müsse dieser Tanz an körperliche Grenzen gehen. Insbesondere Lecavalier wurde entsprechend nachgesagt, in ihren Tanzkörper hätten sich buchstäblich wie metaphorisch beide Geschlechter eingeschrieben (Cooper Albright 1997, 35), sie verkörpert(e) demnach die klassische Vorstellung von Androgynität, in der das Männliche und Weibliche zu einem Wesen verbunden sind. Andererseits ist gar die Rede davon, dass Lock und Lecavalier für die Bühne einen Körper kreierten, von dem es heißt: „[the onstage body, C.T.] scrambles the masculin/feminine duality ballet holds dear. Gone are the stable gender-based categories" (Lamb 2007, 3).

Auswege aus Gender-Zwängen?

Die sportliche Virtuosin mit männlichen Körper- und Verhaltensattributen gilt verschiedenen Rezensenten und Wissenschaftlerinnen als *die* Hoffnungsträgerin, die sich und den Tanz aus den Gender-Zwängen des klassischen Balletts zu befreien vermag. So beschreibt etwa Lamb durchaus bewundernd den Ausweg aus den starren Geschlechterzuordnungen:

> When LeCavalier [sic!] lifts her partner above her head and throws him, she destabilizes our assumptions: is this a woman dominating a man, a man dominating a man, or a man dominating a woman? The deliberately slippery dynamic foregrounds the asymmetrical power relations of classical dance, while suggesting new positions for female and the male bodies to assume within the performance. (Lamb 2007, 3)

Lamb sieht demnach in der neuen athletischen Virtuosität der Tänzerin eine Möglichkeit, die starren Rollenkonventionen des Balletts aufzubrechen.[9] Allerdings übersieht sie auch nicht, dass der eigentliche Bruch mit den klassischen Konventionen letztlich nicht von Lecavalier allein, sondern auch oder vor allem von ihrem Choreografen herrührt, der ihr diese athletischen Parts auf den Leib schreibt, während dieser, ihr Körper, wiederum so trainiert und konstituiert ist, dass er solche Rollen provoziert.[10] Der Körper der Tänzerin ist demnach für einen bestimmten tänzerischen Ausdruck geformt, um diesen erst hervorzubringen. Wendet man Judith Butlers konstruktivistische Körpertheorie auf die Tänzerin Lecavalier an, so könnte man sagen, dass auch ihre Physis ein ideelles Konstrukt sei – etwa ihres Choreografen oder des Publikums; dieses Konstrukt habe sich erst mit der Zeit materialisiert – durch die Anforderungen des Choreografen sowie des Publikums im Training oder im Bodybuilding. Laut Butler produziert sich der Körper erst im Prozess des Bezeichnungsaktes, indem regulierende Normen in performativer Wirkungsweise die Materialität des Körpers konstituieren (vgl. Butler 1991, 190 ff, außerdem dies. 1997, 21 ff; vgl. auch in Anlehnung an Butler auf den Tanz bezogen Schulze 1999, 12).[11]

Auffällig bei den Beschreibungen von Lecavaliers Körperausdruck und damit von ihrem als innovativ bezeichneten Tanz ist, dass nach wie vor mit dualistisch

organisierten Gender-Merkmalen argumentiert wird, auch wenn der Dualismus von Männer- und Frauenrollen aufgehoben werden soll. Die Attribute wie muskulöse Erscheinung, Kraft, Energie und Dynamik der Bewegungen, die als Innovation im Tanz in Abgrenzung zum Ballett beschrieben werden, sind noch immer männlich konnotiert.[12] Locks/ Lecavaliers Gender-Überschreitungen beruhen somit vor allem auf der radikalen Umkehrung beziehungsweise auf einer Angleichung von traditionell männlichen und weiblichen Parts, wobei diese letztlich dualistische Sichtweise unter anderen Vorzeichen weiter fortgeschrieben wird.

So erstaunt es auch nicht, dass neuere Stücke von Édouard Lock wie beispielsweise *Amelia* aus dem Jahr 2002 – in dem Lecavalier übrigens nicht mehr mittanzt – denn auch vor allem bei Anhängerinnen von dessen frühen Werken auf Irritation bis Ablehnung stießen. Insbesondere der Einsatz von Spitzentanz wird da als Rückschritt Locks oder gar als Rückfall in klassische Geschlechterkonventionen im Tanz gesehen. Caroline Lamb etwa will Locks eigene Ansicht, seine Stücke mit Spitzentanz seien „a subversive rearticulation of classical ballet", nicht gelten lassen und entgegnet:

> His (…) use of pointe and LeCavalier's [sic!] departure from the company in 1999, results in a style which does more to reaffirm normative dance ideologies and gender couplings than it does to subvert them. (Lamb 2007, 3)

Diese Kritik übersieht nun aber m.E., dass Subversion nicht (nur) durch eine Umkehrung beziehungsweise durch die (vermeintliche) Aufhebung der Konventionen geschieht, sondern durchaus auch durch kleinere Verschiebungen oder subtil verzerrte Wiederholungen. In diesem Sinne würde ich – im Unterschied zu Lamb u.a. – Locks oben erwähnte (Selbst-) Einschätzung stützen, wonach *Amelia* eine subversive Wiederholung von klassischem Ballett sei.

Dazu möchte ich wiederum Butler zitieren; sie schreibt in ihrem Aufsatz „Performative Akte", wenn „die Grundlage der Geschlechteridentität die stilisierte Wiederholung von Akten durch die Zeit und keine scheinbar nahtlose Identität" sei, dann lägen die „Möglichkeiten und Geschlechterveränderungen (…) in der Möglichkeit anderer Arten des Wiederholens, im Durchbrechen oder in der subversiven Wiederholung des Stils" (Butler 2002, 302). Butler definiert hier Subversion offenbar anders als Lamb.

Zwei Tanzbeispiele zu den Grenzen der Sportlichkeit

Diese Möglichkeiten anderer Arten des Wiederholens möchte ich nun an zwei konkreten Beispielen etwas eingehender analysieren: Zunächst an dem erwähnten Stück *Amelia* von Édouard Lock und seiner Kompanie *La La La Human Steps* und danach an dem Solo *‚I' is Memory* von Benoît Lachambre für Louise Lecavalier. Beide Stücke sehe ich als künstlerische Reflexionen des sportlichen weiblichen Körpers, die diesen nicht (mehr) als (H)Ort traditionell männlicher Attribute sehen, sondern durchaus kritisch auf traditionelle Konventionen im

Tanz hin befragen. Ich möchte zeigen, wie da einerseits der virtuose, sportliche Körper der Tänzerin an physische Grenzen getrieben wird, um diese sichtbar zu machen, vor Augen zu führen und zu subvertieren; andererseits wird auch die Kehrseite der Sportlichkeit deutlich, wenn etwa Lecavalier im Trainingsanzug einen zerbrechlichen, ja gar einen zerbrochenen Körper präsentiert, der nach neuen physischen Möglichkeiten sucht.

Das Stück *Amelia* wurde im Oktober 2002 an der Staatsoper Prag uraufgeführt. Auf der Homepage von *La La La Human Steps* wird die Kreation folgendermaßen angepriesen:

> Amelia est une exploration de la perception qui se situe à la limite des capacités physiques des danseurs. Les jeux intenses où la virtuosité physique mène à l'abstraction du mouvement se traduisent par des séquences complexes de pas de deux et par la décomposition des mouvements grâce à une utilisation inventive des éclairages. (lalalahumansteps.com 2009, o.S.)

Amelia wird also als Erkundung der Wahrnehmung bezeichnet, die an die Grenzen der physischen Möglichkeiten der Tänzerinnen und Tänzer geht. Die körperliche Virtuosität führe zu einer Abstraktion der Bewegung und – etwas verkürzt übersetzt – zu einer Dekomposition der Bewegungen durch eine innovative Beleuchtung. Auf der Bühne ist Folgendes zu sehen beziehungsweise zu hören: Zeitgenössische Geschwindigkeit und Dynamik verbinden sich mit Spitzentanz. Solistinnen, Solisten und Paare treten in wechselnden Formationen zur live gegebenen Musik auf, die David Lang zu Songtexten von Lou Reed eigens neu komponiert hat. Sie tun dies, wie es scheint, gemäß den Konventionen des klassischen Balletts. Die Frauen tragen Spitzenschuhe und werden von den Männern in den *pas de deux*-Passagen herumgewirbelt. Der entscheidende Unterschied zum klassischen Ballett ist allerdings, dass diese Formationen in einem radikal gesteigerten Tempo ablaufen. Die aufwändige Beleuchtung von John Munro treibt überdies den atemlosen Tanz durch schnelle Wechsel und frappierende Lichteffekte zusätzlich an. Dadurch werden die rasenden Figuren stroboskopisch zerhackt oder partialisiert beziehungsweise fragmentiert. Außerdem bedeutsam für dieses Bühnenstück ist eine computeranimierte Ballerina, deren Bild immer wieder auf einer spiegelartigen Projektionsfläche über oder hinter dem Livetanz zu sehen ist.

Lamb und anderen ist insofern zuzustimmen, als diese Choreografie von Lock die Geschlechterverhältnisse im Ballett nicht explizit aufhebt oder gar umkehrt. Allerdings würde ich keineswegs von einer Festigung dieser traditionellen Konventionen sprechen. Vielmehr sehe ich in dem Stück eine kritische Reflexion des Genres Ballett, die vorsätzlich mit den gleichen tanztechnischen Mitteln arbeitet, also den Stil wiederholt. Dies geschieht jedoch subversiv radikalisiert, um die Grenzen dieser tänzerischen Ausdruckstechnik vor Augen zu führen. Die Tanzenden, vor allem die Tänzerinnen bewegen sich nämlich in *Amelia* auf dem schmalen Grat zwischen lustvoller technischer Brillanz und unheimlicher mechanischer Perfektion. Ihre Kunst wird vorsätzlich als Künst-

lichkeit vorgeführt. Dieser Eindruck wird durch die Beleuchtung und durch die Projektion der computeranimierten Ballerina verstärkt und unterstrichen, die einen das ganze Spektakel nie ‚unverfälscht' anschauen und genießen, sondern die Bewegungen stets verfremdet und medialisiert erscheinen lassen. Die Tänzerinnen werden durch das atemberaubende Tempo und die ungeheuerliche Virtuosität zu Tanz abspulenden Automaten, über denen wie eine Überballerina die projizierte Computeranimation prangt, so als wache diese über ihre virtuosen Berufsgenossinnen, bei denen kaum mehr etwas darauf hindeutet, dass sie aus Fleisch und Blut bestehen. In dieser Radikalisierung macht Lock augenfällig, wenn auch durchaus gefällig, dass das Ballett zur reinen Technik werden und die Grenze zwischen Kunst und ‚unmenschlicher' Künstlichkeit fließend sein kann. Insofern birgt das Bühnenstück etwas Unheimliches, eine kritische Reflexion historischer sowie zeitgenössischer tänzerischer Praxis, die inzwischen sehr weit gegangen ist mit der athletischen Konstruktion und Instrumentalisierung ihrer Körper. Diese tänzerische Praxis wird allerdings nicht nur kritisch aus- und damit bloßgestellt, sondern durchaus wiederum ästhetisiert.

Vor allem von Ästhetisierung geprägt ist dann auch die erfolgreiche filmische Version von *Amelia* aus dem Jahr 2003 in der Regie von Édouard Lock, gefilmt von André Turpin.[13] Dieses Tanzvideo und das Bühnenstück divergieren – abgesehen von den übereinstimmenden choreografischen Bewegungsfolgen, der Musik und den Ausführenden – in der Dramaturgie, im ganzen Setting, in der Licht- und Raumgestaltung und auch bezüglich des kritischen Reflexionspotentials. Letzteres fällt m.E. im Video fast weg, selbst wenn freilich auch da die Tänzerin einen automatenhaften Gestus hat, u.a. weil das Tempo und die Dynamik der Bewegungen bis aufs Äußerste gesteigert sind. Allerdings ist der Effekt dieser Steigerung im Medium Film ein ganz anderer (auch ein ganz anders inszenierter) als im Bühnenstück *Amelia*, das gerade mit den schillernden Grenzen zwischen Live- und medialem Charakter und zwischen Tänzer/innen- und Kunstkörpern spielt.

Während die virtuosen Tänzerinnen im Stück (und im Video) *Amelia* zwar an die Grenzen der physischen Möglichkeiten gehen und diese als Grenzen zwischen Mensch und Maschine, als Übergang von Kunst in Künstlichkeit ausstellen, thematisiert und reflektiert mein nächstes Beispiel nochmals andere beziehungsweise anders körperliche Limiten. Ich komme also wieder zurück auf die Tänzerin Louise Lecavalier. Das Stück *‚I' is Memory* wurde 2006 im Rahmen des Schweizerischen Tanzfestivals *Steps* uraufgeführt und tourt seither durch die Welt. Für Lecavalier choreografiert hat es der Kanadier Benoît Lachambre. Das Stück passte als choreografische Reflexion in beeindruckender Weise in die 10. Ausgabe des Tanzfestivals *Steps*, das unter dem Titel „simply perfect" stand und Fragen nach dem idealen Körper im Tanz stellen wollte. Lecavalier galt – wie erwähnt – lange Zeit als *die* Verkörperung des virtuosen zeitgenössischen Tanzes schlechthin. 2006 trat sie jedoch augenfällig als ein anderer Körper auf die Bühne, anders als die Kultfigur von *La La La Human Steps*. Nach einem schweren Unfall – lesen wir in den Presseunterlagen – habe die außerdem für eine Tänzerin schon in die Jahre gekommene Lecavalier auf alternative Trai-

ningsmethoden zurückgreifen müssen und so eine neue Tanzsprache entwickelt (vgl. Zerbini 2006, o. S.). Ihr Körper wurde also ein anderer. Darum geht es auch in dem Stück *‚I' is Memory*.

Bereits im Titel wird auf ein ‚Ich' angespielt, auf ein ‚Ich', wohlgemerkt, in Anführungszeichen, ein ‚Ich', das „Memory" sei, also in der Doppelbedeutung des englischen Worts einerseits ‚Erinnerung' an etwas und andererseits ‚Gedächtnis', ‚Speicher' von etwas. Das ‚Ich' von Lecavalier erinnert 2006 noch immer an ihre athletische Physis aus der Zeit mit *La La La Human Steps*, auch wenn ihr Körper inzwischen anders trainiert oder konstituiert ist und sich deshalb auch anders ausdrückt. Das ‚Ich' hat im Körper außerdem ein ganzes Archiv von Geschichten, von Bildern und Möglichkeiten gespeichert, die auf der Bühne nun zum Ausdruck, gewissermaßen an die Oberfläche kommen. *‚I' is Memory* ist ein Stück über und eine autobiografische Inszenierung von Verletzlichkeit und Kraft.[14] In Kleider, die über einen Stuhl gehängt sind, schlüpft zu Beginn des Stücks Lecavalier. Sie legt sich damit eine zweite Haut an, eine explizit sportliche Hülle, und füllt wiederum die Kapuzenjacke und die Trainingshose mit Leben – ihrem neuen Leben. Zögerlich zunächst setzt sie ihre Glieder in Bewegung. Partout wollen die Beine nicht gerade auf den Füßen stehen, eingeknickt geht die Tänzerin auf Knöcheln, was einen beim Zuschauen erschaudern lässt. Über minimale dramaturgische Veränderungen baut sich ganz langsam eine Steigerung der Bewegungsintensität auf. Immer ausladender erschließt sich Lecavalier den Raum und ihren Körper, zu dem die Tänzerin nun im Vergleich zu früher ganz offenkundig ein neues Verhältnis hat.

Fast in Zeitlupe ‚turnt' da über weite Strecken des Stücks die bis zur Unkenntlichkeit mit Trainingskleidern verhüllte Gestalt auf dem Bühnenboden, auf dem Stuhl sowie an einer Stange, bevor sie die Hülle abstreift, ihr Gesicht erkennbar wird und der nun teilweise entblößte Körper selber wiederum zur Hülle wird, die sich mit neuer Bewegungsenergie füllt. Bis zum Schluss wird den Zuschauenden kein perfekter Tänzerinnenkörper vorgeführt, die Virtuosität ist einer zunächst gespannten, dann zuckend suchenden, konvulsivischen physischen Kraft gewichen, die zwar in der Inszenierung deutlich auf Athletik verweist, aber nicht mehr eigentlich athletisch scheinen soll.

Die einst athletische Virtuosin Lecavalier zeigt sich in *‚I' is Memory* verletzlich, ja gar versehrt. Ihre Kleider und die Bühne stehen noch – so könnte man das Setting deuten – für die Verbindung von Tanz und Sport. Die Stange, die wir im Hintergrund sehen, erinnert schillernd an eine Ballett- oder an eine Reckstange. Beide evozieren Assoziationen zu Drill, aber auch zu Schwung. Die Akteurin geht jedoch nicht gleich an die Stange, wie sie dies als Balletttänzerin oder als Turnerin tun würde, sie verbirgt sich vielmehr anfangs noch hinter den Kleidern, die über dem Stuhl vor der Stange hängen. Der Stuhl verweist im Gegensatz zur Bewegung versprechenden Stange auf Stillstand, auf Verharren am Ort. Man setzt sich in der Regel, wenn man müde oder schwach ist, oder wenn man wartet. Auf dem Stuhl also warten die Sportkleider auf den geschwächten Körper der Akteurin, der erst langsam in diese Hüllen schlüpft. Die Tänzerin im Trainingskostüm sitzt denn auch zunächst einfach da, wartet darauf, was mit ihr geschieht. Als Person ist sie eigentlich noch nicht einmal

sichtbar, die Kapuze verhüllt ihr Gesicht, ihre Haut und Gliedmaßen – ihr ‚Ich', wenn man so will, ist noch nicht zu erkennen. Bis zu jenem Moment sehen wir einen Körper, der in einer Hülle steckt. Die Hülle verweist semantisch (Sportanzug) auf Bewegung, der sich der Körper jedoch vorerst noch verweigert. Er sitzt da und wartet, bis langsam Energie oder gar Leben in ihn fährt. Dann gleitet er zu Boden, von dem aus er sich also quasi von Grund auf sukzessive – mit einigen Rückfällen – aufrichtet.

Lachambres Solo für Lecavalier thematisiert die Wiederergründung der physischen Möglichkeiten auf eindrücklich subtile Weise. Das Stück macht dadurch auch deutlich, wie die Kehrseite der sportlichen Virtuosität aussieht, die u.a. von Lamb als starker Ausdruck weiblicher Handlungskraft und damit einer gesunden Physis propagiert wird. Hier allerdings klaffen Sein (ein versehrter Körper) und Schein (das sportliche Outfit) deutlich auseinander, hier erinnert die Tänzerin zwar noch durch die Kleidung und mit ihrem Namen an athletische Meisterschaft, aber eben, dieses „I" in Anführungszeichen ist „Memory", Gedächtnis und Erinnerung. Was wir da zu sehen bekommen, ist zunächst ein bloßes Verweisen auf stillgelegte Sportlichkeit, die demonstrativ mit Schwäche und Verletzlichkeit kontrastiert wird, mit einem Körper, der offenbar an seine Grenzen gelangt ist, erschöpft, verausgabt, und sich erst wieder aufbauen, tanzend neu konstituieren muss. Er tut dies zwar wiederum mit großer Kraftanstrengung, diesmal aber mit einer ganz anderen Kraft, die vielmehr beharrlich inständig als virtuos dynamisch ist.

Die beiden Beispiele, *Amelia* von Édouard Lock/ *La La La Human Steps* und *‚I' is Memory* von Benoît Lachambre/ Louise Lecavalier, haben somit gezeigt, wie durch leicht verschobene Wiederholungen gängiger Tanzstile und -konventionen beziehungsweise durch ein Spiel mit dem und um das Körpergedächtnis die Grenzen weiblicher tänzerischer Virtuosität sowie die Kehrseite unermüdlich-athletischer Physis in den Blick gerückt und reflektiert werden.

Anmerkungen

1 Zum Thema erschien im Jahr 2000 unter dem Titel „Tanz ist Sport" das Jahrbuch der Zeitschrift *ballett international – tanz aktuell* (Friedrich Berlin Verlag 2000); den Zusammenhang von Theater und Sport untersucht Charles Guillaume in seiner Diplomarbeit *Das Bild des sportlichen Körpers* von 2004, wobei er auch auf (historische) Tanzbeispiele eingeht (Guillaume 2004).

2 Egon Madsen, Ballettmeister, Tänzer und ehemals Kodirektor des NDT III, relativiert dieses Argument etwas, wenn er als entscheidenden Unterschied zwischen Tanz und Sport anführt: „Beim Sportler ist alles auf einen Punkt konzentriert; ist er im Augenblick nicht ganz da, ist ein Wettbewerb für ihn verloren. Das Ballett dagegen, so wie ich es erfahren habe, bietet die Möglichkeit einer Wiederholung, besser gesagt: einer Entwicklung" (Friedrich Berlin Verlag 2000, 32).

3 Als Zeichen für die physische Anstrengung sei hier erwähnt, dass der Körper eines Tänzers, einer Tänzerin allein über den Fuß bis zu einem halben Liter Schweiß in der Stunde verliert (vgl. Exner-Grave/ Simmel 1999, 92). Exner-Grave greift an anderer Stelle ein weiteres Thema aus dem Sportdiskurs auf, indem sie auf die Problematik von Doping zur Leistungssteigerung auch im künstlerischen Tanz hinweist, was lange Zeit tabuisiert war (Exner-Grave 2005, 28; außerdem Dies. 2008, 3, 146 ff). Zu den Strapazen und den Risiken des Tänzerinnenberufes hat die in Genf beheimatete Maud Liardon 2008 unter dem Titel „Arnica 9ch (My life as a dancer)" eine satirische Tanzperformance kreiert.

4 Vgl. dazu und zum Folgenden Thurner 2009, insbesondere Kapitel 3 und 4.

5 Ganz in diesem Sinne heißt es denn auch (noch) im Editorial zum Jahrbuch 2000 der Zeitschrift *ballett international – tanz aktuell*: „Die Schönheit, die im Tanz immer wieder gesucht wird, beruht auf reiner Leistung" (Friedrich Berlin Verlag 2000, 1).

6 Vgl. zu den verschiedenen Konzepten von Virtuosität u.a. von Arburg 2006.

7 Vgl. dazu auch Cooper Albright 1997, 29: „[H]er well-defined muscles pumped-up and her body is practically pulsating with untapped energy."

8 Die australische Choreografin Meryl Tankard erklärt beispielsweise in einem Interview mit Arnd Wesemann, dass sie immer wieder auf den Sport zurückgreife, um für sie neue Bewegungsformen zu finden: „Deswegen sammelte ich Sportfotos und ordnete dieses Bildmaterial nach Themen wie etwa Entschlossenheit, Verausgabung, Willenskraft, Stärke" (Tankard 2000, 7).

9 Vgl. zu den gendermarkierten Rollenkonventionen im Ballett u.a. auch Lorenz 1987; außerdem Daly 2002.

10 Vgl. Lamb 2007, 2: „Lock's choreography seems to conform to LeCavalier's [sic!] body".

11 Auch Cooper Albright schreibt zur Körperkonstruktion im und durch den Tanz: „Anyone who has ever spent any time training to be a dancer knows in her bones and muscles that the body is constructed through physical practice, and that that physical practice has psychic consequences. Behind every different aesthetic orientation and style of movement within the field of dance dwells a view about the world that is transmitted (albeit often subconsciously) along with the dance technique" (Cooper Albright 1997, 33).

12 Cooper Albright erwähnt beispielsweise zahlreiche Zuschauer, die sich dahingehend äußerten, dass Lecavaliers „body was too muscular to be that of a woman" (Cooper Albright 1997, 35).

13 Die filmische Version von *Amelia* ist mittlerweile weitaus bekannter als das Bühnenstück. Sie ist als DVD käuflich zu erwerben und hat verschiedene Preise gewonnen (vgl. lalalahumansteps.com 2009).

14 Freilich handelt es sich hier streng genommen nicht um ein autobiografisches Stück, weil Lecavalier ja ‚nur' Ausführende und nicht Autorin ist. Dennoch würde ich von einer autobiografischen Inszenierung insofern sprechen wollen, als Lachambre in dem Stück Lecavaliers eigene (Körper-) Geschichte erzählt oder zumindest eine Geschichte erzählt, die den Zuschauenden als jene von Lecavalier selbst erscheinen soll.

Literatur

Arburg, Hans Georg von/ Dominik Müller/ Hans-Jürgen Schrader/ Ulrich Stadler (2006) Hg. *Virtuosität. Kult und Krise der Artistik in der Literatur und Kunst der Moderne*. Göttingen: Wallstein.

Arendt, Jasmine (2001) „Verletzungen im professionellen Ballett." *TaMeD.de*. 7. Januar 2009 <http://www.tamed.de/newsletter/documents/TaMeDnews_2001jun_arendt.pdf>: 7-9.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Kathrina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1997) *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (2002) „Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie." Übersetzt aus dem Amerikanischen von Reiner Ansén. *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Hg. Uwe Wirth. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 301-320.

Cooper Albright, Ann (1997) *Choreographing Difference. The Body and Identity in Contemporary Dance*. Hanover, NH: University Press of New England.

Daly, Ann (2002) „Classical Ballet. A Discourse of Difference." Dies. *Critical Gestures. Writings on Dance and Culture*. Middletown: Wesleyan University Press, 288-293.

Exner-Grave, Elisabeth (2005) „Ist der Tänzer als genmanipulierter Supersportler tabu oder Zukunftsmusik?" *TaMeD.de*. 7. Januar 2009 <http://www.tamed.de/sympos/documents/2005_exner_grave.pdf>: 28.

Exner-Grave, Elisabeth (2008) Hg. *Tanz-Medizin: Die medizinische Versorgung professioneller Tänzer*. Stuttgart: Schattauer.

Exner-Grave, Elisabeth/ Liane Simmel (1999) „Der Spitzenschuh im Ballett – ein besonderer Sportschuh." *Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin* 3/1999: 92-94.

Friedrich Berlin Verlag (2000) Hg. *Tanz ist Sport*. Jahrbuch ballett international – tanz aktuell 2000. Berlin: Friedrich.

Gautier, Théophile (1980) *The romantic ballet as seen by Théophile Gautier* [1932]. Herausgegeben und übersetzt von Cyril W. Beaumont. Books for Libraries collection, Dance. New York: Arno Press.

Gautier, Théophile (1995) *Écrits sur la Danse*. Ausgewählt, präsentiert und kommentiert von Ivor Guest. Arles: Librairie de la danse: Actes Sud.

Guillaume, Charles (2004) *Das Bild des sportlichen Körpers: Erscheinungsformen des Körpers bei Antonin Artaud, den „Ballets Russes" und der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele 1936 in Berlin*. 13. Januar 2009 <http://www.guillaume.de/Schulisches/schulisches.html>.

Lalalahumansteps.com (2009) 15. Januar 2009 <http://www.lalalahumansteps.com>.

Lamb, Caroline (2007) „Pointing the Way: Lalala Human Steps and the Performing Body." *lepanoptique.com*. 22. Mai 2008 <http://www.lepanoptique.com/article_imp.php?titre=Pointing%20th...20Lalala%20Human%Steps%20and%20the%20Performing%20Body&id=47>: 1-4.

Langsdorff, Maja (2006) „Ein Therapeut ist keineswegs Luxus. Die schnelle Erstversorgung entscheidet über den Heilerfolg." Homepage. 7. Januar 2009 <http://www.maja-langsdorff.de/medtanzm.htm#patient>: 3-4.

Lorenz, Verna (1987) *Prima Ballerina. Der zerbrechliche Traum auf Spitzen*. Frankfurt/M.: Athenäum.

Noverre, Jean Georges (1977) *Briefe über die Tanzkunst und über die Ballette* [1769]. Übersetzt aus dem Französischen von Gotthold Ephraim Lessing/ Johann Joachim Christoph Bode. Hg. Kurt Petermann. Documenta choreologica, 15. Leipzig: Zentralantiquariat der DDR.

Schulze, Janine (1999) *Dancing Bodies Dancing Gender. Tanz im 20. Jahrhundert aus der Perspektive der Gender-Theorie*. Dortmund: edition ebersbach.

Tankard, Meryl im Gespräch mit Arnd Wesemann (2000) „Ich bin kein Sportfan". *Tanz ist Sport. Jahrbuch ballett international – tanz aktuell 2000*. Hg. Friedrich Berlin Verlag. Berlin: Friedrich, 6-9.

Thurner, Christina (2009) *Beredte Körper – bewegte Seelen. Zum Diskurs der doppelten Bewegung in Tanztexten*. Bielefeld: transcript.

Zerbini, Romano (2006) *Pressedossier Steps #10*. Unveröffentlicht, o. S.

Anke Hertling

Motorisierte Amazonen: Frauen im Autosport

Wer sich mit dem Automobilsport und seiner Geschichte beschäftigt, stößt unweigerlich auf die Kategorie ‚Geschlecht'. So suggerieren die zahlreichen und zumeist populärwissenschaftlichen Abhandlungen, dass es sich beim Rennsport um eine Angelegenheit der Männer handle. Erst der Blick in die historischen Quellen offenbart eine Tradition von Frauen im Autosport, die bis in die Anfänge des Automobils zurückreicht. Bereits im Kaiserreich treten Gertrude Eisenmann, Emmy Opel oder Lilli Sternberg erfolgreich bei Tourenfahrten, Bergrennen sowie bei den prestigeträchtigen Herkomer- und Prinz-Heinrich-Fahrten an (Braunbeck 1910, 525, 588, 621). Nach der kriegsbedingten Unterbrechung des Rennsports sind in der Weimarer Republik Rennfahrerinnen eine zunehmende Konkurrenz für ihre männlichen Kollegen. Die Tschechin Elisabeth Junek ist bis in die dreißiger Jahre die erfolgreichste internationale Autorennfahrerin. Fasziniert von der Leidenschaft ihres Mannes für den Autosport nimmt die fremdsprachenbegabte junge Bankangestellte zunächst Fahrstunden und trainiert täglich mit einem Mittelklasse-Wagen der Firma Fiat. Schon kurze Zeit später unterstützt Junek ihren Mann als Beifahrerin bei zahlreichen Autorennen. Mit 24 Jahren dann fährt sie ihr erstes Rennen in Pilsen und wird auf Anhieb Siegerin in der Tourenwagenklasse. „Ich war berauscht von der Geschwindigkeit, bewahrte aber in gefährlichen Kurven kühles Blut und ließ den wilden Bugatti erst im Zielbereich mit vollem Gas los" (Junek 1990, 70), schildert Junek ihre ersten Rennerfahrungen. Ihr Ziel, einen Sieg in allen Fahrzeugklassen, erreicht sie zwei Jahre später. 1926 schlägt sie ihren Mann um 1,3 Sekunden. Junek holt sich damit den ersten Sieg einer Frau in einem internationalen Rennen. Im folgenden Jahr ist sie mit ihrem Bugatti ebenfalls überaus erfolgreich. Beim ersten Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring erfährt sie sich den Sieg in der 3-Liter-Sportwagenklasse und den vierten Platz im Gesamtklassement.

Spätestens seit diesem Erfolg ist Elisabeth Junek für ihre Rennsportkollegen eine ernst zu nehmende Gegnerin. Auch vor den härtesten Autorennen, wie der schwierigen und international bedeutsamen Targa Florio in Sizilien, schreckt sie nicht zurück. Bei der Targa Floria muss eine 108 Kilometer lange Strecke fünfmal gefahren werden, was ungefähr der Entfernung zwischen Hamburg

und Prag entspricht. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen erwarten zudem Höhenunterschiede von bis zu 900 Metern und die insgesamt 1.500 Kurven erfordern einen ständigen Wechsel von Gas und Bremse. Für das Rennen entwickelt Junek ihre ganz eigene Strategie. Wochen vor dem Start läuft sie Teile der Strecke ab, fotografiert Kurven, fertigt Karten an und erprobt während des Trainings, wie sie wo zu fahren hat. Schon ab der zweiten Runde der Targa Florio 1928 setzt sich Elisabeth Junek an die Spitze und fährt gegen die Elite des Rennsports. Trotz Wasserpumpen- und Reifendefekts belegt sie am Ende einen beachtlichen fünften Platz in der Gesamtwertung und Platz 1 in der Klasse der Privatfahrer.

Die Rennfahrerin Elisabeth Junek 1926 (Bild: Werner Gradisch).

Von ihren männlichen Konkurrenten wird Elisabeth Junek für ihre präzise Streckenanalyse belächelt, heute ist die Strategie wesentlicher Bestandteil in der Vorbereitung auf ein Rennen. Dass sie von einer Frau entwickelt wurde, darüber schweigen die Annalen des Rennsports, ebenso wie über die zahlreichen Rennerfolge von Frauen in der Pionierzeit des Automobils. Die Aufarbeitung und postume Würdigung von Frauen im Rennsport steckt noch in den Anfängen. Einen historischen Überblick über die sportlichen Höchstleistungen von Rennfahrerinnen leistet erst jüngst Jean-Francois Bouzanquet (2007). Mit seiner Spurensuche, die sich sowohl durch die rekonstruierten Biografien von noch weitgehend unbekannten frühen Motorsportlerinnen als auch durch die zahlreichen historischen Foto-Aufnahmen auszeichnet, schließt er nicht nur eine Lücke in der Geschichte des Rennsports. Zugleich stellt sich umso nachdrücklicher die

Frage, weshalb der Autosport bis heute ein Refugium der Männer ist. Wie im Folgenden zunächst dargelegt wird, begleiten geschlechtsspezifische Diskurse bereits die Frühphase des Automobils. Dabei prägt vor allem den Autosport das Leitbild vom ‚starken', ‚tollkühnen' Mann. Im Hinblick auf dessen biologistische Rechtfertigung, vertrete ich die These, dass die auch gegenwärtig gepflegte Rede von der ‚Männersache' Autosport nicht auf biologische Dispositionen zurückzuführen ist. Vielmehr stellt sie einen Diskurs zur fortwährenden Absicherung des Leitbildes vom Mann als Rennfahrer und damit zur Gewährleistung der Vormachtstellung von Männern im Autosport dar. Nach Foucault ist ein Diskurs „nicht einfach das, was das Begehren offenbart (oder verbirgt): er ist auch Gegenstand des Begehrens; und (...) er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht" (Foucault 1991, 11). Der Diskurs vom Rennfahrer als Sinnbild so genannter männlicher Tugenden geht einher mit der Marginalisierung von Frauen im Autosport, die sich in der Professionalisierung von Autorennen systematisch verankert. Der zweite Teil der Untersuchung verfolgt die Abdrängung von Frauen in den Amateurbereich und zeigt, wie sie im Zuge dessen verstärkt auf die Bedeutung als ästhetisches Element des Motorsports reduziert werden. In das von den Medien hierfür lancierte Bild von der Motorsportlerin als ‚moderner Amazone' mischen sich tradierte Vorstellungen von ‚Weiblichkeit', die bis heute die Karriere von Autosportlerinnen bestimmen. Die Beschäftigung mit der Rolle von Frauen im Rennsport legt insofern nicht nur die systematische Diskriminierung von Frauen offen, sondern sie belegt auch, dass der Autosport eine machtvolle (Re-)Produktionsmaschinerie von tradierten Geschlechtervorstellungen und Rollenbildern ist.

Der Mythos von der ‚Männersache' Autosport

Um die Jahrhundertwende trägt der Autosport wesentlich zur technischen Verbesserung des neuen Verkehrsmittels bei und fördert die Entwicklung der Autoindustrie. In ihrem gesellschaftlichen Stellenwert profitieren die frühen Autorennen vom Rad- und Pferdesport (Merki 2002, 248 ff). Neben ihrer Vorbildwirkung hinsichtlich Veranstaltungsorganisation, Pressearbeit und dem Zusammenspiel mit der Wirtschaft überliefern der Rad- und Pferdesport auch die Ideologie vom ‚Herrensport'. Definitorisch grenzt sich der bis in die Weimarer Republik gebräuchliche Begriff des ‚Herrensports' vom Profisport ab. Als ‚Herrensportler' oder *sportsmen* bezeichnen sich Amateure, die Sport frei von jeglichem Gewerbs- und Erwerbsinteresse in Form eines Hobbys betreiben (Merki 2002, 258). Mit dem ‚Herrensport' verbinden sich darüber hinaus Verhaltensmuster, die als typisch ‚männlich' gelten und, wie der Automobilhistoriker Christoph Maria Merki darlegt, an die kriegerische Tradition des europäischen Adels anknüpfen. So stehen die ‚Herrenfahrer' im Rad- und Autosport als Nachfolger der adligen ‚Herrenreiter' für ‚Kraft', ‚ritterlichen Wagemut', ‚Kaltblütigkeit' und ‚Geistesgegenwart' (Merki 2002, 257), Eigenschaften, über die sich das neue Vehikel bestens an den Mann bringen, also verkaufen lässt.

> Vorgelebt wurden diese Ideale von großen Rennfahrern, mit denen sich auch die gewöhnlichen Automobilisten identifizieren konnten. Dabei war es wiederum gänzlich nachrangig, ob die Rennfahrer tatsächlich „ritterlich" oder „kaltblütig" waren. Entscheidend war, daß sie von der Öffentlichkeit und den angehenden Automobilisten als das wahrgenommen wurden. (Merki 2002, 260)

Es sind vor allem charakterliche und körperliche Eigenschaften und weniger der technische Sachverstand, wofür es Mechaniker gibt, durch die Rennfahrer zur Projektionsfläche für ‚männliche' Heldenphantasien avancieren. Das Ideal vom ‚unerschrockenen' Rennfahrer, der auf den schweren, kaum gefederten und noch anfälligen Wagen Höchstgeschwindigkeiten erzielt, zementiert das Bild vom Autosport als ‚Männersache'. In einer Zeit, die sich dem technischen Fortschritt und der Jagd nach Rekorden verschrieben hat, findet es seine nachhaltige Verbreitung. Die Presse ist schon früh eine enge Verbündete des Motorsports. Verlage wie Ullstein und Scherl beteiligen sich an der Organisation von Rennen, stiften Preisgelder, treten als Sponsoren auf und verherrlichen in Zeitungen und Zeitschriften den Rennfahrer als ‚Helden der Moderne'.[1]

Die Medien sind die öffentlichkeitswirksame Plattform für das Leitbild vom Mann im Motorsport. Zeitgleich zur Würdigung der Leistungsfähigkeit von Rennfahrern, diskutiert die Presse die grundsätzliche Frage „Eignet sich die Frau zur Lenkerin eines Automobils?"[2]. Die Antwort fällt sehr unterschiedlich aus. Zweifeln, ob Frauen überhaupt körperlich zum Autofahren in der Lage seien, steht die ausdrückliche Betonung ihrer Befähigung gegenüber. „Die Frau", schreibt die *Allgemeine Automobil-Zeitung* 1912, „ist vielmehr infolge ihres feinen Gefühls und ihrer ‚leichten' Hand in vielen Punkten weit besser als der Mann zur Führung eines Automobils geeignet, vorausgesetzt, daß sie nur in entscheidenden Momenten genügende Geistesgegenwart und schnelle Entschlußfähigkeit besitzt" (Anonym 1912, 28). Dieses Wohlwollen ist nicht ganz uneigennützig. Mit Autofahrerinnen wirbt vor allem die Automobil-Presse vehement um Absatz für das neue Verkehrsmittel. Dabei werden nicht nur Frauen als Käuferinnenschicht entdeckt, sie fungieren auch für weniger sportlich ambitionierte Männer als Exempel für die Ungefährlichkeit und leichte Handhabung der Wagen. „Es ist gewiss eine höchst sonderbare Erscheinung, dass alle modernen Vehikel erst dann wirklich populär werden, wenn die Frauen beginnen, sich ihrer zu bedienen" (Forsten 1900, 109), kommentiert ein Beobachter die Bedeutung der Frau für den frühen Automobilismus nicht ohne Unbehagen.

Während Autofahrerinnen in ihrer Funktion für die Popularisierung des Automobils im Alltag gesellschaftsfähig werden, hoffen sie im Autosport vergeblich auf Akzeptanz. Stattdessen wird das Leitbild vom Rennfahrer mit pseudowissenschaftlichen Erklärungen bezüglich der vermeintlichen ‚Natur der Frau' untermauert. Das ‚weibliche' Nervensystem, so die Sicht zeitgenössischer Mediziner, reagiere bei Gefahr und Tempo anders als das der Männer. Obwohl die Französin Camille du Gast, eine der ersten Rennfahrerinnen in der Automobilgeschichte, schon bei zwei Wettfahrten ihre Befähigung und ihr Können bewiesen hat, wird sie mit Verweis auf die ‚weibliche Nervosität' für das

Bennett-Rennen 1904 gesperrt. Nach Meinung der Rennkommission stellt du Gast ein Risiko dar (Merki 2002, 292). Neben einem mangelhaften psychischen Reaktionsvermögen wären Frauen zudem physisch den Anforderungen hoher Geschwindigkeiten nicht gewachsen (Richter 1928, 20).

Das auch scheinbar medizinisch abgesicherte Argument, dass Frauen aufgrund ihrer biologischen Beschaffenheit nicht für den Motorsport geeignet seien, hält sich selbst dann noch hartnäckig, als Frauen sich bereits erfolgreich im Autosport durchzusetzen beginnen. Den ersten Erfolg der 140km/h schnellen Bugatti-Fahrerin Elisabeth Junek im Jahr 1924 feiert die Presse als Sensation und zugleich wird er als „galanter Zufall" (ab-)gewertet: „Die Natur", rekapituliert die Rennfahrerin die öffentliche Meinung, „hätte eben ihre Gesetze und der Rennsport sei etwas für starke Männer" (Junek 1990, 71). Konfrontiert mit dem Mythos vom „[s]chwache[n] Geschlecht" (Mann 1931, 18) stehen Rennfahrerinnen unweigerlich im Fokus um den Kampf gegen tradierte Geschlechtervorstellungen. Es ging nicht nur um ihre eigene „Ehre", resümiert Junek ihre Karriere, gleichzeitig hat sie „gegen ein prähistorisches Vorurteil über Frauen im Sport" (Junek 1990, 70) zu kämpfen. Vehement reagiert auch Erika Mann, die Tochter des Schriftstellers Thomas Mann, auf die geschlechtsspezifischen Ressentiments im Rennsport. Die begeisterte Fordfahrerin proklamiert ihren Sieg bei einer 10.000 Kilometer-Rallye im Jahr 1931 nicht nur als persönliche Leistung, sondern stellt ihn in den Dienst, „für den Ruf der Damen schlechthin (...) zu streiten" (Mann 1931, 18). In ihrem Artikel „Auch wir Frauen haben's geschafft" erklärt sie, dass Autorennen nicht nur durch Muskelkraft zu gewinnen seien. „Mir scheint", schreibt sie und wendet sich dabei direkt an ihre männliche Konkurrenz, die Frauen „haben es nicht viel schlechter gemacht, als Ihr, Ihr Starken" (Mann 1931, 18). Die Zweifel gegenüber Rennfahrerinnen sind nach Erika Mann völlig unberechtigt. Was Frauen vielleicht an Körperkraft mangle, ersetzten sie durch Entschlossenheit und Durchhaltevermögen. Elisabeth Junek baut ihre Streckenanalyse indessen weiter aus, um auf diese Weise, die fehlenden „starke[n] Männerarme" (Junek 1990, 139) auszugleichen. Für ihre Leidenschaft tritt auch sie offensiv ein. „Rennfahren", schreibt Junek, „ist eine Einladung zum Tanz mit allen Teufeln. Es ist ein Furioso. Es findet an der Grenze des Möglichen statt und geht darüber hinaus. Das Rennen ist eine Revolution" (Junek 1990, 214).

Auf der Rennstrecke: Elisabeth Junek 1927 (Bild: Werner Gradisch).

Elisabeth Junek und Erika Mann sind nicht die einzigen erfolgreichen Rennfahrerinnen, die schon zur Zeit der Weimarer Republik den biologistisch strapazierten Mythos von der ‚Männersache' Autorennsport widerlegen. Ines Folville, die in Frankfurt eine Verkaufsvertretung des Autoherstellers Steiger betreibt, gewinnt Mitte der zwanziger Jahre gleich mehrere Male einen Preis bei 24-Stunden-Rennen und fährt sogar mit einem ausgekugelten Arm durchs Ziel (Müller 2009). Bei insgesamt siebzehn Autorennen ist Clärenore Stinnes zwischen 1925 bis 1927 erfolgreich. Danach bricht die Tochter aus der großindustriellen Stinnes-Familie mit ihrem Adler Standard 6 zu einer Weltreise auf und legt innerhalb von zwei Jahren 47.000 Kilometer zurück (Stinnes 1996). Prinzessin von Hohenlohe auf ihrem Bugatti und Ernes Merck mit ihrem Mercedes fahren, wie auch die schweizerische Bugatti-Fahrerin Emma Munz, beachtliche Zeiten unter anderem in den Schweizer Alpen beim Klausenpassrennen, dem damals längsten und schwierigsten Bergrennen (Brägger 2002, 95,138 f). Margot von Einsiedel ist sowohl bei der Targa Florio als auch bei Rundstreckenrennen auf dem Nürburgring und der Berliner AVUS eine erbitterte Konkurrentin von Elisabeth Junek. Liliane Roehrs zeigt, dass sich auch mit dem ersten in Serie gefertigten Kleinwagen, dem als „Kommissbrot" bekannten Hanomag 2/10 PS, Renngeschichte schreiben lässt (Herfs 1999, 44 f). Minki Klinger ist Österreichs erfolgreichste Rennfahrerin.[3]

Mit diesen Erfolgen beweisen die Frauen, dass die Deklarierung des Autosports als ‚Männersache' einer biologischen Begründung nicht standhält. Wie Paula von Reznicek 1932 erkennt, verbirgt sich dahinter vielmehr eine „Weltanschauung" (Reznicek 1932, 28). Die Vorurteile gegenüber Rennfahrerinnen

hält die international erfolgreiche Tennisspielerin und Ehefrau von Rennfahrer Hans Stuck für ein Klischee, weil „der Mann am Steuer bereits zur Gewohnheit geworden ist" (Reznicek 1932, 28). Im Autosport findet es mithin seine „archetypische Ausprägung" (Merki 2002, 290). Insbesondere bei den reinen Geschwindigkeitsrennen auf der AVUS oder dem Nürburgring werden Eigenschaften wie „Leistungswille, Konkurrenzdenken Risikobereitschaft, Draufgängertum, Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und ‚stahlharte' Nerven" (Merki 2002, 290) als typisch ‚männlich' gefeiert. Für den Wettbewerb um Tempo und Leistungsfähigkeit konstruieren die Automobilhersteller bereits um die Jahrhundertwende technisch immer höherwertige, eigens für Rennen geeignete Wagen und bilden für dessen Führung Werks-, also Berufsfahrer aus. Diese Professionalisierung des Autosports festigt im Wesentlichen das Leitbild vom Mann als Ikone des Motorsports. Einzig Ernes Merck, die bei Daimler-Benz arbeitet, ist bislang als Werksfahrerin in der Weimarer Republik bekannt. Den meisten Rennfahrerinnen bleibt eine solche Karriere verschlossen. Wie Elisabeth Junek kommen sie über ihre Ehemänner und damit erst relativ spät zum Rennsport. Berufsfahrer wie Rudolf Caracciola, der sogar schon mit 15 Jahren seinen Führerschein macht, profitieren hingegen von einer frühen Förderung durch ihre motorsportbegeisterten Väter. Zudem arbeiten viele Berufsfahrer vor oder während ihrer Sportlaufbahn in der Automobilbranche, etwa als Ingenieure, Mechaniker oder Chauffeure: Berufe, in denen sie sich als Profis qualifizieren, Frauen aber kaum vertreten sind.

Frauen nehmen vornehmlich als Privat- beziehungsweise Amateurfahrerinnen an Rennen teil und haben gegen die Profis auch deshalb keine Gewinnchancen, weil sie meist mit schwächeren Wagen antreten. Im Gegensatz zu Werksfahrern müssen Amateure die Kosten für das Fahrzeug und seinen Unterhalt selbst organisieren. Zwar haben Rennfahrerinnen ausschließlich einen großbürgerlichen Familienhintergrund, mit der Finanzkraft von Automobilherstellern, die leistungsstarke Rennwagen bereitstellen, können sie jedoch nicht mithalten.[4] Die Situation für Frauen im Autosport ist ein nahezu undurchdringbarer Kreislauf. Für einen Sieg fehlt es ihnen an der technischen Spezialausrüstung, an die sie wiederum nur über den Erfolg kommen, denn er ist die Voraussetzung, um Sponsoren zu gewinnen. Einer der wenigen, der das Potenzial von Rennfahrerinnen erkennt, ist Ettore Bugatti, von dessen Unterstützung nicht nur Elisabeth Junek profitiert. Der französischen Rennfahrerin Hellé-Nice stellt Bugatti seine Mechaniker zur Verfügung und verhilft ihr auf diese Weise zu einem Geschwindigkeitsrekord. Beim Damen Grand Prix 1929 bezwingt Hellé-Nice mit 198km/h den Ring von Montlhéry und erfährt sich den Titel der Weltmeisterin (Néret/Poulain 1991, 49). Wettbewerbe wie der Damen Grand Prix in Montlhéry oder vergleichbare „Coupes de Dames" sind eine Reaktion auf das Ungleichgewicht zwischen Profifahrern und Amateurinnen. Diese speziell für Frauen organisierten Rennen gewährleisten allerdings nur ein beschränktes Maß an Ruhm und Ehre und garantieren keine Karriere als Profifahrerin. Prestigeträchtig sind Höchstgeschwindigkeitsrekorde: Automobilhersteller investieren dementsprechend in Rennwagen und fördern bevorzugt gut ausgebildete Fahrer, von denen

sie sich siegreiche Zeiten versprechen. Im Bündnis von Sport- und Autoindustrie sind Rekordfahrer ein Erfolgsrezept, durch ihre gezielte Förderung wird nicht zuletzt das eigene Leitbild kontinuierlich gesichert.

Wie sich die Ghettoisierung von Frauen als Amateurfahrerinnen unmittelbar im Wettkampf auswirkt, beschreibt Elisabeth Junek in ihrem Rückblick auf die Targa Florio 1928. Für sie, die es als Amateurin bis in die vorderen Reihen schafft, ist es sehr verlockend, sich „mit den Profis zu duellieren" (Junek 1990, 148). Aus „Vernunftsgründen" hält sie sich jedoch an ihren Plan, den Motor bis zur letzten Runde zu schonen und überlässt Albert Divo, dem französischen Bugatti-Werksfahrer, die Führung. Er ist zwei Minuten vor Junek gestartet und wenn sie sich an seiner Geschwindigkeit orientiert, so die Strategie, hätte sie immer noch einen Vorsprung. Juneks Temporeduzierung kommt aber vor allem ihrem Konkurrenten zu Gute. Divo kann dadurch ebenfalls seinen Vorsprung ausbauen und holt sich schließlich den Sieg. Beim anschließenden Empfang würdigt Ettore Bugatti auch Juneks Leistung. Die Bemerkung „‚Ich hätte die Jungs aus dem Werk-Team ordentlich traktiert, wenn Sie als Amateur sie geschlagen hätten!'" (Junek 1990, 171), konnte er, so Junek, sich aber nicht verkneifen.

Die Dame als Motorsportlerin

Im Publikumsmagnet Autorennsport findet der Zeitgeist einer Epoche Ausdruck, die sich im wahrsten Sinne des Wortes dem ungebremsten technischen Fortschritt verschrieben hat. Parallel zur Abdrängung von Frauen in den Amateurbereich verhelfen die Popularität von Autorennen in der Weimarer Republik, die zunehmende Motorisierung und die technischen Verbesserungen im Automobilbau, wodurch einfacher zu bedienende und vor allem komfortablere Wagen auf den Markt kommen, dem Autosport zu einem gesteigerten Interesse bei Frauen. Motorsportlerinnen profitieren darüber hinaus von dem emanzipatorischen Aufbruch und der neuen gesellschaftlichen Rolle der Frau. Mit den ‚Neuen Frauen', die politische Mitbestimmungsrechte haben, berufstätig sind und sich die Haare zum Bubikopf schneiden, geraten in den zwanziger Jahren tradierte Geschlechter- und Rollenbilder ins Wanken.[5] Die Berufstätigkeit der ‚Neuen Frauen' ist das Hauptargument von zeitgenössischen Rennfahrerinnen gegen ihre Kritiker. So ermutigt Ines Folville auch andere Frauen, sich den Herausforderungen eines Autorennens zu stellen und begründet ihr Plädoyer, den Motorsport nicht den Männern zu überlassen damit, dass Frauen schon beruflich ihren „Mann" stehen (Folville 1926).

Gerade weil Motorsportlerinnen den Angriff auf eine Männerdomäne wagen, avancieren sie in der Weimarer Republik zum Sinnbild für die Veränderungen im Geschlechtergefüge. Die zeitgenössischen Medien popularisieren dabei das Bild von der Motorsportlerin als ‚moderner Amazone'. „Ein Amazonenstaat", titelt die *Frankfurter Zeitung* anlässlich der Gründung des Deutschen Damen-Automobil-Clubs im Mai 1926. In herkömmlichen Automobilclubs wie dem Automobilclub von Deutschland (AvD) oder dem Allgemeinen Deutschen Auto-

mobil-Club (ADAC) spielen Frauen nur eine Nebenrolle. Die Vorstände auch in den Ortsgruppen sind ausschließlich mit Männern besetzt. Bei Clubabenden und Vereinstreffen bleiben sie entweder unter sich oder sind Frauen lediglich als Begleitung der ‚Herrenfahrer' erwünscht. Mit dem Deutschen Damen-Automobil-Club, der dem AvD angeschlossen ist, reagieren seine Gründerinnen um Freifrau Lucy-Elisabeth von Linsingen auf die Marginalisierung von Frauen innerhalb der institutionalisierten Automobilkultur. Sie verstehen sich als eine Interessensvertretung für so genannte Selbstfahrerinnen, wobei ihnen die Förderung des „weiblichen Autosportgeist[es]" (von Oertzen 1926, 9) neben gemeinsamen Autoausflügen und Hilfestellungen bei Behördengängen ein besonderes Anliegen ist. Der DDAC veranstaltet regelmäßig Geschicklichkeitsprüfungen und Zuverlässigkeitsfahrten, bei denen die Teilnehmerinnen eine vorgeschriebene Strecke in einer genau festgelegten Zeit bewältigen müssen. Bei Geschicklichkeitsprüfungen ist darüber hinaus die Kunst des Manövrierens gefragt. Durch diese in den zwanziger und dreißiger Jahren auch bei Männern sehr populären Wettbewerbe (Merki 2002, 285) sollen Autofahrerinnen ihr fahrtechnisches Können verbessern, was schließlich auch dazu beitrage, die Vorurteile gegenüber Frauen und ihrer ‚nervösen Natur' auszuräumen. „Die Frau, der man gern Ueberreiztheit, Unlogik und geringe Konzentrationsfähigkeit vorwirft, beweist hier in höchstem Maße, wie logisch und konzentriert sie sein kann" (Anonym 1925, 2), schreibt die *Dame* 1925. Ausdrücklich erwünscht ist der sportliche Wettstreit mit Männern. Während ihnen vor allem die professionalisierten Geschwindigkeitsrennen vorbehalten bleiben, erfreut sich der Auto-Amateursport in Form von Touren-, Zuverlässigkeits- und Geschicklichkeitsfahrten bei Frauen einer großen Beliebtheit.

Der Amateurautosport entwickelt sich in der Weimarer Republik zu einem populären Freizeitvergnügen mit hohem gesellschaftlichen Ansehen. Zum einen beweisen die Amateurfahrerinnen, dass sie technisch und sportlich auf der Höhe der Zeit sind, zum anderen stellen die Wettbewerbe eine Gelegenheit dar, sich selbst und den eigenen gesellschaftlichen Status vorzuführen. Zeitungen und Zeitschriften wie die *Allgemeine Automobil-Zeitung*, *Sport im Bild*, *Die Dame* oder *Elegante Welt* berichten nicht nur über die Erfolge bei den Tournieren, in Wort und Bild preisen sie zudem die Exklusivität der Limousinen und die Eleganz ihrer Besitzerinnen. Diese Mischung aus sportlicher Herausforderung und repräsentativem Habitus markiert den Einstieg der Dame in den Motorsport, ein von den Medien bevorzugt aufgegriffener Topos, der die angstbesetzte Vorstellung von einer „Weiberherrschaft" (Kind 1931) nach Vorbild des antiken Amazonen-Mythos effektiv entschärft. Die ‚moderne Amazone', die im Autosport „Macht, Elan" und „Selbständigkeit" beweise und zugleich „an die ‚große Dame' vergangener Epochen erinnert" (von Oertzen 1926, 9), stellt eine werbewirksame Verkörperung der gesellschaftlichen Umbrüche der Zeit dar, ohne dass dabei tradierte Geschlechtervorstellungen grundlegend in Frage gestellt werden. Die vornehm gekleidete, damenhafte Motorsportlerin mit ihrem Luxuswagen kommt in der Weimarer Republik wortwörtlich in Mode. Verlangten die offenen Wagen in der Pionierzeit des Automobils noch praktische Lederkleidung,

die vor Wind und Wetter schützt, zeigen sich die ‚Amazonen' vom DDAC auch bei den Wettbewerben mondän in eleganter Garderobe. Angesichts der Fortschritte im Automobilbau, betont die *Elegante Welt*, sei eine spezielle Kleidung im Motorsport nun „absurd und unangebracht" (Becker 1926, 21). Eigens für „Die Dame im Motorsport" führt die *ADAC-Motorwelt* 1929 eine gleichnamige Rubrik ein. Thematischer Schwerpunkt sind Tipps zur modischen Aufmachung der Autofahrerin, wobei der Höhepunkt an Modebewusstsein darin besteht, dass die Farbe der Kleidung zur Farbe des Autos passt. Das mit dem Wagen abgestimmte Kostüm, erfährt die Leserin und neue Zielgruppe der Zeitschrift, gebe „Elan [und] die nötige Schwungkraft" (Anonym 1929, 21) für die Fahrt. Ab 1931 verliert sich in der *ADAC-Motorwelt*-Rubrik der Bezug zum Autosport und automobilen Fragen vollständig. Die Ausführungen zur aktuellen Saisonmode für Damen könnten genauso gut aus einer Modezeitschrift stammen.

Die Präsidentin des Deutschen Damen-Automobil-Clubs Lucy-Elisabeth von Linsingen mit ihrem 6/25 PS Brennabor (Bild: Elegante Welt 22/1928).

Im Vergleich zur Jahrhundertwende steigt in der Weimarer Republik die Zahl an Autofahrerinnen und -besitzerinnen. Tatsächlich stellen sie aber eine Minderheit dar,[6] derer sich die Autoindustrie und die zeitgenössischen Medien bedienen, um das Luxusobjekt Auto für die prestigebewusste neue gehobene Mittelschicht attraktiv zu machen. „Zu keiner Zeit", resümiert der Historiker Wolfgang Sachs, „begegnen einem so viele Plakate und Werbeanzeigen, die Frauen oder besser Damen, zusammen mit Automobilen darstellten" (Sachs 1990, 53). In der Werbung ebenso wie in der Modeberichterstattung kleiden

Frauen wie Gräfin Maria Esterhazy mit ihrem Cadillac oder Baroneß von Landenberg in einem Buick-Phaeton[7] das Automobil in einen „genussvollen Lebensstil“ (Sachs 1990, 51). Ob per Wagen zur Oper, an die Riviera, zum Picknick oder Golfspiel, das Auto ist Vehikel eines luxuriösen Freizeitgenusses, zu dem auch der Autosport gehört. Hier beweist die ‚Dame von Welt‘ ihren perfekten Umgang mit dem neuen Statussymbol.

Zeitgleich mit dem Vorstoß von Frauen in die Männerdomäne Motorsport erobert die modische Sportdame die mediale Öffentlichkeit. Die „schönen Frauen mit ihren schönen Automobilen“[8], die im Motorsport mehr ein amüsantes, repräsentatives Freizeitvergnügen als eine leistungsorientierte Herausforderung sehen, korrespondieren dabei mit dem Bild einer ‚neuen Weiblichkeit‘, das sich spätestens seit den dreißiger Jahren durchgesetzt hat. „Ganz besonders geeignet sind für die Dame die Geschicklichkeitsprüfungen, weil sie eine gewisse Grazie des Fahrens erfordern“ (Richter 1928, 20), erklärt Erna Richter, die Schriftführerin des DDAC. Der für die Wettbewerbe notwendige technische Sachverstand, die Ausdauer und Konzentration haben in derlei Berichten keine Bedeutung. Vielmehr verkörpert die elegante Autofahrerin das ästhetische Element im Luxussport. „Ohne ihre Schönheit und Grazie“ bliebe der Rennsport eine „nüchterne“ Angelegenheit, erklärt die *Allgemeine Automobil-Zeitschrift* schon 1913:

> Die Dame am Steuer aber wird uns durch die Frische ihrer ganzen Erscheinung und die fröhliche Keckheit ihres Tuns bezaubern, und wenn sie auch nicht, wie beim Bergsport, dem Manne zu einer ausgezeichneten Kameradin werden kann, so wird sie doch, vermöge ihrer Naturanlage, ihrer Anpassungsfähigkeit und ihrer leichten Lebensauffassung größere Touren in sportlicher Hinsicht außerordentlich genußreich zu machen vermögen und vor allem den großen Zuverlässigkeitsfahrten durch ihre Beteiligung einen ganz besonderen Anreiz verleihen. Nichts erfrischt und feuert den Mann mehr an, als wenn er weiß, daß ihm zur Seite eine Frau um sportliche Lorbeeren kämpft. (Altkirch 1913, 28)

In dieser Bestimmung findet der durch Motorsportlerinnen erprobte Geschlechterrollenaufbruch sein versöhnliches Arrangement mit tradierten Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘. Der Zusammenschluss von „Fortschritt und Beharrung, Modernität und Tradition“ (Frevert 1986, 171) im Bild der Motorsportlerin spiegelt zugleich den Werdegang der ‚Neuen Frau‘ wider. Unterminiert von konservativen Geschlechtervorstellungen und Rollenbildern verlieren sich Emanzipationsansätze und wächst der Druck, wie Evelyn Zegenhagen am Beispiel der Fliegerinnen darlegt, auch auf Motorsportlerinnen, sich ‚weiblich‘ zu präsentieren (Zegenhagen 217 ff). So wird Elisabeth Junek nicht nur aufgrund ihrer Rennerfolge gewürdigt, betont wird zudem, dass sie „kein kraftstrotzendes Mannweib, keine burschikose Amazone“ (Hornung 1988, 50) war, sondern am Steuer ihres Rennwagens „genauso damenhaft und elegant wie im Salon ihrer Villa an der Moldau“ (Rowe 1997, 99) wirkte. Das feminine Erscheinungsbild der Frauen trägt zu einer verstärkten gesellschaftlichen Akzeptanz von Motorsportlerinnen bei, es erweist sich aber als zwiespältig: Frauen dürfen

Rennen fahren, solange sie dadurch nicht ‚vermännlichen'. Der Vorwurf der ‚Vermännlichung' der Motorsportlerin macht die Angst vor der Irritation der Geschlechterordnung noch einmal deutlich (Schramm 1913, 6). Im Bild der ‚Frau' gebliebenen Amateurfahrerin findet sie ihr Ventil und darüber hinaus einen akzeptablen Gegenentwurf, bei dem das Ideal vom Mann als ‚tollkühnen' und ‚siegreichen' Rennfahrer unangetastet bleibt.

Die ‚Gefahr' der Destabilisierung der Geschlechterverhältnisse im Motorsport wie in der Gesellschaft ist ab 1933 endgültig gebannt. Rennfahrerinnen, aber auch auf Mode und Luxus bedachte Motorsportlerinnen sind weder mit dem nationalsozialistischen Frauenbild kompatibel, noch passen sie zu einem Rennsport, der für die Überlegenheit der ‚arischen Rasse' und der ‚deutschen Technik' instrumentalisiert wird. Autorennen stehen im Nationalsozialismus im Dienst der Propaganda und ähneln paramilitärischen Veranstaltungen. Die Gewinner werden zu Nationalhelden stilisiert, zu ‚stahlharten' Männern mit Kampfeslust und Siegeswillen (Day 2005). Dem aufpolierten, ideologisch vereinnahmten Leitbild und der Gleichschaltung der Automobilverbände fallen Rennfahrerinnen ebenso wie der Deutsche Damen-Automobil-Club zum Opfer. Ab 1934 ist er nur noch in Form eines Traditionsclubs unter dem Namen „Deutscher Damen Club von 1926", also ohne den Vermerk, dass es sich um einen Automobilclub handelt und ohne Möglichkeit zur sportlichen Betätigung geduldet. Die Kriegsjahre überdauert allein die Regionalgruppe Hannover mit zehn Frauen. Sie treffen sich nunmehr zu Gesellschaftsabenden, Nähnachmittagen oder zum Strümpfestopfen für Soldaten (Thießen-Lüders 2006, 4).[9]

Mit Vollgas ausgebremst: Ein Ausblick auf die neue Generation

Auch heute gehören ein Rennstall und gut ausgebildete Werksfahrer zum Marketinginstrument der Automobilhersteller, und sind Rennen, bei denen Wagen im Kampf um Höchstgeschwindigkeiten gegeneinander antreten, besonders werbewirksam und förderlich für das Prestige einer Automarke. Während beispielsweise Pat Moss-Carlsson, Helen Hough, Michèle Mouton, Silka Fritzinger, Isolde Holderied oder jüngst Ellen Lohr, Claudia Hürtgen und Jutta Kleinschmidt sehr erfolgreich bei nicht weniger strapaziösen Rallyes oder Tourenmeisterschaften fahren und somit an die Erfolge der Rennpionierinnen anknüpfen (Vieser/ Gabelt 1996, 70ff), sind Frauen in der Formel 1, der so genannten Königsdisziplin des Automobilsports, weiterhin kaum vertreten. Als erste Frau in einer Formel-1-Weltmeisterschaft startet die Italienerin Maria Teresa de Filippis. Beim Großen Preis von Belgien 1958 holt sie sich auf ihrem Maserati den zehnten Platz. Die bisher einzige Frau, die es in der Formel 1 bis in die Punkteränge schafft, ist Maria Grazia „Lella" Lombardi, ebenfalls eine italienische Rennfahrerin. Sie erzielt beim vorzeitig abgebrochenen Großen Preis von Spanien im Jahr 1975 einen halben WM-Punkt für den sechsten Platz. Bis heute hat nur Desiré Wilson aus Südafrika ein offizielles Rennen mit einem Formel 1-Wagen gewonnen. 1980 siegt sie bei der außerhalb der Formel-1-WM ausgetragenen britischen Aurora

AFX-Meisterschaft in Brands-Hatch. Die Italienerin Giovanna Amati ist seit 1992 die letzte Rennfahrerin, die, allerdings vergeblich, versucht, sich für ein Formel-1-Rennen zu qualifizieren (Bodmer 2005).

Noch immer dominieren Männer das Renngeschäft und erweist sich das Ideal von den ‚Herren' insbesondere der hoch professionalisierten Rundstreckenrennen als unerschütterlich. Dass der autoritative Diskurs vom Rennsport als ‚Männersache' auch eine Strategie darstellt, um das eigene Leitbild aufrecht zu erhalten, legt die Kritik von Jutta Kleinschmidt, die 2001 als bisher einzige Frau die Rallye Paris-Dakar gewonnen hat, nahe: „Ein Nachteil ist", erklärt sie, „dass Frauen es in Teams erfahrungsgemäß immer noch schwerer haben, siegfähiges Material zu bekommen. Das wird eher an Männer vergeben, da allgemein noch die Meinung herrscht, dass Männer doch noch etwas schneller sind" (Kleinschmidt 2009). Im Hinblick auf eine Karriere im Rennsport werden Frauen im wahrsten Sinne des Wortes ausgebremst, eine Praxis der Diskriminierung, die, wie das aktuelle Beispiel der Rennfahrerin Natacha Gachnang zeigt, schon in der frühen Nachwuchsförderung beginnt.

Die Schweizerin und große Nachwuchshoffnung Natacha Gachnang, die derzeit in der Formel 2 fährt, kommt auf Anregung ihres Vaters zum Motorsport. Der begeisterte Kartfahrer nimmt seine sechsjährige Tochter mit zum Go-Kart und trainiert sie gemeinsam mit ihrem Cousin Sébastien Buemi (Gachnang 2007). Die Karriere der Talente verläuft parallel, beide qualifizieren sich fürs Profigeschäft. Während Buemi, der ab 2009 in der Formel 1 startet, vom Getränkehersteller *Red Bull* unterstützt wird, ist es für Natacha Gachnang schwierig, einen für die Karriere unverzichtbaren, dauerhaften und finanzstarken Sponsor von sich zu überzeugen. „Es ist ein Vorteil, dass meine Tochter hübsch ist", kommentiert ihr Vater die Sponsorensuche, wäre „sie nicht attraktiv, hätte sie überhaupt keine Chance" (zit. nach Bodmer 2005). Für die gewinnbringende Vermarktung zählen bei Rennfahrerinnen nicht nur Leistung und Talent. Sie müssen auch die so genannten ‚weiblichen Reize' mitbringen, um sich im kommerzialisierten und medienwirksamen Autosport verkaufen zu können. Ob sich jedoch Männer durch ‚schöne Rennfahrerinnen' von den Siegerrängen verdrängen lassen und ihre motorsportliche Vormachtstellung preisgeben? Die Geschichte des Rennsports wäre schon längst umzuschreiben gewesen.

Anmerkungen

1 Zum Bild der ‚Heldenhaftigkeit' gehört auch, dass verunglückte Fahrer in den Medien zu Märtyrern stilisiert werden (Merki 2002, 260 f).
2 „Eignet sich die Frau zur Lenkerin eines Automobils?" *Auto-Liga* 6 (1914) 17 (22. August): 205-207.
3 Weitere preisgekrönte Rennfahrerinnen aus Frankreich, Großbritannien, den USA und Kanada stellt Bouzanquet (2007) vor.
4 Einen eigenen Rennstall unterhält Alice Hoffmann-Trobeck, Gattin eines Schweizer Fabrikanten und ab 1937 Ehefrau von Rudolf Caracciola. Renngeschichte schreibt sie als Unterstützerin von Louis Chiron, in den dreißiger Jahren einer der erfolgreichsten Rennfahrer (Rowe 1997, 94).
5 Zur ‚Neuen Frau' (Frevert 1986, 163 ff); sowie (Kessemeier 2000, 18 ff). Kessemeier erörtert auch die Bedeutung der Autofahrerin als ein Idealbild der ‚Neuen Frau' (Kessemeier 2000, 71 ff).
6 Nur 4,2 % der ausgestellten Führerscheine gehen 1929 im Großraum Berlin an Frauen (Merki 2002, 289).
7 Vgl. die Werbeanzeige von General Motors: „Gräfin Maria Esterhazy ist eine der vielen vornehmen Cadillac-Besitzerinnen." *Die Dame* 56 (1928) 20; sowie „Baroneß von Landenberg in einem Buick-Phaeton." *Elegante Welt* 15 (1926) 11: 29.
8 Vgl. die Werbeanzeige für 6/30 PS NSU Sechszylinder. *Die Dame* 56 (1928) 18.
9 Ich danke Frau Dr. Sylvia Thießen-Lüders vom Deutschen Damen-Automobilclub für die Bereitstellung der Festschrift *80 Jahre DDAC*.

Literatur

Altkirch, Ernst (1913) „Die Dame am Steuer." *Allgemeine Automobil-Zeitung* 23/1913 (7. Juni): 28-29.

Anonym (1912) „Die Frau am Steuer des Automobils." *Allgemeine Automobil-Zeitung* 12/1912: 28-29.

Anonym (1925) „Die Frau als Schofför." *Die Dame* 53 (1925) 5: 2.

Anonym (1929) „Frühlingsfahrt." *ADAC-Motorwelt* 26 9/1929: 21.

Becker, Walter M. F. (1926) „Immer bereit!" *Elegante Welt* 15 21/1926: 21-22.

Bodmer, Michèle (2005) „Die schnellen Frauen der Formel 1." 10. Mai 2009 <http://emagazine.credit-suisse.com/app/article/index.cfm fuseaction=OpenArticle&aoid=83811&lang=DE>.

Bouzanquet, Jean-Francois (2007) *Femmes pilotes de course auto: 1888-1970*. Boulogne-Billancourt: Ed. ETAI.

Brägger, Bernhard (2002) *Mythos Klausen. Race to the clouds*. Glarus: Baeschlin.

Braunbeck, Gustav (1910) *Braunbeck's Sport-Lexikon. Automobilismus*. Berlin: Braunbeck & Gutenberg.

Day, Uwe (2005) *Silberpfeil und Hakenkreuz: Autorennsport im Nationalsozialismus*. Berlin: Be.bra-Wiss.

Folville, Ines (1926) „Die Dame im Rennen." *Sport im Bild* 32 8/1926: 328-329, 358-359.

Forsten, Hans (1900) „Automobilismus." *Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild*. Hg. Paul Apostel. Berlin: Kirchhoff, 109.

Foucault, Michel (1991) *Die Ordnung des Diskurses* [1972]. Übersetzt aus dem Französischen von Walter Seitter. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt/M.: Fischer.

Frevert, Ute (1986) *Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gachnang, Natacha (2007) „Frauenpower: Gachnang im großen Interview." 10. Mai 2009 <http://www.motorsporttotal.com/usracing/news/2007/08/Frauenpower_Gachnang_im_grossen_Interview_07081117.html>.

Günther, Annelise (1980) „Hat die Frau Führertalent?" [1928]. *Frau und Sport*. Hg. Gertrud Pfister. Frankfurt/M.: Fischer, 189-191.

Herfs, Ellen (1999) „Liliane Roehrs, der DDAC und Hanomag." *Hanomag-Personenwagen: Von Hannover in die Welt. Der Automobilbau des hannoverschen Traditionsunternehmens 1924-1951*. Hg. Horst-Dieter Görg/ Torsten Hamacher: Soltau: Mundschenk, 44-45.

Hornung, Thora (1988) „Frauenbewegung. Personen-Historie: über Frauen im Rennsport." *Motor-Klassik. Das aktuelle Magazin für alle Freunde klassischer Automobile* 8/1988: 50-51.

Junek, Elisabeth (1990) *Bugatti – Mein Leben*. Wien: Siedler.

Kessemeier, Gesa (2000) *Sportlich, sachlich, männlich. Das Bild der ‹Neuen Frau› in den Zwanziger Jahren. Zur Konstruktion geschlechtsspezifischer Körperbilder in der Mode der Jahre 1920 bis 1929*. Dortmund: Ed. Ebersbach.

Kind, Alfred (1931) *Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit*. 2. Ergänzungsband. Bd. 4. Wien, Leipzig: Verlag für Kulturforschung.

Kleinschmidt, Jutta (2009) *Homepage*. 10. Mai 2009 <http://www.jutta-kleinschmidt.de/d/aktuell/faq.html>.

Mann, Erika (1931) „Auch wir Frauen haben's geschafft." *Ford im Bild* 7/ 1931: 17-19.

Merki, Christoph Maria (2002) *Der holprige Siegeszug des Automobils 1895-1930. Zur Motorisierung des Strassenverkehrs in Frankreich, Deutschland und der Schweiz*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.

Müller, Annette C./ Michael Schick (2009) „Ines Folville – Eine Lady gibt Gas." 10. Mai 2009 <http://www.steiger-

burgrieden.de/54%20Folville%20Biographie.htm>.

Néret, Gilles/ Hervé Poulain (1991) *Bilder einer Leidenschaft. Autos, Frauen, schöne Künste* [1989]. Übersetzt aus dem Französischen von Renate Daric. Stuttgart: Motorbuch-Verlag.

von Oertzen, Dr. A. (1926) „Deutscher Damen-Automobilclub. Ein Amazonenstaat." *Frankfurter Zeitung*. Automobil-Sondernummer vom 31.10.1926: 9-10.

Reznicek, Paula (1932) „Rennfahrerinnen." *Sport im Bild* 38 1/1932: 28-29.

Richter, Erna (1928) „Die Dame und ihr Führerschein." *Allgemeine Automobil-Zeitung* 29 33/1928: 20.

Rowe, Harvey T. (1997) *Männer, Frauen und Motoren. Die Erinnerungen des Rennleiters Alfred Neubauer* [1959]. Stuttgart: Motorbuch-Verlag.

Sachs, Wolfgang (1990) *Die Liebe zum Automobil. Ein Rückblick in die Geschichte unserer Wünsche* [1984]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schramm, Frau Dr. (1913) „Die Dame am Steuer. Ein Interview von Walter Isendahl." *Die Dame* 40 14/1913: 6.

Stinnes, Clärenore (1996) *Im Auto durch zwei Welten. Die erste Autofahrt einer Frau um die Welt 1927-1929* [1929]. Hg. Gabriele Habinger. Wien: Promedia.

Thießen-Lüders, Sylvia (2006) „Der DDAC im Wandel der Zeit." *Festschrift 80 Jahre DDAC 1926-2006*. Sonderdruck: 2-12.

Vieser, Susanne/ Beate Gabelt (1996) *Frauen in Fahrt. Ingenieurinnen, Designerinnen, Rennfahrerinnen machen Autogeschichte*. Frankfurt/M.: Eichborn.

Zegenhagen, Evelyn (2007) *»Schneidige deutsche Mädel«. Fliegerinnen zwischen 1918 und 1945*. Göttingen: Wallstein.

Susanne Diehr/ Anne Quinkenstein

Queere Perspektiven auf Sport mit Radical/Cheerleading

Queer Politics und feministische Theoriebildung formulieren seit den 1990ern Fragen von Performativität und Parodie, bzw. Aneignung, Übertreibung, Subversion als Widerstandskonzepte. Eine Antwort ist ‚Radical/Cheerleading'.

Ausgehend von einer Definition des modernen Sports wird im folgenden ‚Cheerleading' zunächst als eben solcher vorgestellt: Cheerleading verweist paradigmatisch auf die Positionierung von Frauen im modernen Sport sowie auf Ansätze für die Analyse von Geschlechterkonstruktionen in diesem.

Daran anschließend wird gezeigt, wie sich Radical Cheerleader diesen Sport aneignen, nicht nur, um queere Kritik an der gleichbezeichneten sportlichen Praxis zu artikulieren.

Schließlich wird der Radical/Cheerleader als eine Figur des Nachdenkens darüber, wie Sport Politik macht, produktiv gemacht für eine weitergehende Suche nach queeren Perspektiven auf Sport. Lassen sich queere Perspektiven auf Sport, der natürliche Zweigeschlechtlichkeit demonstrativ zur Schau stellt, entwickeln? Inwiefern ist Sport nicht nur ein Ort der Vereindeutigungen von Geschlecht sondern gleichzeitig auch ein Ort queerer Körper, Gesten und Kämpfe?

Der moderne Sport

Ende des 19. Jahrhunderts tritt der moderne Sport seinen Siegeszug vom industrialisierten England aus an, um sich weltweit durchzusetzen. Bisweilen wird Sport als anthropologische Kontinuität seit der Antike beschrieben. Im Gegensatz dazu steht eine Perspektive, die die soziale Wirklichkeit von Sport eng an historische Ereignisse und Brüche bindet.

Während sich die antike Gesellschaft – eine ‚Zivilisation des Schauspiels' – laut Foucault in der Arena als Gemeinschaftskörper erfahre, seien im Gegensatz dazu die zentralen Größen der Moderne die privaten Individuen und der Staat: „Unsere Gesellschaft ist nicht eine des Schauspiels, sondern (…) der Überwachung" (Foucault 1976, 275).

Ausgehend von Foucault beschreibt Faure (1992) den modernen Sport, demnach entfalte der moderne Sport ein zweifaches Projekt von Macht, es dient der Durchsetzung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung und der damit verbundenen Nationenbildung. Denn modernen Demokratien stellt sich laut Faure die Frage:

> Wie ist ein (…) an eine Gesellschaft, die auf Begriffen von Wettkampf und Konflikt aufgebaut ist, angepasstes Individuum herzustellen? Ein friedfertiges Individuum (…) in einem individuellen agonistischen Verhältnis zu anderen lebend und in jedem Moment mobilisierbar für (…) den Krieg? (Faure 1992, 171)

Als Antwort entwickelt der moderne Sport zu Beginn des 19. Jahrhunderts Strategien zur Disziplin individuellen Verhaltens und zur Mobilisierung der Massen:

> In dem ersten Fall geht es darum, legitime Formen von Individualisierungen, in denen man den Körper als Ziel nimmt, zu erzeugen, in dem zweiten Fall darum, durch die hochritualisierte Repräsentation der Leistungen des Körpers ein Bewusstsein der Identität und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu einer nationalen Gemeinschaft zu produzieren. (Faure 1992, 171)

Die Mobilisierungsfunktion des Sports wird in der methodischen staatlichen Organisation verankert. Sport wird etabliert, indem er in die Institution Schule und Universität eingeführt wird. Davon ausgehend knüpft Sport ein enges räumliches Netz: „Es gibt kein Dorf, keinen Vorort, keine Klein- oder Großstadt, die sich nicht mit Stadien, Clubs und Mannschaften ausgestattet hätte“ (Faure 1992, 182).

In diese Organisation ist auch das Massenpublikum des modernen Sports eingebunden, das sich aus potentiellen Sporttreibenden zusammensetzt. Diese können sich mit den Aktiven an der Spitze der Organisationspyramide identifizieren. Sie beteiligen sich laut Faure an der gleichen sportlichen Kultur wie die Spitzenathlet_innen, deren Leistungen schrieben sich in ein imaginäres Kollektiv ein (Faure 1992, 182). Im Gegensatz zum Gemeinschaftseffekt antiker Schauspiele ist die Mobilisierungsfunktion des modernen Sports also an die Disziplin gebunden.

Faures Analyse des modernen Sports im Rückgriff auf Foucault interveniert in Theorien von Elias. Faure würdigt den Soziologen als Vorreiter bei der Betrachtung von Sport als spezifisch modernes Phänomen. Elias sieht antike Kampfspiele und modernen Sport unterschieden durch ihr Gewaltniveau, was auf einen ‚Zivilisationsprozess‘ verweise, in welchem der Mensch Selbstkontrolle ausgebildet habe (vgl. Elias 1983, 15).

Moderner Parlamentarismus und Sport sind laut Elias historisch gleiche Konfigurationen, Sport reproduziere Werte der bürgerlichen Gesellschaft. Wie das Gewaltmonopol der Nationalstaaten politische Zusammenstöße entbrutalisiere, so diszipliniere Sport Körper und hemme aggressive Triebe, da seine inszenierte Spannung eine Katharsis bewirke (vgl. ebd., 20 f).

Faure würdigt Elias' Verdienst, Sport und Macht zu verbinden, kritisiert aber sein Verständnis von Staat und Gewalt. Elias betrachte den Staat nur als positive Instanz, die Leben erhalte. Im Gegensatz dazu verweist Faure im Rückgriff auf Foucault auf die moderne Macht, die nicht nur Leben gibt, sondern auch in den Tod schickt. Die zivilisatorischen Affektkontrollen in Elias' Theorie wirken repressiv. Im Gegensatz dazu ist die Disziplin im Sinne Foucaults auch produktiv, indem sie Individualität schafft, Kräfte steigert und ordnet (vgl. Alkemeyer 2003, 32).

Historisch gesehen dient der moderne Sport also der Formierung der bürgerlichen Identität: „Es geht um ‚Energie', ‚Mut', ‚Willen' – allesamt Tugenden eines (Armee- wie Unternehmens-)Chefs – und nicht zuletzt um ‚Privatinitiative' und ‚Unternehmensgeist'" (Bourdieu 1986, 97).

Der moderne Sport entsteht durch Übernahme volkstümlicher Spiele an englischen *public schools* der gesellschaftlichen Oberschicht. Laut Bourdieu diene Sport der Gesundheit, sein Gelände sei gut zu überwachen. Mit der bürgerlichen Identität wurde die kollektive Identität formiert – die der Schulgemeinschaft, die der Nation.

Cheerleading als Paradigma für sportliche Geschlechterkonstruktionen

Ende des 19. Jahrhunderts entsteht an US-amerikanischen Universitäten Cheerleading, das deshalb zunächst ein von weißen bürgerlichen Männern betriebenes Anfeuern der Universitäts-Football-Mannschaft ist. Ab den 1920ern wird Cheerleading immer mehr von Frauen betrieben, zunehmend in dem Maße, in welchem sich Frauen den Zugang zu Universitäten und damit gleichzeitig auch zum Sport erkämpfen.[1] Seit den 1940ern wird Cheerleading institutionalisiert und es entstehen eigene Verbandsstrukturen. Die *American Cheerleader Association* richtet ab den 1980ern eigene Meisterschaften aus.[2]

Diese Gleichzeitigkeit des Zugangs von Frauen zur Universität und zum Sport verweist auf etwas Grundlegendes für Analysen von Geschlechterkonstruktionen im und durch den Sport.

Die historische Ausgrenzung von Frauen aus Bildung *und* Sport folgt der Konstruktion, dass Intellekt und Sport eine Bedrohung von Weiblichkeit darstellen. Diese Konstruktion ist im Umkehrschluss gekoppelt an die Konstruktion moderner Männlichkeit als ‚krisenhafte Kippfigur', durch deren Oszillieren nicht nur der Geist, sondern auch der Körper männlich codiert wird (vgl. Kappert 2002, 263 f). Der oft statisch gedachte binäre Code ‚Geist vs. Körper' als ‚männlich vs. weiblich' ist tatsächlich in Bewegung – gerade auch im Sport, in dem man(n) einen Körper erhält: Das krisenhafte Oszillieren sei der Modus, der das Prinzip Männlichkeit in Bewegung halte. Der ordnungsgemäße Mann materialisiere sich in der Inszenierung als Kippfigur zwischen einem Bezug auf seinen Körper und der Distanzierung zu diesem, seine „Gefährdung und Wirkungsmächtigkeit lassen sich nicht als einander ausschließende Größen definieren, sondern (…) bilden eine Allianz" (ebd.). Sport, so lässt sich im Anschluss

daran festhalten, bewegt den Krisendiskurs ‚Mann', indem sich das männliche Subjekt im Sport in Bezug auf (seinen) Sportkörper konstituiert.

Für die folgende Suche nach queeren Perspektiven gilt es festzuhalten: In eben dieser Bewegung und der Möglichkeit des Scheiterns daran, die Bewegung in einer Eindeutigkeit zum Stillstand zu bringen, steckt queeres Potential. Solche Uneindeutigkeiten gilt es, in einem *queer reading* aufzusuchen.

Weiblichkeit gerät in den Räumen der Akademie und des Sports in eine Konfliktsituation, nicht nur, weil diese Räume aufgrund ihrer Öffentlichkeit und herkömmlichen Besetzung männlich codiert sind, sondern auch weil Weiblichkeit per Definition immer schon anderweitig verplant ist. Weiblichkeit als das Andere der Männlichkeit wird mit Körper-Sein identifiziert. Der weibliche Körper ist für Reproduktion vorgesehen. Eben dieser ‚Verwertungslogik'[3] droht sich Weiblichkeit durch den Eintritt in Universität und Sport zu entziehen.

Das Eindringen von Frauen in fast alle Sportbereiche hat die männliche Dominanz jedoch nicht aufgehoben. Stattdessen wird Geschlecht in der Sportpraxis unterschiedlich inszeniert: Männlichkeit wird in agonalen, Weiblichkeit dagegen in ästhetischen, darstellenden Disziplinen inszeniert (vgl. Pfister 2006). Außerdem bleibt jede einzelne Sportart eindeutig geschlechtlich codiert (vgl. Bourdieu 1987, 333 ff). Am Beispiel ‚Cheerleading' wird die geschlechtliche Codierung und Segregation einzelner Sportarten deutlich.

Aus heutiger Sicht scheint Cheerleading der weibliche Sport schlechthin zu sein: Der Cheerleader-Körper lenkt am Rand des Spielfeldes Blicke auf sich, um sie dann von sich wegzulenken. Mit dieser paradoxen Situation spiegelt Cheerleading die Position des Weiblichen in einer westlichen Gesellschaft wider. Der Cheerleading-Körper ist auf der einen Seite Symbol für etwas anderes. Er wird angeboten zur Herstellung von Aufmerksamkeit für die Mannschaft auf dem Feld. Auf der anderen Seite muss der in solch hohem Maße zur Schau gestellte Körper den herrschenden Weiblichkeitsidealen entsprechen. Gerade weil Cheerleading auf diese Weise als verdichtetes Superzeichen einer spezifischen Weiblichkeit fungiert, bietet es sich auch als Zielscheibe von Kritik an.

Die queere Kritik des Radical Cheerleading

In den USA artikulieren seit Mitte der 1990er Radical Cheerleader queere Kritik an Repräsentationen des Cherleaders. Radical Cheerleading fordert die angemessene Art, Cheerleader zu sein, heraus. Radical Cheerleader übernehmen Elemente des Cheerleading und verändern sie. Anstelle der *Pom-Pom* genannten Puschel schwingen sie Klobürsten, die Strümpfe unterm Rock haben Löcher oder sind zerrissen. Nicht ein Team wird angefeuert, sondern feministische Parolen werden vorgegeben:

R is for radical and
A is for all right
D is for democracy and
I is for insight
C is for cheering, and
A for anarchy
L is for lovin'
and that is what you'll see!

In sportlicher Form artikuliert sich Widerstand. Nicht nur der Name Radical Cheerleading, sondern auch die Anfeuerungsrufe und Accessoires, die Rhythmen und Choreografien setzen es in Bezug zum herkömmlichen Cheerleading im Rahmen von Sportveranstaltungen.

Über die Entstehung von Radical Cheerleading kursieren diverse Gründungslegenden: So sollen drei Schwestern in Florida 1996 den männlich-dominierten Megaphon-verstärkten Parolen auf linken Demonstrationen überdrüssig geworden sein. Sie entwickelten ihre eigene Protestform und gingen als Cheerleader Squat auf Demonstrationen um Parolen zu cheeren. Andere weisen auf erste Radical Cheerleader-Auftritte als gezielte Proteste direkt vor den Toren von Cheerleading-Sportveranstaltungen hin. Wer immer die Erfinderinnen gewesen sind und wie der Kontext der ersten öffentlichen Auftritte ausgesehen hat: Indem Radical Cheerleader Bezug nehmen auf die sportliche Praxis der Cheerleader, richten sie ihre Kritik immer auch gegen diesen Sport selbst und das damit verbundene Weiblichkeitsbild.

Anstatt auf Gründungslegenden zurückzugreifen, lässt sich bezüglich Radical Cheerleading auch einfach feststellen, dass es als Folge und im zeitlichen Kontext queer-feministischer Theoriebildung seit den 1990ern entsteht.

Radical Cheerleading zitiert hegemoniale Geschlechterkonstruktionen und destabilisiert diese, bzw. macht durch das Zitat Normen von Schönheit, Natürlichkeit oder Bipolarität sichtbar. Radical Cheerleading vervielfältigt Cheerleading und Demonstrationsformen, es kann also sowohl bezüglich Cheerleading, als auch bezüglich linker Männlichkeit als das verstanden werden, was laut Judith Butler unter *drag* zu verstehen ist: *Drag* interveniert in die Zweigeschlechtlichkeit und macht so deutlich, dass Widerstand nicht das radikal Andere ist, sondern im herrschenden Diskurs zum Ausdruck kommt, also immer auch gerade das reproduziert, was kritisiert wird. Widerstand ist möglich durch ein Zitieren und die daraus folgenden Verschiebungen und Vervielfältigungen des Zitierten (vgl. Butler 1991).

Radical Cheerleader ziehen das dazu passende Fazit: Sie fordern zur lustvollen Aneignung der Weiblichkeits-Performance des Cheerleading auf. Gründe, kein Cheerleader sein zu dürfen/können, z.B. bestimmten Weiblichkeitsnormen nicht zu entsprechen, werden außer Kraft gesetzt.

Radical Cheerleading wird im europäischen Kontext seit der Jahrtausendwende bei Protesten gegen Treffen des Internationalen Währungsfonds/ G8 (Prag

2000, Genua 2001) und im Kontext antirassistischer Grenzcamps (Frankfurt/M. 2001) zur Grundlage einer Aktionsform, die sich ‚Pink & Silver' nennt (vgl. Farrer 2002). Radical Cheerleader agieren wie im regulären Cheerleading in festen Gruppen, die sich jenseits von Demonstrationen treffen und trainieren. Dagegen lassen sich mit Pink & Silver größere Menschenmengen innerhalb von Demonstrationen auch für einmalige Aktionen einbinden.

Indem der Cheerleader vom Spielfeldrand ins Demonstrationsgeschehen wandert, verändert sich auch der Körperbezug. Im regulären Sport wird der weibliche Cheerleader-Körper repräsentativ zur Schau gestellt, während der männliche Körper des Footballspielers konfrontativ eingesetzt wird.[4] Radical Cheerleading/Pink & Silver queert diese Gegenüberstellung von Football und Cheerleading, von konfrontativer und repräsentativer Körperpolitik. Einerseits agieren die Cheerleader sexy und frivol, schmücken sich und ihre Körper und stellen sie zur Schau. Andererseits gehen sie im Demonstrationskontext aber auch in die Konfrontation, setzen ihre Körper ein, um Raum zu gewinnen. Mit der Vermischung dieser beiden Ausdrucksformen kleidet Radical Cheerleading die Konfrontation harmlos und erwirkt eine veränderte Körperinszenierung.

Die Intervention gilt nicht nur den Demonstrationsgegner_innen, sondern soll auch die Inszenierung von Geschlecht innerhalb der Demonstration in Frage stellen. Demonstrationen sind traditionell aufgeladen mit dem Bild vom Schwarzen Block als Zusammenschluss starker, männlicher Subjekte. Einer massiv bedrohlichen Präsenz von uniformierten Polizist_innen und gegebenenfalls Wasserwerfern stehen schwarz gekleidete, vermummte Demonstrant_innen gegenüber. Diese nüchterne, schwarze, für den Kampf optimierte Kleidung wird durchbrochen durch die neuen farblichen Akzente, die Radical Cheerleading setzt. Rosa ist Mädchenfarbe – nett, harmlos, angepasst. Pink steht für lesbisch-schwule Aktion. Ein zentraler Aspekt ist das Spiel mit den Geschlechterrollen. Frivolität ist ein befreiendes Moment der (Ver)Kleidung: geschlechtsneutrale Overalls, Glitter, Männer in rosa Kleidern. Gewollt ist ein ‚Angriff' auf die heterosexistische Kleider- und Benimmordnung sowohl innerhalb der Gruppe wie nach außen. Gerade in den Anfängen des Konzeptes waren die Pink & Silver Aktivist_innen schwer einschätzbar und wurden beispielsweise von der Polizei aufgefordert, doch endlich ‚ordentlich' zu demonstrieren. Unordentlich und geschlechtlich uneindeutig – also queer – sind sowohl Einsatz als auch Präsentation der Körper im Radical Cheerleading.

Allerdings muss offen bleiben, inwieweit die in pinken und silbernen Kostümen steckende queer reflektierte, queer praktizierende sportliche Protestkultur die herrschenden Geschlechterverhältnisse auch in den eigenen Reihen adressiert oder ob die subversive Wirkung vereinnahmt und zur schmückenden Ergänzung abgewertet wird.

Radical Cheerleader verlassen den Raum des Sports und gehen auf die Straße und queeren dabei die sportliche Praxis des Cheerleading. Anhand des Spannungsverhältnisses von Radical/Cheerleading lassen sich nun auch nach weiteren queeren Perspektiven auf Sport suchen: Radical/Cheerleading verweist

auf den Sport als ein Schönheitshandeln, auf die Tabuisierung von Sexualität in Räumen des Sports und auf die Ver/un/eindeutigung von Geschlecht im Sport.

Riot not diet! – Sport als Schönheitshandeln

‚Riot not diet! get out, get up and try it!', so lautet einer der bekanntesten Slogans von Radical Cheerleading. Dass der Körper schlank und fit sein soll, ist im Alltag nicht zu übersehen. Von überallher lächeln uns trainierte Menschen entgegen. Fitness ist die Norm. Radical Cheerleader raten: ‚My secret is ... I eat Lunch! Now I'm feeling Healthy and ready to riot, against those demands that I need to diet! I will take up space and love my size, 'coz fat and fabulous is on the rise!' Auf diese Weise wird eine Vielfalt möglicher Schönheiten neben ein einheitliches Bild des sportlichen Körpers gesetzt.

Sieber (2000) sieht den individuellen Körper dieser Flut von Bildern von sportlichen Körpern ausgesetzt, deren Vergleich er sich nicht zu entziehen vermag. Die Medialisierung des Körpers bringt einen Zwang zum Blick mit sich. Sieber bezieht sich auf Foucaults Konzept des Blicks als Teil moderner Machtmechanismen der Disziplin (vgl. Foucault 1976). Die Individuen werden durch den Blick bloßgestellt. Man sieht sich und andere und schätzt den Abstand zur Norm eines fitten, jugendlichen Körpers ohne Behinderung ab. Der prüfende und musternde Blick zwingt den Individuen eine Sichtbarkeit auf und ist immer mit selbstreferentieller Begutachtung des eigenen Körpers verknüpft. So wähnt der_die Einzelne sich einem unausweichlichen Blick ausgesetzt und erfüllt die Norm in einem vorauseilenden Gehorsam.

Moderne Disziplinartechniken zeichnen sich dadurch aus, dass sie die einzelnen Individuen alle auf denselben Maßstab beziehen. Schönheit bezieht sich nicht auf individuelle, mannigfaltige Verschiedenheiten von Körpern, sondern auf eine abstrakte Norm von Schlankheit und Fitness. Die Körper werden vermessen, kontrolliert und befragt im Hinblick auf diese abstrakte Norm und nicht in Bezug auf ein individuelles Ziel. Die Norm ist für alle gleich. Wenn alle demselben Bild von Schönheit entsprechen sollen, dann ist das eine Vermassung. Gleichzeitig wird jeder Einzelne individualisiert, weil man seinen exakten Abstand zur idealen Norm bestimmen kann. Eine Konkurrenzsituation entsteht dadurch, dass alle auf dieselbe abstrakte Norm bezogen werden[5] (vgl. Foucault 1976).

Ein System von Belohnung und Bestrafung hat sich um die Inszenierung von Körpern etabliert. Schönheit und Schlankheit versprechen mehr soziale Macht im Beruf und in Beziehungen. Auf der anderen Seite wird Dicksein mittels ‚wohlmeinender' Ratschläge oder durch öffentlichen Spott bis hin zu körperlicher Gewalt sanktioniert. Durch die Verinnerlichung der Normen fühlt man sich wohl, wenn man dem Kontext entsprechend schön ist: Als ‚Regular' Cheerleader fühlt man sich in langen Haaren wohler, als Radical Cheerleader darf man als Bio-Frau nicht zu perfekt gestylt sein.

Das Schönheitsideal ist so beschaffen, dass der eigene Körper immer steigerbar und entwicklungsfähig erscheint. Der Diskurs der Fitnesskultur suggeriert,

dass der ideale Körper in Reichweite eines jeden sei. Von professioneller Wissenschaft unterstützt sei der Körper grenzenlos verbesserbar. Gebauer (2003) beschreibt, wie sich utopische Momente in der Gesellschaft immer mehr auf dem Körper abbilden. Utopien beziehen sich nicht mehr auf gesellschaftliche Veränderungsstrategien, die eine neue soziale Ordnung hervorbringen, sondern zielen auf den individuellen Köper. Um die Lebensqualität zu steigern, wird der eigene Körper trainiert (vgl. ebd.).

Die Anforderungen an Schönheit artikulieren sich dementsprechend immer mehr als Gesundheitsanforderungen. Frauenzeitschriften diskutieren beispielsweise Schönheit in feministischer Rhetorik als Selbstermächtigung (vgl. Duncan/ Eskes/ Miller 1998). Unsportliche Frauen werden als psychisch und physisch ungesund dargestellt. Der fitte Körper hingegen deutet auf ein gut organisiertes Ich hin, das sich um sich selbst zu kümmern vermag. Die von Foucault beschriebene Verschiebung von formellen hin zu informellen Regierungsformen setzt freie Subjekte voraus, d.h. Menschen, die sich frei, rational und vernünftig verhalten und für ihr Tun Verantwortung übernehmen. Autonom sein heißt, vernünftig und gut informiert zu handeln und führt so dazu, einer Schönheitsnorm zu entsprechen.[6]

Schönmachen gilt als private Tätigkeit, die persönliches Wohlgefühl und Selbstvertrauen steigert. Wenn sie als Positionierung und Erwartung im gesellschaftlichen Kontext interpretiert werden würde, als Abhängigkeit von Anforderungen wahrgenommen würde, würde die Autonomie des_der Einzelnen in Frage gestellt werden. Degele (2007) hat herausgestellt, dass Schönheitshandeln einer Ideologie der privaten Angelegenheit aufgesessen ist. Schönheit wird individualisiert, sie soll aus dem Inneren kommen. Sich für andere Schönmachen hieße offensichtliche Abhängigkeit, mangelndes Selbstbewusstsein, wenig Charakterfestigkeit zu präsentieren. Die Barbiepuppe stellt eine Bedrohung dar, selbst in das Klischee zurückzufallen, das auf männliche Anerkennung und Wertschätzung reduzierte Dummchen zu sein, das keine emanzipierte Frau verkörpern möchte. Fitness ist hingegen mit Handlungsfähigkeit gleichgesetzt und wird als Ausdruck von Willensstärke gedeutet (vgl. Degele 2007, 27 f).

So ist auch die Figur des Cheerleaders negative Abgrenzungsfolie für die Inszenierung von Handlungsmächtigkeit. Um sich selbst als souverän wahrzunehmen, werden Cheerleader als arrogant und geistlos abgewertet. Cheerleading wird oft nicht einmal als Sport ernst genommen, trotz kraftvoller Bewegungen, rigiden Regelwerks und internationaler Meisterschaften.

Radical Cheerleading greift Cheerleading auf und bezieht sich positiv auf die Figur des Cheerleaders. Cheerleader werden nicht als schmückendes Beiwerk abgewehrt, sondern Cheerleading wird als Parodie auf Geschlecht und Demonstrationskontext verändert. Radical Cheerleading grenzt sich nicht primär von der Selbstinszenierung der Cheerleader ab, sondern kritisiert den Kontext von Erwartungshaltungen. Machismo und Heterosexismus werden angegriffen, auch innerhalb der eigenen Reihen des Schwarzen Blocks. In Begriffen von Utopie ausgedrückt, versucht Radical Cheerleading nicht das bessere Leben durch Schönheitshandeln am eigenen Körper zu schaffen, sondern Schönheit

diskutierbar in Bezug auf gesellschaftliche Machtpositionen wie Geschlecht oder sexuelle Erwartungen zu machen. Durch die Inszenierung von Brüchen in der Wahrnehmung von Geschlecht werden unterschiedliche Maßstäbe von Schönheit sichtbar und verhandelbar.

We're sexy, we're cute! – Das Tabu der Homosexualität im Sport

Im Film *But I'm a Cheerleader* (1999) denkt die Hauptfigur Megan an ihre Teamkolleginnen, während ihr Freund sie küsst. Trotzdem ist ihre Feststellung, dass sie ein Cheerleader sei, für sie der eindeutige Beweis dafür, dass sie gar nicht lesbisch sein kann.

Der deutsche Filmtitel lautet übrigens *Weil ich ein Mädchen bin*. Diese Übersetzung verweist zum einen auf die enge Bindung der Figur des Cheerleaders an den US-amerikanischen Kontext, zum anderen darauf, wie sehr Cheerleading für Weiblichkeit *und* für Heterosexualität steht. Diese Verwendung von Cheerleading bzw. Mädchen im Filmtitel macht deutlich, dass Gender und Sexualität interdependent konstruiert sind – die Missachtung dieser Tatsache ist der zentrale Punkt, dem die Intevention von *Queer Theory* in Gender Theorien gilt.

Megans Abwehr verweist darauf, dass (gleich)geschlechtliche Intimität im Sport tabuisiert wird. Die im Sport bewegten Körper gelten als a-sexuell. Hier wirkt die ‚Abwehrformation Kameradschaft', die in den 1920ern den Eintritt von Frauen in die Bewegungsräume des Sports ermöglichte (vgl. Richartz 1992, 77). Denn die Frau als Kamerad gilt als geschlechtslos, so „als ob die Vermischung, die früher an den Grenzen der männerbündischen Sphäre abgewehrt wurde, nun an den Körpergrenzen verhindert werden müsste" (ebd.).

Der weibliche Sportlerinnenkörper wird als geschlechtslos wahrgenommen. Zudem werden im Sport Gruppen und Sportarten nach Geschlecht getrennt, um sexuelle Akte, und gemeint sind heterosexuelle Akte, zu unterbinden. Sportler_innen werden eindeutig männlich oder weiblich und damit heterosexuell identifiziert. Im Verhältnis dazu müssen homosoziale Räume als nicht-sexuell inszeniert werden.

Sport eröffnet einen Raum, in dem man körperlich intim wird. In vielen Sportarten berühren sich die Sportler_innen gegenseitig. In den Umkleidekabinen ist es heiß, die Gänge sind schmal, die Duschen dampfen und nackte Körper begegnen sich. Sexualität liegt in der Luft und führt gleichzeitig zu einer extremen Abwehr. In der homosozialen Verbindung wird Nacktsein durch massive Homophobie ermöglicht (vgl. Sedgwick 1985).

Das heißt jedoch nicht, dass es keine homosexuellen Handlungen geben würde. Das Tabu der Homosexualität wirkt, indem homosexuelle Handlungen stattfinden, die nicht als solche sichtbar sind (vgl. Eng 2007).

Die Tabuisierungen wirken für männliche und weibliche Sexualität unterschiedlich. Heterosexuelle Männlichkeit gilt als aktiv und sexuell potent, wäh-

rend heterosexueller Weiblichkeit und so auch ihrer Sexualität ein romantisches und liebevolles Wesen unterstellt wird. Eine bedrohliche schwule Atmosphäre des Raumes wird abgewehrt, indem Männlichkeit heterosexuell aufgeladen wird. Körperlicher Kontakt, Übereinanderliegen, Berührungen sind erlaubt, wenn gleichzeitig durch beispielsweise heterosexistische Witze ein Klima physischer und sexueller Potenz geschaffen wird. Ein romantischer Umgang mit Sexualität, wie z.B. liebevolle Umarmungen, ist der heterosexuellen Paarbeziehung vorbehalten und wird sanktioniert. Wenn eine beteiligte Person sich als schwul outen würde, bräche die Abwehr zusammen und die Intimität der Kabine bedrohte die heteronormative Ordnung. Ein queerer Agent würde die latente Sexualität in den Blick bringen und Sanktionen hervorrufen.

Heterosexuelle Weiblichkeit ist dagegen durch einen passiven Bezug zu Sexualität gekennzeichnet. Zwischen Frauen im Sport ist homosoziale, liebevolle Intimität möglich, solange sie nicht als Sexualität wahrgenommen wird. Freundliche und spielerische Berührungen sind nicht verdächtig. Romantik ist möglich, solange sie nicht als lesbisch wahrgenommen wird. Wenn eine Lesbe sich im Team outet oder auch wenn ein geoutetes lesbisches Team auftritt, ist die Wahrnehmung des Raumes als nicht-sexuelle weibliche Intimität bedroht.

Die Mainstream-Sportkultur existiert durch eine Tabuisierung von homosexueller Liebe und Begehren, gleichzeitig gibt es aber ein Ausblenden der Präsenz von Homoerotik. Die Interpretation von Sport als heterosexuell ist eine Illusion, die sich weiter fort trägt durch die Unsichtbarkeit homosexueller Praktiken.

Ausladende Kostüme, Strumpfbänder, Büstenhalter und Slogans: ‚We're sexy we're cute, we're feminist to boot, we're femme, we're transgender girls and men, we spank it, we roar, we support our local whore, we're here, we're queers, we slept with Britney Spears' – dies alles stellt queeres Begehren im Radical Cheerleading offensiv zur Schau und verweist so auch auf homosexuelle Praktiken im Sport.

Resist, Resist! – Verqueere Kämpfe um Sport und Geschlecht

Radical Cheerleading wechselt mit seiner Kritik am Cheerleading aus den Räumen des Sports auf die Straße:

> Resist, resist! – Raise up your fist!
> Resist, resist! – We know you are pissed!

Solche Aufrufe zum Widerstand sind gekoppelt an Vervielfältigungen von Geschlecht. Dies verweist im Umkehrschluss auf den Geschlechter-Konservatismus des klassischen Sports: Sport ist ein System, das wie kein anderes offen und selbstverständlich geschlechtergetrennt organisiert ist. Jede einzelne Sportart hat eine eindeutige geschlechtliche Codierung, massiver als beispielsweise

Codierungen beruflicher Professionen, auch Cheerleading wandelt sich vom Männer- zum Frauensport.

Doch trotz seines Konservatismus spielt Sport auch immer wieder eine Rolle in Emanzipationsbewegungen. Zu geschlechtlichen oder sexuellen Emanzipationsgeschichten gehören auch Kämpfe um den Sport: Frauen erkämpf(t)en Selbstbestimmung auch, indem sie sich Zutritt zu Sporträumen verschaff(t)en. Auch Radical Cheerleader üben Kritik am Sport und eigenen ihn sich an, so dass er positiv erlebt wird.

Diese Geschichte von Frauen im Sport erzählt auch davon, dass die natürliche Zweigeschlechtlichkeit – gerade auch im und durch Sport – hergestellt werden muss (vgl. Pfister 2006). Bei näherer Betrachtung der Geschichte des Sports wird die hier präsentierte natürliche Zweigeschlechtlichkeit hinterfragbar. Denn wo genau am oder im Körper die binäre Differenz festgemacht wird, verschiebt sich im Laufe dieser Geschichte.

Während in den Anfängen des Frauensports mit dem Ablegen der Kleidung für den Sport die Befürchtung eines Verlustes von wahrer Weiblichkeit einhergeht, wandert im Zuge dieser Geschichte das Merkmal des ‚wahren Geschlechts' von außen in den Körper und wird auch hier immer wieder an anderen Orten lokalisiert. Die Konstruktion von einem ‚wahren Geschlecht' in einem binären System manifestiert sich medizinisch.

Auch im wissenschaftlichen Diskurs findet ein feministischer Kampf um Sport statt. In der (US-) Sportsoziologie und -psychologie ist in den 1960ern bezüglich Geschlechterkonstruktionen im Sport die Hauptfrage, ob Sport weibliche Teilnehmende vermännliche. Frau und gleichzeitig Athletin zu sein, gilt als Konfliktsituation und psychisch ungesund.

In diese Forschung intervenierte laut Hall (2002) feministische Kritik zunächst mit dem Schlüsselkonstrukt der psychologischen Androgynität (vgl. ebd. 10 ff). Individuen mit hohen Anteilen von Weiblichkeit und Männlichkeit gelten nun als mental gesünder und sozial effektiver. In Folge werden Athletinnen zwar als androgyner, maskuliner, weniger weiblich als Nicht-Athletinnen beschrieben, aber nicht als weniger psychisch gesund. Stattdessen verfügten sie sogar öfter über ein positives Selbstbild. In Folge wird die konfliktreiche Beziehung zwischen Weiblichkeit und Sport erkundet, um zu beweisen, dass Sport auf Frauen positive Auswirkungen hat, ohne dass es zu einem Verlust von Weiblichkeit kommt (vgl. ebd.).

Eine queere Perspektive auf diese feministische Kritik zeigt jedoch auf, dass diese Weiblichkeit weiterhin nicht als Code für Heterosexualität hinterfragt wird. Die queere Intervention macht deutlich, dass auch im Sport das, was jeweils als weiblich oder männlich gilt, immer erst hergestellt wird. Die Frage, was als angemessene Weiblichkeit gilt, wird ständig neu verhandelt.

Nicht nur auf der Straße beim Radical Cheerleading, sondern auch in den Räumen des Sports selbst können nicht-geschlechtskonforme – also queere Gesten und Körper – ausprobiert werden. Im Sport sind Abweichungen erlaubt, solange die Bewegungen sportartenkonform sind.

Eine solche innovative queere Geste im Frauenfußball wurde heftig diskutiert. Die US-amerikanische Fußballspielerin Brandi Chastain zog bei der Fußballweltmeisterschaft der Frauen 1999 nach einem verwandelten Elfmeter das Trikot aus, zeigte ihren Sport-BH und kniete in einer Jubelpose an der Spielfeldaußenlinie. Mit dieser Geste eignete sich Chastain eine traditionell als männlich geltende Geste des Triumphes und der Freude an.

In der Vergangenheit wurden mit Hinweis auf die weibliche Anatomie Fußball und Frauenkörper als Gegensatzpaar ‚hart vs. weich' konstruiert und so Frauen vom Fußball ausgeschlossen. Mit der Verletzbarkeit der Brust steht die weibliche Gesundheit, also jene im Dienste der Nation – als Mutter –, auf dem Spiel. Gleichzeitig ist die weibliche Brust sexualisiert und wird zum Ziel sexistischer Bemerkungen. Chastains Geste demonstriert einen souveränen Umgang mit dem Körper als Fußballspielerin. Wir sehen einen Waschbrettbauch, gestählte Oberarme, muskulösen *hard body*, der durch den Sport-BH geformt wird.

Die Geschichte der Kämpfe um Frauensport ist durchzogen von Ängsten um die Gefährdung der Bestimmung des weiblichen Körpers. Insofern Frauen im Sport den Körper seiner Bestimmung entziehen, wird das emanzipatorische Potential des Frauensports sichtbar.

Auf der einen Seite haben sich dichotome Geschlechterstereotype verringert. Frauen haben sich nicht nur Zugang zum Sport verschafft, sondern muskulöse Athletinnen sind zum neuen Schönheitsideal avanciert. Die Ermächtigung ist ambivalent, da die Verpflichtung auf Schönheit als Leitmotiv für Frauen bestehen bleibt und zudem an eine erfolgreiche Karriere geknüpft wird. Anhand der Bilder von schwangeren Sportlerinnen zeigt Rose, wie Frauen sowohl sportlich und erfolgreich als auch schwanger sein sollen (vgl. Rose 1997). Schwangerschaft bleibt zwar Moment des weiblichen Körpers, tritt aber in den Hintergrund angesichts der Verpflichtung auf eine erfolgreiche berufliche Karriere.

Radical Cheerleader beziehen sich zwar auf die sportliche Praxis des Cheerleading, entfernen sich aber vom Bereich des Sports. Dagegen bemerkt Butler (1998), dass gerade im Frauensport Gender-Ideale öffentlich und dramatisch zur Schau gestellt werden. Deshalb hat Frauensport das Potential, bestehende Ideale umzuformulieren. Beispielsweise galt Martina Navratilova, als sie die Tennisbühne betrat, nicht als androgyn im positiven Sinne. Vielmehr wurde in Zweifel gezogen, ob hier überhaupt eine Frau spielen würde. Navratilova bewegte sich außerhalb der Norm von Weiblichkeit. Ihr Frauensportkörper galt als zu männlich oder monströs. Mit der Zeit und mit ihrem Erfolg wurde Martina Navratilova zur neuen Ikone des Tennis und verkörperte das neue – im Tennis erfolgreichere – Weiblichkeitsbild (vgl. Butler 1998).

Anmerkungen

1 Schon ab 1833 werden Frauen in den USA zum Studium zugelassen, allerdings nur mit Sondergenehmigung oder ohne akademischen Grad; seit Mitte des 19. Jahrhunderts werden private Frauen-Colleges gegründet.

2 Weit verbreitet ist die Auffassung, der richtige Sport finde auf dem Footballfeld statt und nicht am Spielfeldrand. Ein männlich dominiertes Sportverständnis versteht männlich markierte Sportarten, im Regelfall Ballsportarten, als Sport. Weiblich markierte Sportarten wie Aerobic und Cheerleading werden trotz gymnastischer Fertigkeiten und Gruppendynamiken nicht ernst genommen. Beim Blick auf Cheerleading-Sport fällt auf, dass seine Vorstellung typischerweise damit beginnt, dass auf ein stilles Vorurteil offensiv reagiert werden muss: Es handele sich nicht nur um ‚Rumgehopse', sondern um Hochleistungssport. Merkmale wie rigides Regelwerk und internationale Meisterschaften bestätigen das.

3 Durch die patriarchale Körper-Geist-Dichotomie sind Frauen auf Körper festgeschrieben, die vergesellschaftet sind. Deshalb entstehen Konflikte, wenn Frauen Sporträume erstmals betreten, weil sie den immer schon anderweitig verplanten weiblichen Körper womöglich seiner Verwertung entziehen: Immer wenn Frauen sich eine Sportart erkämpfen, wird verhandelt, inwiefern dieser Sport der spezifischen weiblichen Gesundheit – die der Reproduktion im Dienste der Nation – abträglich sei.

4 Dieser massive Einsatz des männlichen Körpers markiert zudem die untere Klassenposition der Sporttreibenden (vgl. Bourdieu 1986).

5 Foucault hat gezeigt, dass die Selbstbeherrschung, die Askesis nichts Neues ist, sondern auch bei den Griechen hoch angesehen war. Aber die Formen solcher Disziplinierung, nämlich Vereinzelung und gleichzeitig Vermassung der Individuen, veränderten sich radikal im späten 18. Jahrhundert.

6 Wie oben beschrieben ist Sport zunächst Kampfplatz des Bürgers, die eigene Identität aufzuwerten. Das Bürgertum grenzt sich mittels eines neuen Verhältnisses zum Körper vom Adel ab. Der Körper wird befreit von den vererbten Privilegien des blauen Blutes des Adels und alle Körper werden juridisch gleich. (vgl. Gebauer 1982) Der Körper gehört jetzt dem Einzelnen, der nun aber auch verantwortlich ist für den richtigen Gebrauch. So wird er zur persönlichen Aufgabe. Körper werden als Darstellung von Anstrengungen und Leistungen gesehen, als symbolischer Ausdruck von Leistungen des Einzelnen. Ein fitter Körper stellt so die Leistungsfähigkeit des Einzelnen dar. Auch mit der Demokratisierung der Körper ist der Umgang mit dem Körper in den Bereich der Eigenverantwortlichkeit gelegt.

Literatur

Alkemeyer, Thomas (2003) „Sport, die Sorge um den Körper und die Suche nach Erlebnissen im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung." *Berliner Debatte Initial* 4/5: 29-65.

Adams, Natalie/ Pamela Bettis (2003) „Commanding the Room in Short Skirts. Cheering as Embodiment of Ideal Girlhood." *Gender & Society* 17: 73-91.

Bourdieu, Pierre (1987) *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1986) „Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports." *Sport – Eros – Tod*. Hg. Gerd Hortleder/ Gunter Gebauer. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 91-112.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Katharina Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1998) „Athletic genders. Hyperbolic instance and/or the overcoming of sexual binarism." *Stanford Humanities Review* 6.2: 103-111.

Degele, Nina (2007) „Schönheit – Erfolg – Macht" *Aus Politik und Zeitgeschichte* 18/2007: 26-32.

Diehr, Susanne/Anne Quinkenstein (2008) „Riot Not Diet! Über Sport und Widerstand im Radical Cheerleading." *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 69: 69-72.

Duncan, Margaret Carlisle/ Tina B. Eskes/ Eleanor M. Miller (1998) „The Discourse of Empowerment. Foucault, Marcuse and Women's Fitness Texts." *Journal of Sport and Social Issues* 3/ 22: 317-344.

Elias, Norbert (1983) „Der Fußballsport im Prozeß der Zivilisation." *Der Satz ‚Der Ball ist rund' hat eine gewiss philosophische Tiefe. Sport – Kultur – Zivilisation*. Hg. Rolf Lindner. Berlin: Transit, 12-21.

Eng, Heidi (2007) „Queer athletes and queering in sport." *Sport, Sexualities and Queer / Theory*. Hg. Jayne Caudwell. Abingdon Oxon: Routledge, 49-61.

Faure, Jean-Michel (1993) „Sport und Krieg." *Die Aktualität der Sportphilosophie*. Hg. Gunter Gebauer. Sankt Augustin: Academia Verlag, 169-190.

Farrer, Linden (2002) „Dance Around the G8. Pink Silver, Pink and Silver – Contested Identities Against the G8." 11. März 2009 <http://www.pcworks.demon.co.uk/magazine/campaign/pinksilver.htm>.

Foltin, Robert (2002) „Radical Cheerleading in Pink & Silver. Demonstrationskultur zwischen Anpassung und Konfrontation." 11. März 2009 <http://www.grundrisse.net/texte_2/texte_2_pinksilver.htm>.

Foucault, Michel (1976) *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Übersetzt aus dem Französischen von Walter Seitter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Gebauer, Gunther (1982) „Ausbildung und Einbildung. Zur symbolischen Funktion des Körpers." *Die Wiederkehr des Körpers*. Hg. Dietmar Kamper/ Christoph Wulf. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 113-139.

Kappert, Ines (2002) „Krisendiskurs ‚Mann': Ermächtigung auf Umwegen." *Gender revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Hg. Katharina Baisch/ Ines Kappert/ Marianne Schuller/ Elisabeth Strowick. Stuttgart: J.B. Metzler, 251-267.

Müller-Windisch, Manuela (2000) *Aufgeschnürt und außer Atem. Die Geschichte des Frauensports* [1995]. München: dtv.

Palzkill, Birgit (1990) *Zwischen Turnschuh und Stöckelschuh. Die Entwicklung lesbischer Identität im Sport*. Bielefeld: Frauenoffensive.

Paula Pink/ Sara Silver (o.A.) „Pink Silver/ Tute Bianche. Neue Aktionsformen im Kontext internationaler Proteste." 11. März 2009 <http://copyriot.com/bewegt/p&s+tb.html>.

Pfister, Gertrud (2006) „Auf den Leib geschrieben – Körper, Sport und Geschlecht aus historischer Perspektive." *Handbuch Sport und Geschlecht*. Hg. Ilse Hartmann-Tews/ Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann, 26-39.

Richartz, Alfred (1992) „Sexualität – Körper – Öffentlichkeit. Formen und Umformungen des Sexuellen im Sport." *Aspekte einer zukünftigen Anthropologie des Sports*. Hg. Arbeitskreis Berlin. Clausthal-Zellerfeld: Deutsche Vereinigung für Sportwissenschaft, 61-81.

Rose, Lotte (1997) „Körperästhetik im Wandel. Versportung und Entmütterlichung des Körpers in den Weiblichkeitsidealen der Risikogesellschaft." *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Hg. Irene Dölling/ Beate Krais. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 125-149.

Sedgwick, Eve Kosofsky (1985) *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.

Wagenknecht, Peter (2003) „‚Always be yourself!' Männlichkeit, Klassenposition und normative Heterosexualität in der Formierung von Subjektivität." *Gouvernementalität*. Hg. Marianne Pieper/ Encarnación Gutiérrez Rodríguez. Frankfurt/M./New York: Campus, 196-223.

Film

But I´m a Cheerleader (1999). Regie Jamie Babbit. Lions Gate Entertainment.

Caroline Günther

Diskriminierung unter dem Deckmantel von Chancengleichheit und *fair play*.

Beispiele und Überlegungen zum Ausschluss von als ‚intersexuell' kategorisierbaren Menschen aus dem Hochleistungs- und Berufssport – spielerisch *ver*spielt inszeniert.

> *Ich glaube daran, Grenzen zu überschreiten, nicht nur einmal, sondern so oft es notwendig ist, um ein Netz zu weben, auf dem wir alle laufen können.*[1]
>
> (Volcano 2000, 5)

1 Warming up

‚Intersexualität' als moderne medizinisch-pathologische Bezeichnung zur Kategorisierung von „Individuen mit gestörter somatosexueller Differenzierung" (Westenfelder 2004, 379) umfasst mannigfache Ausformungen und Gestaltungen. Definiert als die Nichtübereinstimmung von das Geschlecht eines Menschen spezifizierenden und determinierenden Aspekten,[2] subsumiert die Bezeichnung sowohl Menschen mit Chromosomenmosaiken,[3] Menschen mit visuell als ‚nicht eindeutig' zu klassifizierenden Genitalien, Menschen, die medizinisch behandelt werden müssen, um leben zu können,[4] Menschen, die als behindert gelten,[5] als auch Menschen, deren äußerlich als ‚normal' definiertes Erscheinungsbild nicht mit ihrem Chromosomensatz übereinstimmt,[6] unter ein und demselben Begriff.[7] Verbunden sind diese sich in vielfältigen Aspekten unterscheidenden Menschen lediglich durch den Stempel, der ihnen wie einem Schlachtvieh sichtbar in fetten schwarzen Lettern in die Psyche eingebrannt und weniger sichtbar, da gut versteckt, mit Skalpellen, Nadeln und Fäden in den Körper eingeschrieben ist:[8] Monster.[9] Diejenigen, die die erste Hürde nehmen, den ersten Zieleinlauf erleben, die es schaffen, geboren zu werden – was im aufgeklärten Zeitalter von medizinischen Kompetenzen im Dienst der Humanität wie beispielsweise Pränataldiagnostiken nicht selbstverständlich ist[10] – werden nicht, wie vielleicht erwartet oder doch zumindest erhofft, mit Glückwünschen begrüßt. Nicht um ihren Schweiß zu trocknen, wird ihnen ein Handtuch um die Schultern gelegt. Um ihre Widerspenstigkeit zu tilgen, wird ihnen ein Operationslaken über die Genitalien geworfen, doch dies ebenso fürsorglich: Geschützt sollen sie werden,

nicht vor grippale Infekte auslösenden organischen Bakterien, sondern vor weltanschauliche Epidemien initiierenden anorganischen Viren. Es bestehe der dringende Verdacht, dass gesellschaftstragende Festplatten gelöscht werden könnten. Die Konsequenzen seien nicht auszudenken. Drum ab unters Messer und retten, was zu retten ist. Das sei für alle besser so, beschließen einvernehmlich ein paar wenige weltfremde, ihre Lehr- (oder Leer-?) Bücher sezierende Koryphäen über Emailkontakte mit aller Welt – und das meint vor allem mit der Presse als ihrem beliebtesten Kommunikationsmedium mit der begierig ihrem Flötenspiel folgenden, doch auf Abstand zu haltenden Rattenmeute, der menschlichen Zivilisation. Doch, Sarkasmus beiseite, so einfach (einfältig?) ist es nicht, so schmerzlich und bedrückend leider schon.

Menschen, die mit der Diagnose ‚Intersexualität' belegt und damit stigmatisiert werden, kämpfen in der gegenwärtigen westlichen[11] Welt täglich ums Überleben.[12] Ein nervenaufreibender, zehrender Sport, wenn du es in diese Metapher gekleidet möchtest, die allerdings keinem polymorphen Körper sonderlich gut steht, weil sie zwickt und reibt, beißt und kratzt, schneidet und reißt, in Form zu bringen sucht, was Metamorphosen bedarf. Durch kein Gesetz geschützt, durch kein Lehrbuch vermittelt, durch keine Vorbilder erstrebenswert, in keinem Modell legitimiert, finden sich als intersexuell Diagnostizierte[13] an der Grenze zwischen Mythos[14] und Realität, Möglichkeit und Sein, Wahl und Zwang[15], Konstrukt und Natur ausgesetzt wie einst süße Hunde an überfüllten Autobahnraststätten zur Urlaubszeit. Abwertenden, abschätzigen, abgewandten, ignoranten, mitleidigen Blicken ausgeliefert, das leise Jaulen vom Krach der geschäftigen Welt übertönt, nehmen sich nur wenige ihrer an und wenige nur, die von selbst die Kraft aufbringen, sich loszureißen und fortzureisen. Grenzgänger_innen[16] im großen Spiel des Lebens, die ihre Bahnen ziehen, die ihre Runden drehen, die ihre Bälle schlagen – mit, gegen, entgegengesetzt, durch, synchron, kontinuierlich, steigernd, dissonant… Welche Uhr vermag diese Zeiten zu stoppen? Welches Maß vermag diese Strecken zu messen? Welche Liste vermag diese Choreografien zu skalieren? Welche Stimme vermag diese Leistungen zu bewerten? Keine – aus diesem Grund wird ihnen die Teilnahme an den Spielen verwehrt.

Dies wollen wir ändern, und sei es nur auf diesem Blatt und für diesen Moment. Sind nicht wir die Kinder aus visionär-technologischen Kopulationen der harawayschen *Cyborgs* und butlerschen *Queers*? Wer vermag es, wenn nicht wir Gezeichnete, *gender trouble* zu machen? Auf Los geht's lo(o)se los: let's *sexing the body*.

1.1 Spielregeln? Spiel regeln!

Ob in Gemeinschaftsverbünden oder in Einzelarbeit, vordergründig geht es um Neigungen und Interessen, zugestandenerweise vielleicht auch ums Kräftemessen, hintergründig aber ums Gewinnen. Schneller, weiter, höher, besser; nur der Platz an der Spitze, der erste Platz zählt, nur der erste Platz wird gebührend entlohnt, nur der erste Platz bringt den Gewinnenden Ansehen,

Werbeverträge, Verlage, Sponsoren, Geld – kurz gefasst: ein gutes Leben. Nur der Platz ganz oben auf der Treppe, der Sieg ist erstrebenswert. Und in welcher Disziplin man auch antritt, immer entscheidet das Geschlecht über die Zuordnung zu der Gruppe, in der man sich zu behaupten hat – Kampf unter dem Label *Fairness*. Denn vor allem für Frauen, so das humanistische Credo, sei es unfair, in einer Gruppe von Männern anzutreten, sich mit Männern messen zu müssen, da Frauen Männern (körperlich) unterlegen seien und sie daher niemals schlagen könnten. Selbst in der vermeintlich alle Menschen repräsentierenden Politik, in der vermeintlich neutralen Wissenschaft oder im vermeintlich geschlechtsneutralen Dartspiel, wo Fettverteilung, Haarwuchs, Muskelvolumen und Körpergröße wirklich irrelevant zu sein scheinen, treten in erster Linie Gleichgeschlechtliche gegeneinander an: Männer gegen Männer und Frauen gegen Frauen. Und, ihr Frauen, ihr Männer, mal ehrlich und „von Mann zu Frau, oder sagen wir vielleicht lieber, ganz unter uns zwei beiden" (Hacks 1987, 33 f): Sollten wir nicht erleichtert, nicht froh darüber sein? Haben wir Frauen nicht genügend Kämpfe angetreten/anzutreten und ausgestanden/auszustehen gegen Männer und wir Männer nicht genügend Anstrengungen unternommen zur Stärkung und Unterstützung der Frauen? Genug Kraft aufgebracht, genug Kraft aufgebraucht, um nun unter uns zu kämpfen, kämpfen zu dürfen, uns Gleichen, und nur der Vergleichbarkeit wegen, versteht sich, damit auch ja alles mit rechten, mit fairen Dingen zugeht? Denn der Kampfschrei ‚Survival of the Fittest' begleitet den Krieg, in dem Ethnien aufeinander prallen (wofür wir uns gerne auf Darwin beziehen, dabei aber ebenso gerne seine Überlegungen zur künstlichen Selektion des Menschen ausblenden, die natürlich-körperliche Stärke zugunsten gesellschaftlich-kultureller Macht als Selektionsmerkmal ausweist), ‚Der Natur ihr Recht' propagiert das Banner, unter dem sich Frauen und Männer gegeneinander auflehnen (wofür wir den modernen Wissenschaften unseren herzlichsten Dank aussprechen, ohne die Diskursivität und Kontingenz ihrer situierten Wissens- als objektive Wahrheitsproduktionen zu erwähnen), ‚Identität unter fragwürdigen Subjekten' schmückt die Flagge, unter dem Feministinnen aufeinander losgehen (ein Hoch auf die Frauenbewegungen), und *‚fair play'* lautet das Motto, unter dem Sportler_innen gegeneinander antreten (wie wir spätestens seit der im Zuge der Männerfußball-WM medial groß aufgezogenen Kampagne gegen Rassismus wissen, die aber, ganz nebenbei erwähnt, trotzdem nicht zu rütteln vermochte an der dort herrschenden Homophobie). Und deutlich in der hierarchischen und hierarchisierenden Gesellschaftsstruktur, der sexualisierten und sexualisierenden Wissensgenerierung und an der Geschlechtertrennung im Sport wird, dass sich Diskurse um ‚Geschlecht' nicht nur in Kompetenzzuweisungen, Verhaltensstrukturen, der äußeren Körperform von Menschen, sondern entscheidend auch in der inneren Körperbeschaffenheit niederschlagen, im Gehirn beispielsweise, in seiner Struktur, seiner Größe, aber auch in der Art zu denken, wahrzunehmen, zu handeln – quantitative und qualitative Unterschiede, die eine Unterscheidung von zwei Geschlechtern zu rechtfertigen scheinen und gleichzeitig die Angehörigen beiden Gruppen in alle Winde zerstreuen. Jedenfalls aus einer populär-/wissenschaftlichen und alltagspraktischen Perspektive. Denn dass es Männer und Frauen gibt und

sonst nichts, weiß doch jedes Baby, oder? Und auch, dass nicht alle Frauen gleich sind und nicht alle Männer, denn wozu sollte es sonst speziell entwickelte Heilungsprogramme für Homosexuelle oder eben sportliches Leistungsmessen geben? Wir fragen nicht nach, denn wir kennen die Regeln und wissen um ihre Notwendigkeit: Weil es immer auch Menschen geben wird, die sich gegen Gesetze, gegen Normierungen, gegen Regeln, gegen Reglementierungen auflehnen, diese unterlaufen oder gar gezielt zu ihrem eigenen Vorteil auszulegen vermögen. Wir brauchen Regeln zur Überprüfung der Einhaltung von Regeln. Diese findet sich in der Politik, manifestiert sich in Wissenschaft, greift in den Alltag, in individuelles Leben hinein und macht noch nicht einmal vor dem Sport halt: Der Betätigung, die uns (Kopfmenschen) meiner Meinung nach Ventil all der Normierungen und Disziplinierungen sein könnte, weil sie uns vergessen lassen könnte – und wäre es nur für den Moment.

1.2 Lasset die Spiele beginnen

Die Sportart, in der wir hier und heute antreten, wird kurzerhand in diesem Moment erfunden. Nennen wir sie ‚Gedankenexperimentelles Seitenhieben'. Gesetzt werden müssen noch die Teilnehmenden. Über Lose? Über Qualifizierungen? Machen wir es uns einfach: Aufgenommen werden alle, die es wünschen – wir wollen ja niemandem Gewalt antun und keinen Zwang ausüben. Unverbindliche Anmeldung erfolgt über Meldung. Ach, fast vergaß ich, das Ziel zu formulieren. Muss ja alles seine Richtigkeit haben. Also: Es gibt kein Ziel – auch das soll formuliert werden, um Missverständnisse zu schüren. Meldungen bitte.

Erik_A Schinegger[17]
Santhi Soundarajan[18]
Sarah Gronert[19]

Danke. Drei harmonisiert mit dem Thema in gewisser Weise. Dass weitere hinzukommen, andere abspringen oder abheben, vielleicht auch ableben, kurz: die Zusammensetzung variiert, bleibt frei gestellt. Und ich bin selbstverständlich auch dabei als wir (nicht als Schiedsrichter_in oder ähnlich Parteiische/r – das macht ihr schon alle von euch aus, so autonom und selbstbewusst sind wir mittlerweile, oder?).

Die Disziplinen sind unfrei erfunden auf der Grundlage einiger gedankenspielerischer Analysen von Berichten über den unerwünschten Zusammenprall von ‚Intersexualität' und ‚Sport'. Irgendwer hat wohl die rote Ampel übersehen. Von der Aschenbahn heteronormativer Strukturen bleibt nach unserem Wüten nur Asche übrig; die Bahn haben wir irgendwo (aus den Augen) verloren. Wir brauchen sie nicht. Wir ritzen stattdessen Linien in die Körper hinein, nehmen hier etwas ab, geben dort etwas hinzu, deuten hier etwas um, ignorieren dort

etwas gänzlich – auf ein bisschen Blut mehr oder weniger kommt es dabei nicht an –, um Druck abzulassen und uns zugleich aufzublasen.

So lasset die Spiele beginnen.

2 Geist(er)Körper-Disziplinen

Wir haben es bereits angedeutet: Unbeschrieben treten die Körper nicht zu den Spielen an. Gekleidet sind sie in Worte, die Geschichten transportieren. Dabei erweist sich die Kleidung für unsere Spiele oft als nicht-funktional. Schwierig gestaltet sich ein Wettlauf für eine Person, die einen Sack am Leibe trägt, während alle anderen ihre Bahnen in an den Körperformen angepassten atmungsaktiven Sprintoutfits drehen. Dass Hemmungen entstehen, wird man nackt auf ein Tennisfeld gestellt, während die Gegnerin ein sexy Röckchen trägt, verwundert nicht und auch nicht, dass die Leistungen darunter leiden. Den Sack abzustreifen oder sich Kleidung überzuwerfen, erweist sich als aufwändiges Unterfangen. Gegebenenfalls ist man selbst schon Sack und wird es täglich mehr, trägt einen von den Lasten auf den Schultern gebogenen Rücken zur Schau, ein gebrochenes Rückgrat, das sich nicht mehr (auf-)richten lässt. Gegebenenfalls ist man selbst schon nackt, durchleuchtet jede Zelle des Körpers vom ärztlichen Blick, alles offen gelegt und in Akten nicht ad acta gelegt – was vermag in diesem Fall Kleidung noch zu verhüllen?

Da nackt sein nichts bringt, weil frei sein nicht geht, treten bei unseren Spielen alle Teilnehmenden ebenso gezeichnet an. Wir werfen Blicke auf die enthüllenden Verhüllungen und sprechen mit den Designer_innen, indem wir ihnen Worte in die klaffenden Münder legen, an denen sie sich verschlucken. Wir be-schreiben die ge-schriebene schreibende Kleidung schrei(b)end. Und wir verknoten den Text mit unseren Initialen, um ihn zu situieren in nicht fixierbaren Möglichkeiten.

> Wir sind nicht für die Welt verantwortlich. Wir leben hier einfach und versuchen mittels unserer prothetischen Werkzeuge, einschließlich unserer Visualisierungstechnologien, nicht-unschuldige Konversationen zu beginnen. (Haraway 1995b, 94)

2.1 Disziplin „Disziplinierte Körper": Eins gewinnt

Wie im deutschen 6-Noten-System gewinnt auch im Sport die Eins. Hoch dotiert ist ausschließlich der erste Platz, der mit der höchsten Stufe auf der (Erfolgs-)Leiter korreliert. Aber erste Plätze gibt es immer zwei: einen bei den Damen, einen bei den Herren – und damit doch eigentlich nur einen: Paradoxie aufgehoben. Eins muss auch sein, wer beim Kampf um die Eins mitwirken möchte: entweder Mann oder Frau. Dies zu gewährleisten wurden dafür eigens Methoden erschaffen – auf höchstem wissenschaftlichem Niveau versteht sich

und unter völliger Geheimhaltung: Operation XY, im Alltagswortschatz auch einfach Sextest[20] genannt (seit neuestem übrigens *Gender Verification Lab,* vgl. Tolmein 2008, 1). Und wie so viele bio-wissenschaftliche Forschungen verfolgt auch die Etablierung eines Sextests zur Bestimmung der Geschlechtszugehörigkeit ein wichtiges humanistisches Anliegen: Es geht um Erhalt und Sicherung von Chancengleichheit. Wie wir nun alle spätestens seit den Folgen der 1968er Jahre und der Zweiten Frauenbewegung wissen, sind es vornehmlich ‚die Frauen', die Diskriminierungen ausgesetzt sind: strukturellen, institutionellen, individuellen. Daher werden Sextests auch nur bei Frauen durchgeführt. Die Objektivierung ihrer Körper gilt ausschließlich zu ihrem Wohl. Spezifischer noch als den weiblichen Körper einmal mehr zum Objekt wissenschaftlicher Forschungen zu machen, werden diese Körper kategorisiert und damit diszipliniert. Nicht jeder Körper, der aussieht wie ein Frauenkörper, ist auch ein Frauenkörper (und nicht jeder Körper, der nicht aussieht wie ein Frauenkörper, ist kein Frauenkörper), postulieren die Sextests Anordnenden und Durchführenden und legitimieren damit ihr Tun. Was sie aber in erster Linie tun, ist das Leben von Menschen zu zerstören. „Mit diesem Testergebnis darfst du kein Rennen mehr fahren" (Schinegger 1988, 163) – von einer Sekunde auf die andere ist alles vorbei, wofür jahrelang trainiert wurde, alles genommen, worüber man sich definiert hatte: die Kompetenzen, der Beruf, das Geschlecht, die Identität.

Transportiert und stabilisiert wird durch diese Konzeption körperlicher Weiblichkeit als naturgemäß schwächeres Körper-/Geschlecht ein dichotomes Zweigeschlechtermodell, das ‚den Mann' ‚der Frau' als körperlich überlegen definiert, und das von Natur aus. Das Gegenbeispiel Dora Ratjen, ein biologischer Mann, der bei den Olympischen Spielen in Berlin von 1936 im Hochsprung der Damen antrat und Vierte(r) wurde (vgl. Fausto-Sterling 2000, 2), findet in diesem Zusammenhang genauso wenig Erwähnung wie die Zulassung von Transsexuellen zu Olympischen Spielen (vgl. Tolmein 2008, 1). Würde ja auch alles so bewährt, schön und einfach Konstruierte in Frage stellen, also besser ausblenden, sonst müsste man(n) ja eventuell das eigene Weltbild revidieren und da hinge zu viel dran – denk nur mal an die ganze Gesellschaftsstruktur: nicht auszudenken!

Wie ist aber damit umzugehen, dass einerseits ‚den Frauen', als dem von Natur aus schwächeren und langsameren Geschlecht, ein fairer Wettkampf, d.h. nur unter ihresgleichen, ermöglicht werden soll, in dem das weibliche Geschlecht der Athletinnen überprüft wird, andererseits aber nicht alle Männer stärker und schneller sind als alle Frauen und Frausein, wie im Fall von Transsexuellen oder Intersexuellen, künstlich, d.h. medizinisch-technologisch hergestellt werden kann? Was gilt dann als Geschlecht? Was macht dann das Geschlecht eines Menschen aus? Und wo liegen dann die Unterschiede der Geschlechter?

Was Sextests im Sport also bei all dem Nehmen bringen – was sie aber eigentlich auf keinen Fall wollen –, ist die Infragestellung der Kategorie ‚natürliche Zweigeschlechtlichkeit'. Sich verstrickend im Versuch der Produktion von Einsern, führen sie ihr Anliegen vollends in den Ruin. Denn eine Antwort kön-

nen sie nicht geben. Sehen wir dem Untergang der Kategorie ‚natürliche Zweigeschlechtlichkeit' in einer weiteren Disziplin zu – dem Zu-/Schau-/Er-Lauf.

2.2 Disziplin „Zu-/Schau-/Er-Lauf": Vulven, Muskelmasse und Fettgewebe auf dem catwalk

Abgesehen von Turner_innen, Synchron- und Hochspringer_innen (okay, noch ein paar anderen), welche Person, die in (olympischen) Wettkämpfen bei den Damen antritt, sieht heute bitte noch aus wie eine Frau? Marion Jones? Gut, sie ist gedopt. Martina Navratilova? Gut, sie ist eine Lesbe. Venus Williams? Gut, sie ist schwarz. Jana Linke-Sippl? Gut, sie ist eine Bodybuilderin. David Beckham? Ups, das ist ein Mann. Aber sie sind verdächtig, verdächtig nah an der Grenze, nicht als Frau durchzugehen, oder etwa nicht? Müssen sie sich nun einem *Gender Verification Lab*, wie es seit den Spielen in Peking 2008 die Sextests ablöst, unterziehen? Was heißt eigentlich verdächtig? Tja, das weiß niemand so genau. Wie auch. Es ist ja noch nicht einmal einstimmig geklärt, was das Geschlecht einer Person ausmacht und wie dieses in Zusammenhang steht mit körperlicher Leistungsfähigkeit (Kraft, Ausdauer, Schnelligkeit, Beweglichkeit), wobei genau das im Zentrum der *Gender Verification* steht: Verdächtige Sportlerinnen auf ihre Geschlechtszugehörigkeit hin zu prüfen (vgl. Tolmein 2008, 1). Schöner Anspruch: etwas erkennen, über das man spekuliert, aber nichts weiß.

Früher, das heißt vor medizinisch möglicher Sichtbarmachung der dem Auge verborgenen Geschlechtsaspekte wie der Hormonkonzentration oder der Chromosomen, war alles noch einfach und sowieso viel besser. Man(n) ließ die Sportlerinnen auflaufen (in doppelter Hinsicht), sich ihrer Kleidung entledigen und ein bisschen auf die Genitalien schauen. Nichts da, was da nicht sein darf? Gut – zugelassen. Einfach war es und einfach zu hintergehen, was schließlich auch geschah. Frag zum Beispiel manche Prostituierte. Haare lang wachsen lassen, Schminke aufgelegt, Schwanz zwischen die Beine geklemmt – fertig ist die Frau. Große Brüste sind nicht so wichtig. Wissen wir doch durch die jährlich unzählige Male vorgenommenen Brust-OPs, dass kleine Brüste das Problem vieler Frauen sind, so dass eine kleine Brust (oder keine? Wer zieht hier schon die Grenze?) authentisch wirkt. Oder Dora Ratjen, die könnte auch ein Lied davon singen. Und auch davon, wie es ist, als Mann gegen Frauen zu verlieren. Aber das interessiert ja niemanden.

Gut soweit, zurück auf den *catwalk*. Eine Beschreibung der Durchführung eines Sextests im Sport liegt von Erik_A Schinegger vor (die die Tests konzipierenden und durchführenden Mediziner_innen schweigen sich über ihre Arbeit konsequent aus). Zur Ermittlung des Geschlechts, das in den Chromosomen verortet wird, wird Speichel entnommen, welcher als Basis einer DNA-Analyse fungiert. Unproblematisch ist die Entnahme und Analyse des Speichels aus medizinisch-instrumenteller Sicht, ethisch korrekt ist sie nicht. Meint Erik_A doch, es handele sich um eine Routinemaßnahme, die ihr_ihm nicht gefährlich

werden könne. Welchen Zweck die Entnahme und Analyse verfolgen, bleibt für sie_ihn völlig ungeklärt, sie_er bleibt unaufgeklärt. Entscheidend an der Durchführung dieses Sextests zur Klärung des Geschlechts ist meiner Meinung nach die Art und Weise der Vermittlung des Ergebnisses.

> Da saßen sechs Männer in einer Reihe nebeneinander, hinter zusammengerückten Tischen. Sie starrten schweigend und ernst auf mich, nachdem ich die hohe Zimmertür hinter mir geschlossen hatte. Der überwiegende Teil des Raums war leer, nur in der Mitte stand einsam und verlassen ein Stuhl. (…) Ich fühlte mich wie vor einem Tribunal. (Schinegger 1988, 163)

Betrachtet, begutachtet wird, berichtet, gerichtet wird ein Menschenleben durch Menschen, deren Schweigen die Macht hat, unüberwindbare Mauern zu errichten. Blutgetränkt liegt der rote Teppich, der zum Siegespodest führt, denen zu Füßen, die sich die Zehen abschneiden, um in die engen Schuhe zu passen.

Einem aktuellen Zu-/Schau-/Er-Lauf können wir in Deutschland beiwohnen: Sarah Gronert, Tennisspielerin, befindet sich derzeit, eingehüllt in den Mantel der menschlichen Chancengleichheit, aber mit weit gespreizten Beinen, auf dem *catwalk* zur Diffamierung als intersexuell Diagnostizierter, wobei ihre erzwungene Freizügigkeit mit dem Sonderpreis für Zivilcourage ausgezeichnet wird (vgl. Eine sehr mutige Frau).

Die 22-jährige Sarah Gronert, hermaphroditisch geboren, bis in die Pubertät als Junge gelebt (vgl. Tolmein 2008, 1), heute weibliches Geschlecht attestiert (vgl. Presseerklärung des WTV), aufsteigender Stern am Tennishimmel, unterbricht ihre Karriere aufgrund von Beschimpfungen durch ihr unterlegene Gegnerinnen, die sie als Mann beschimpfen. Unterstützung erhält sie einerseits durch Fans, die ihr eine Homepage gewidmet habe, auf der sie ihre Unterstützung bekunden (vgl. Mach weiter, Sarah 2009), durch Stellungnahmen des Sportsclubs, in dem sie spielt (vgl. Ruderclub Hamm 2009), der Selbsthilfegruppe Intersexuelle Menschen (vgl. Truffer 2008) sowie durch die Presse, die ihre Geschichte und das menschenverletzende Verhalten (vgl. Pressemitteilung des WTV), das Sarah vonseiten der Gegnerinnen entgegengebracht wird, in die Öffentlichkeit tragen und verurteilen. Auf den ersten Blick kommt Freude auf: Nach unzähligen Attacken als intersexuell diagnostizierter Menschen auf das deutsche Rechtssystem (durch Michel Reiter[21]), medizinische Zuweisungs- und Interventionspraxen (durch Christiane Völling[22]), gesellschaftlich tradierte Wissensbestände um natürliche Zweigeschlechtlichkeit (durch Dokumentationen wie *Das verordnete Geschlecht* (2001)) sowie auf hegemoniale wissenschaftliche Wissensmodelle (durch akademische Genderforschungen), scheinen nun endlich die geäußerten Kritiken in die Gesellschaft eingesickert und ein Schritt gemacht worden zu sein hin zu einer Akzeptanz von intersexuellen Menschen als gesellschaftliche Subjekte.[23] Doch der Schein trügt. Unterstürzt wird nämlich nicht eine intersexuelle Person mit Namen Sarah, sondern eine junge Frau namens Sarah. Verurteilt wird die Beschimpfung eines Menschen als intersexuell, der

nachweislich weiblichen Geschlechts ist. Eine Person der ‚Intersexualität' zu bezichtigen, gilt als „menschenverletzend" (Pressemitteilung des WTV).

So einfach ist es selbstverständlich nicht. Die Problematik liegt zu großen Teilen in der Heterogenität der Kategorie ‚Intersexualität', der Vielfalt der (Selbst-)Definitionsmöglichkeiten und der Unterschiedlichkeit der Ziele, die unterschiedliche Menschen auf der Grundlage unterschiedlicher Konzeptionen formulieren. Da gibt es Michel Reiter, der_die Hermaphrodit als natürliches Drittes Geschlecht, legitimiert als Körper-/Seinsweise durch die Etablierung einer Personenstandskategorie im Rechtssystem, verstanden wissen will (vgl. Reiter 2001b). Da gibt es Christiane Völling, die sich als „verstümmelte, zwangskastrierte Frau in einem vermännlichten Körper" (Völling 2007, 4) sieht und täglich ums Überleben kämpft (vgl. *Die Katze wäre eher ein Vogel*). Da gibt es Kat, die sich als „intersexuelle Frau oder eine Frau mit einer intersexuellen Disposition, (…) nicht eine intersexuelle Person, die in der weiblichen Rolle lebt"[24] (*Die Katze wäre eher ein Vogel*), konzipiert, am liebsten und treffendsten aber als Mensch sieht, der sich nach den eigenen Wünschen, Vorstellungen, Zielen definiert. Da gibt es Del la Grace Volcano, der_die sich als „intersex by design" (Volcano 2005, 96) beschreibt, und den eigenen Körper zum politischen Medium der Kritik an einem heteronormativen System inszeniert. Und da gibt es Sarah Gronert, von der wir bisher nicht viel wissen, doch immerhin das für sie Entscheidende, um Sport zu treiben: Sie ist weiblichen Geschlechts – das bestätigt die Gynäkologin (vgl. Pressemitteilung des WTV).

Im Fall von Sarah Gronert handelt es sich um eine Beleidigung, gar um Rufmord, der juristisch belangt werden kann, sie als Mann zu titulieren und damit auf ihre Vergangenheit anzuspielen, da sie selbst sich scheinbar als Frau und die Bezeichnung Mann als menschenverachtend versteht. Deutlich wird hier einerseits, dass als intersexuell diagnostizierte Menschen nach wie vor keine Rechte haben, rechtlich nicht fixiert, und damit auch nicht geschützt sind,[25] sowie andererseits, welche Wirkmacht Sprache hat. Einen Menschen als intersexuell zu bezeichnen, gilt als Ruf-Mord, gleicht einem Mord durch Sprache, vollzieht gar einen Mord durch Sprache.

Problematisch ist meiner Meinung nach aber, dass ‚Intersexualität' mittlerweile innerhalb von Betroffenengruppen als Identitätskonzept oder Identitätsmerkmal verhandelt wird und die Bezeichnung einer Person als intersexuell, wenn sie_er sich selbst als intersexuell versteht, nicht *per se* als Beleidigung verstanden werden kann bzw. sollte, dass die Diskussionen, die mit Bezug auf Sarah Gronert gerade geführt werden, dies aber suggerieren: Nämlich dass ‚Intersexualität' dann kein Problem und keinen Grund der Beschimpfung darstellt, wenn sie nicht gelebt wird – die gute alte Zweigeschlechtlichkeit also gewahrt bleibt.

Aber Stopp. Nicht so schnell. Die Kamera kommt nicht nach. Und was nicht aufgezeichnet und damit nicht nachprüfbar ist, gilt nicht. Wie funktioniert diese Rückführung eines als intersexuell diagnostizierten oder kategorisierbaren Menschen in das Zweigeschlechtersystem? Wir haben bereits von Sextests gehört, die Genitalien betrachten, von Speicheltests, die Chromosomenanalysen erlauben, und von gynäkologischen sowie endokrinologischen Untersuchungen,

die ein Geschlecht gesellschaftsgültig zu attestieren vermögen. Lassen wir nun diese Akteur_innen gemeinsam in einer Disziplin antreten. Meine sehr verehrten Dämlichen und Herrischen, machen Sie sich auf einen spannenden Abend gefasst, schalten Sie ein und seien Sie live dabei, wenn es heißt „Wenn Gene und Genitalien um die Wette laufen" in der Disziplin „Fragmentierte Körper". Eine gute Unterhaltung wünscht Ihnen Aktenzeichen XXY – Ihr Sender für ungelöste Fälle.

2.3 Disziplin „Fragmentierte Körper": Wenn Gene und Genitalien um die Wette laufen

‚Intersexualität' bzw. XY-Chromosomen bei einer in der Gruppe Frauen angetretenen Sportlerin als Ergebnis eines Sextests fragmentiert den Körper der analysierten Person. Das Auseinanderfallen von Chromosomensatz und genitalem Körpererscheinungsbild wird als nicht zu vereinbarende Diskrepanz wahrgenommen, als ein Fehler, als etwas, das so nicht sein darf. Die angegebene Identität als Übereinstimmung von Körper (*sex*) und Geist (*gender*) gilt als gefälscht. Der nicht passende Teil wird abgespaltet, gilt als fehlerhaft. Da alltagsweltlich und populärwissenschaftlich die Gene den Code für die Körperausbildung stellen, werden nicht die Chromosomen als falsch verstanden, sondern der um sie herum entstandene Körper. Wer XY-Chromosomen hat, ist ein Mann. Nicht, wer einen phänotypisch weiblichen Körper hat, ist eine Frau. Der Schein trügt. Die Erscheinung betrügt. Der hinter Lug und Trug stehende Mensch muss disqualifiziert werden.

Verhängnisvoll an der Körperfragmentierung ist nicht die Fragmentierung *per se*, sondern die Art der Körperfragmentierung, wie so vieles bei uns hierarchisierend zu operieren. Im Zeitalter der Wahrheits- und Wissensgenerierung anhand von Erkenntnis durch Erkennen, einem Zeitalter in der Folge der Aufklärung, das dem Sehsinn, dem Auge die Macht überschreibt, Wirklichkeit zu definieren, soll gerade das Unsichtbare, die Gene, über das Sichtbare, den geformten, sich bewegenden Körper bestimmen? Ja, nur dass auch die Gene sichtbar gemacht werden können, dass gerade weil die Gene sichtbar gemacht werden können, dieses Erkenntnismodell, das auf eine Essenz, einen Grund pocht, weiterhin funktioniert. Die Integration dieses unsichtbaren sichtbaren Wissens in die eigene Selbstkonstruktion oder Identitätskonzeption, das, wie im Fall vieler Intersexualitätsformen, stark divergiert vom sichtbaren unsichtbaren Wissen um das eigene Selbst, hat der einzelne Mensch zu vollziehen, damit hat alle Medizin mit ihren schönen bunten Visualisierungstechniken nichts mehr zu schaffen.

Die Dominanz des Körperfragments ‚Gen' im Identitätskonstituierungsprozess gegenüber dem Körperfragment ‚sichtbare Körperausformung' führt schließlich dazu, dass, meist in unreflektierter verbaler Offenbarung mit einem XY-Chromosomensatz konfrontiert, bei Menschen, die sich als Frau wähnten, mit einem Mal und von einer Sekunde auf die andere die komplette Identität zerfällt und das sich über Jahre hinweg aufgebaute Leben wie ein Kartenhaus

im Wind in sich zusammenstürzt. Sie finden nicht, was sie doch sehen sollten, und werden bei jedem Blick in den Spiegel mit dem Raum konfrontiert, in dem sie sind, wo sie nicht sind, gleichsam ein Schatten (vgl. Foucault 2005, 935), werden ungefragt und übereilt und meist allein an einen Ort geschleudert, an dem sie nie zuvor waren und an dem sie nicht sein möchten, werden an einem Nicht-Ort ausgesetzt wie räudige Hunde – denn, abgesehen von Selbsthilfegruppen, zu denen die Betroffenen erst einmal Zugang finden müssen, was durch das Verschweigen der Existenz anderer als intersexuell Diagnostizierter durch Ärzt_innen nicht automatisch passiert, bekommen als intersexuell Diagnostizierte nur als missgebildete Frauen oder Männer, nicht aber als Menschen mit intersexuellem Körper und/oder intersexueller Identität, einen Raum zugewiesen, und der liegt eingelassen in die jeden Keim abtötende Sterilität eines Krankenhauses, einer Abweichungsheterotopie zum Zweck des Ausschlusses durch Einschluss (vgl. Foucault 2005, 936).

Geknüpft an die hierarchisch konzipierte und hierarchisierend wirkende Fragmentierung des Körpers in einzelne, jedoch zusammenhängende Teile wird die Negation von Verkörperungsprozessen zugunsten der Annahme eines linearen und stabilen Ursache-Wirkungs-Gefüges. Demnach legen die Gene die Ausformung des Körpers fest, und das bereits pränatal wohlgemerkt. Dabei treten Verkörperungsaspekte gerade im Fall von Menschen, die jahrelang mit Gewissheit und Überzeugung ein anderes Geschlecht gelebt haben, als sie plötzlich attestiert bekommen, wie es bei einigen als intersexuell diagnostizierten Menschen der Fall ist, aus der Schattenseite ins Licht heraus. Alphabetisch codierte Gene scheinen eine andere Sprache zu sprechen als phonologisch und morphologisch segmentierte Sprachzeichen, Naturwissenschaftler_innen scheinen andere Texte zu lesen und zu schreiben als Kulturwissenschaftler_innen – es entstehen unterschiedliche Geschichten.

Nehmen wir die Geschichte von Erik_A Schinegger. Eine Version von Mediziner_innen, die die Geschichte in den Menschenkörper hineinverlegen, den sie untersuchen und analysieren mit medizinischem Instrumentarium, könnte lauten:

Wer XY-Chromosomen hat, produziert männliche Hormone, die dafür verantwortlich sind, dass sich eine größere Muskelmasse aufbauen lässt, als das bei Menschen mit XX-Chromosomen der Fall ist, so dass bessere körperliche Leistungen erzeugt werden können. Eine phänotypische Frau mit einem männlichen Genotyp ist daher sowohl einer phänotypisch und genotypischen Frau als auch einer phänotypisch männlichen und genotypisch weiblichen Frau überlegen.

Und die Fortführung der Geschichte durch Sportfunktionäre: Solch eine Scheinfrau darf nicht gegen wahre Frauen antreten, da sonst keine Chancengleichheit gewährleistet ist. Und *fair play* steht als Leitstern über jeder Sportart. Das verstehst du doch, oder?

> Schau, Erika, lass es dir gutgehen irgendwo im Süden – dort, wo dich niemand kennt und mit lästigen Fragen quält. (…) Wenn man … nicht weiß, wo du bist, wird bald Gras über die Sache wachsen. (Schinegger 1988, 165 f)

Eine Version von Textwissenschaftler_innen, die die Geschichte in den geschriebenen Text, die veröffentlichte Autobiografie hineinverlegen, die sie interpretieren mit sprach-, literatur- und/oder sozialwissenschaftlichem Instrumentarium, könnte lauten:

In autobiografischen Texten wird kein Leben *be*schrieben, wie es war, sondern ein Leben *ge*schrieben, wie es sein soll, sowohl in Bezug auf die Auffassung von Autobiografie, die hinter der Textproduktion liegt, als auch hinsichtlich der Intention, die die Textproduktion leitet (vgl. Wagner-Egelhaaf 2005, 17). Zeichenproduktionen sind performativ. In der Formulierung und Reihung von Buchstaben zu Wörtern, Wörtern zu Sätzen und Sätzen zu Geschichten liegt die Macht, Wirklichkeiten zu erschaffen – auch körperliche. Erik_A, was heißt für dich „Mein Sieg über mich"? Welche Konsequenzen hat diese Formulierung? Dass das ‚wahre' Männliche, das fälschlich zugeschriebene Weibliche besiegte, das aber einst (auch) du warst – deiner Einstellung, deiner Wahrnehmung, der Ausbildung deiner Kompetenzen und Fähigkeiten, der Wahrnehmungen, deiner Handlungen, deinem Denken, deinem Körper nach? Warum, meinst du, musstest du männliches Verhalten einüben, wieder und wieder, deine Körperhaltung korrigieren, deine Art zu sprechen reflektieren, dich auch zwanzig Jahre nach deiner Mannwerdung noch deiner Männlichkeit in Form von Fremdanerkennungen vergewissern, deine Männlichkeit auch heute noch explizit formulieren und inszenieren? Und warum muss in deiner Autobiografie ein Bild deiner Tochter abgedruckt sein, das sie als Baby nackt zeigt, mit der (äußerlich eindeutig erscheinenden und daher automatisch gesunden?) Vagina den Betrachtenden direkt zugewandt? Vor was fürchtest du dich, wenn doch alles an dir normal, gesund, vollwertig, wenn doch alles nur ein Fehler der unqualifizierten Hebamme war und keine „Schikane der Natur" (Schinegger 1988, 195)?

Die dargestellte Körperfragmentierung geht Hand in Hand mit einer ganzheitlichen Körperkonzeption. Einzelne Teile des Körpers werden segmentiert und als Ursache bestimmter Wirkungen konzipiert. Dahinter verbirgt sich ein lineares Denkmodell, das auf einfachen Ursache-Wirkungs-Prozessen beruht. Wer XY-Chromosomen hat, produziert männliche Hormone, die dafür verantwortlich sind, dass sich eine größere Muskelmasse aufbauen lässt, als das bei Menschen mit XX-Chromosomen der Fall ist, so dass bessere körperliche Leistungen erzeugt werden können. Eine phänotypische Frau mit einem männlichen Genotyp ist daher sowohl einer phänotypisch und genotypischen Frau als auch einer phänotypisch männlichen und genotypisch weiblichen Frau überlegen. Dass nicht jede genotypisch männliche Frau immer und überall gegen genotypisch weibliche Frauen gewinnt, spielt dabei keine Rolle. Entscheidend ist, dass sie es könnte – sie hat halt nur zu wenig hart trainiert. Oder nicht?

2.4 Disziplin „Technisierte Körper": Stiftung Warentest – Getunte Cyborgkörper im Preis-Leistungs-Vergleich

Ob nun ein Sextest oder *Gender Verification Lab* durchgeführt werden soll oder nicht, wenn ja, in welchen Fällen, darüber herrscht keine Einigkeit, wie an den Einführungen, Abschaffungen, Durchführungen, Ausschlüssen und (Wieder-)Zulassungen deutlich wird.[26] Unklar ist auch, was mit den Tests bezweckt werden soll bzw. wen sie schützen und wen bzw. was sie sanktionieren sollen? Wenn als intersexuell Diagnostizierte zu Olympischen Spielen mal zugelassen und mal ausgeschlossen und Transsexuelle seit 2004 grundsätzlich zugelassen sind, das Chromosom-Hormon-Leistungsmodell also nicht mehr greift, auf was stützt sich dann die Legitimation, was bezweckt dann die Durchführung von Sextests (nur bei Frauen)? Im Hintergrund stehen meiner Meinung nach eher als Aspekte der Geschlechtszugehörigkeitsüberprüfung Fragen nach Konzeptionen von Natur und Kultur bzw. Künstlichkeit oder in der Sprache des Sports: Fragen nach Doping.

Was ist an einem Körper heute noch natürlich? Spezieller: Was ist an einem medizinisch-technologisch hergestellten weiblichen Körper natürlich? Hat nicht Donna Haraway bereits Ende der 1980er Jahre formuliert, dass wir alle Cyborgs sind (vgl. Haraway 1995a, 34) und durch die Konzeption von materiell-semiotischen Akteur_innen Handlungswirkmächtigkeit auf vermeintliche Objekte ausgeweitet (vgl. Haraway 1995b, 96)? Um den Schutz natürlicher Weiblichkeit kann es also nicht gehen. Weder bei medizinisch-technologischen noch hochleistungssportlich trainierten und modulierten weiblichen Körpern handelt es sich um natürliche weibliche Körper. Geht es um den Grad der Technisierung, um ein gültiges Maß an Künstlichkeit? Wann ist das Maß voll? Was bringt das Fass zum Überlaufen?

Augenscheinlich wird im Motorsport, in dem der Rennwagen die Grenzen des menschlichen Körpers verlagert, eine anerkannte Menschen-Maschinen-Symbiose: Maßgeblich beteiligt am Sieg ist das Auto und damit die Hersteller_innen desselben. Michael Schumacher gewinnt mit Ferrari. Warum stellen sich hier keine Fragen des Dopings bzw. der Manipulation? Wirkt Geld im Motorsport nicht dahingehend manipulierend, da die mit dem meisten Geld die besten Materialien und die besten Ingenieur_innen kaufen und damit die leistungsstärksten Autos bauen können? Warum kann analog dazu nicht Jan Ullrich mit Hormonpräparaten gewinnen? Und was ist mit Verkörperungsprozessen? Wo liegt die Grenze zwischen dem, was dem Körper zugeführt wird, und dem, was der Körper daraus macht? Gibt es dafür eine universelle Messlatte?

Die Voraussetzungen sind doch nie dieselben. Immer handelt es sich um Individualkörper mit spezifischen Trainingsmöglichkeiten. Sind Leistungen jemals vergleichbar, geht man von immer ungleichen Bedingungen aus? Wie kommen Sportfunktionäre darauf, dass Körper vergleichbar sind, weil sie dem gleichen Geschlecht zugeordnet werden? Als wäre dieselbe Geschlechtszugehörigkeit eine gleiche Ausgangsbedingung. Wie kommen Sportfunktionäre darauf, dass Körper auf Doping gleich reagieren, und dass Körper immer gleich auf Doping

reagieren? Als wären Körper Objekte ohne Eigenhandlungsfähigkeit – auch hier wieder das bekannte Ursache-Wirkungs-Prinzip und kein konnektionistisches Integrations-Interaktionsmodell bzw. keine Entwicklungs-System-Theorie (vgl. Fausto-Sterling 2000, 25). Cyborgs sind geduldet auf Sportplätzen und Spielfeldern, nur getunte Cyborgs sind unerwünscht und werden verstoßen. Wie auch als intersexuell diagnostiziert Geborene geduldet sind, nur keine sich als intersexuell Definierenden.

In der Ausrichtung sportlicher Wettkämpfe auf ein Ziel, den Sieg hin, liegt Differenz bereits eingegliedert: Könnten alle dasselbe erreichen, könnte niemand gewinnen. Die Ausgangsbedingungen müssen also unterschiedlich sein, damit Siegen überhaupt möglich wird. Mir erscheint Wettkampf *per se* unglaubwürdig: Sport setzt Differenz voraus, die getilgt wird durch die Konstruktion gleicher Ausgangsbedingungen, wofür homogene Kategorien geschaffen werden, die als Vergleichsdimension heterogener Inhalte fungieren sollen.

Was heißt schon Doping? Wer sagt, dass Eigenbluttherapie körperliche Leistungsfähigkeiten steigert und somit in den Bereich illegalen Dopings fällt, nicht aber machohaftes Imponiergehabe, Geltungsdrang und Bestätigungssucht? Wer sagt, wann ein Körper natürlich ist und wann künstlich? Wer zieht wo Grenzen? Es gewinnen doch nicht alle, die illegal gedopt sind. Und haben diejenigen gewonnen, die mit 40 Jahren an Herzversagen sterben, weil sie, ungeachtet der eingesetzten Mittel, unbedingt ganz oben auf der Treppe stehen mussten? Was heißt schon gewinnen? Und haben diejenigen verloren, die nicht an oberster Stufe des Treppchens stehen? Die nicht nicht geschminkt und gestylt auf die Straße gehen können, weil ihr Bild unter der Überschrift „Die ungeschminkte Wahrheit" sogleich die Titelseiten jenes Hochglanzmagazins schmücken würde, das in Millionenauflage die Meinung des deutschen Volks *bild*et? Was heißt schon verlieren?

3 The final lap

Skizziert werden durch die in diesem Text inszenierten Spiele mehrere Geschichten, deren Handlungsstränge und Erzählrahmen sich ebenso verschränken wie sich die beteiligten materiell-semiotischen Akteur_innen überlappen. Es kicken mit-, gegen- und durcheinander Institutionen, Wissensbestände, Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, Theorien, Methoden, Identitäten, Körper, Leiber den Ball der Wahrheit auf dem Spielfeld der Widersprüche in die Tore der Erkenntnis. Der Endstand lautet n-1, visualisiert im Rhizom als nicht(s) ab(zu)schließendes Ergebnis.[27]

Eine solch unabschließbare, aber zum Zweck einer Publikation begrenzte mögliche Geschichte über ‚Intersexualität' und ‚Sport', gesponnen aus mannigfaltigen Erzählsträngen, könnte demnach rhizomatisch lauten:

Erzählt wird in den in diesem Text inszenierten Spielen, dass die durchaus löblichen, aber auf instabilen Grundlagen, nämlich natürlicher und antagonistisch konzipierter Zweigeschlechtlichkeit, basierenden Anstrengungen und

Bemühungen der Sportverbände, Chancengleichheit auf der Grundlage von ‚Geschlecht' zu gewährleisten, paradoxerweise einerseits zu geschlechtlichen Diskriminierungen unter dem Deckmantel von *fair play* sowie andererseits zur Infragestellung der Kategorie ‚Geschlecht' als Menschen und ihre Leistungen differenzierendes Merkmal führen. Womit wir wieder am Beginn unserer Spiele angekommen wären, nämlich bei der zurückbleibenden Asche und der verlorenen Bahn. Interessanterweise müssen wir weder abnehmen, noch hinzugeben, auch nicht umdeuten oder ignorieren. Der Geschlechter differente und differenzierende Sport schleudert selbst sich aus der Bahn – wir tragen nichts dazu bei als unsere widersprüchlichen und widerspenstigen Geist(er)Körper.

4 Die Würfel sind gefallen: Nichts geht mehr…

Getrieben von Wissenschaftlichkeit ausschließendem Hass jagen wir unsere *Laser radiKal*[28] durch stürmischen Wellengang ohne Rücksicht auf Verluste. Wir wollen nicht böse sein, doch es stoßen uns Zorn und Uneinsichtigkeit in die Tiefen von Sarkasmus und Ironie. Unseren Kessel feuern wir an mit einschlägigen Texten und nicht zu tilgender Erfahrung, schüren die Glut mit unserer Fähigkeit, Mitleid zu empfinden, stochern in der Wut mit dem Wissen, nichts zu wissen, so lange, bis eine Stichflamme das olympische Feuer aufs Neue entfacht. Wird es dieses Mal erhellen? Und wenn ja, was?

Ich sitze in meinen Leib gehüllt und verknotet mit meinem Geist in meinem Körper inmitten eines Spielfeldes und vergesse nicht. Vergesse nicht, dass das Spielfeld von Linien durchzogen ist, die den gewährten Handlungsspielraum und damit das Mögliche abstecken, und von Körpern besetzt ist, deren Bewegungsrichtungen zu erahnen, nicht aber mit Sicherheit vorherzusagen sind, dadurch Möglichkeiten sowie Unsicherheiten eröffnen, die die Spannung des Spiels ausmachen. Vergesse nicht, dass die Linien weit über den Spielfeldrand hinaus- und in die Körper hineinreichen und eine Welt karthografieren, in der wir zu leben gezwungen sind. Und meine Position erahnend und um meine Bewegungen wissend, ziehe ich meinen Kopf überlegt in Sekundenschnelle direkt in die berechnete Flugbahn des Linien kreuzenden Balles –

Schach matt.

…bis zum nächsten Spiel

Anmerkungen

1 Ich habe meinem Text das Motto von Volcano vorangestellt, weil er Grenzen überschreitet. Sarkastisch versuche ich ein wissenschaftliches Thema experimentell aufzubereiten und einen Diskussionsbeitrag zu liefern hinsichtlich Ausschlüssen von als intersexuell diagnostizierten Menschen aus dem Hochleistungssport. Ich stricke so auf meine Art weiter am von Volcano beschriebenen Netz, das uns einst alle tragen soll. Dieses Netz symbolisiert sich in meinem Text in erster Linie auf der sprachlich-stilistischen Ebene. Einiges mag schwer- bzw. unleserlich erscheinen, aber es ist nicht undenkbar (sonst stünde es nicht hier). Und wie ich mich und (meine) Worte verschachtele, Überlegungen, einer Patchwork-Decke ähnlich, assoziativ aneinander knüpfe, so lasse ich ebenso einzelne Maschen fallen, weise dadurch auf Leerstellen hin und eröffne Räume, durch die andere Texte wuchern und weitere Texte wuchern können. Sieh es als spielerisch *ver*spielte Heraus-/Forderung, nicht als Kampfesaufforderung: ein Benefiz-Hindernislauf der Gedanken, während wir unsere Pos vor Computern oder Büchern platt drücken.

2 Geschlecht wird in bio-medizinischen Diskursen in vier Ebenen differenziert: die chromosomale (Determinierung des genetischen Geschlechts), die gonadale (Determinierung des Keimdrüsengeschlechts), die gonoduktale (Determinierung der inneren Genitalstrukturen) und die genitale Ebene (Determinierung der äußeren Genital-Konfigurationen (vgl. Bosinski 2000, 100). Weiterhin werden Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollenverhalten sowie die Differenzierung zwischen geschlechtsspezifischen und geschlechtstypischen Aspekten thematisiert (ebd.).

3 Als Beispiel für ein mögliches Chromosomenmosaik kann ein Chromosomensatz von 47, XXY gelten, wie er beispielsweise beim Klinefelter-Syndrom auftritt (vgl. Lang 2006, 95).

4 Das Adrenogenitale Syndrom (AGS) geht mit einem Salzverlust einher, der bei Nichtbehandlung zu einem Schock führen und tödlich enden kann (vgl. Lang 2006, 91).

5 Das Turner-Syndrom, das als Behinderung und als häufigste Form der Gonadendysgenesie gilt, zählt ebenso wie das Swyer-Syndrom als Form von ‚Intersexualität'. Bei Gonadendysgenesien arbeitet das auf dem Y-Chromosom liegende SRY-Gen nicht, weshalb sich Gonaden nicht zu Hoden entwickeln (sondern so genannte Stranggonaden bleiben) und demnach auch keine Hormone produzieren, was bei XY-Chromosomensatz zur Bildung eines weiblichen Phänotyps und eines Uterus führt (vgl. Lang 2006, 93).

6 Menschen mit einem *Androgen Insensitivity Syndrome* (AIS) weisen einen XY-Chromosomensatz auf. Da der Androgenrezeptor aufgrund einer genetischen Veränderung Androgene nicht oder nur partiell binden kann, bildet sich ein als weiblich kodiertes äußeres Genital aus, d.h. einer (blind endenden) Vagina, was zur Einordnung dieser Menschen in die Kategorie ‚weiblich' führt. Äußerlich können XY-Frauen (eine gängige Selbstbezeichnung) nicht von XX-Frauen unterschieden werden (vgl. Lang 2006, 92).

7 Ein Überblick über gängige Klassifikationen kategorisierter Intersexformen ist zu entnehmen aus Lang (2006, 88-102), die auch am Beispiel von AGS die Problematiken der Zugehörigkeit diskutiert, oder aus Westenfelder (2004, 383-385).

8 Mit dieser dem ersten Anschein nach widersprüchlichen Formulierung rekurriere ich auf Selbstaussagen von als intersexuell Diagnostizierten, in denen

sich einerseits traumatische Erlebnisse in Ausdrucksformen und Körperhaltungen zeigen (z.B. bei Thomas in *Die Katze wäre eher ein Vogel*) sowie andererseits oftmals auf die Unmöglichkeit, körperliche Nähe zuzulassen, hingewiesen wird (z.B. durch Alex in *Tintenfischalarm* oder Romy und Thomas in *Die Katze wäre eher ein Vogel*).

9 Der Begriff ‚Monster' als Metapher für als intersexuell diagnostizierte Menschen taucht häufige in Selbstäußerungen von Betroffenen auf und hat eine Geschichte, die historisch weit zurückreicht. Michel Reiter (2001a) publizierte einen Text mit dem Titel „The Making of Monsters", in den Interviews aus *Die Katze wäre eher ein Vogel* (2007) taucht der Begriff auf und in vielen weiteren Äußerungen von als intersexuell Diagnostizierten. Wacke (1989) beschreibt die rechtliche Stellung von Hermaphroditen über Jahrhunderte hinweg und dokumentiert die Bezeichnung ‚monstra' als Beschreibung von Hermaphroditen bereits in der Antike.

10 Pränatal vermutete ‚Intersexualität' gilt als triftiger und legitimer Abtreibungsgrund (vgl. Reiter 2006, 2).

11 Da sich meine Überlegungen vornehmlich aus Beispielen des deutschsprachigen Raums speisen, und ‚Intersexualität' ein Begriff der westlichen Welt darstellt, spreche ich im Folgenden in erster Linie über Konzeptionen und Wissensbestände von ‚Intersexualität' innerhalb westlicher Diskurse. Aspekte des Umgangs mit ‚Intersexualität'/‚Hermaphroditismus' in Indien, Pakistan, Albanien, Brasilien und indianischen Bevölkerungen der USA sind Schröter (2003) zu entnehmen. Im Vergleich zu einer Konzeption von ‚Intersexualität' als zu behandelnde Krankheit, wie ich sie für den deutschsprachigen Raum skizziere, rückt ‚Intersexualität' in den genannten nicht-westlichen Gesellschaften beispielsweise in die Nähe des Göttlichen. „Intersexualität kann … die wahrhaftige Natur des Menschen symbolisieren, als göttliches Zeichen der Auserwähltheit interpretiert werden oder künstlich herbeigeführt werden, um ein soziales oder erotisches Problem zu lösen" (48). Intersexualität ist dabei nicht zwingend an bestimmte, Norm abweichende Körpererscheinungsbilder gebunden, sondern kann ebenso ausschließlich sozial definiert sein, z.B. als Möglichkeit, Homosexualität zu leben (vgl. 49). Die scheinbare Akzeptanz einer (Körper-)Geschlechtlichkeit jenseits eines Zweigeschlechter- als Zweikörpermodells verweist also auf ein rigides Geschlechtermodell und eine ausgeprägte Separierung geschlechtsspezifischer Handlungsräume, die sich Menschen durch das Einordnen in die soziale Kategorie ‚Intersexualität' zu erschließen versuchen.

12 Deutlich wird dies in Selbstäußerungen. Im Interview in *Die Katze wäre eher ein Vogel* beschreibt Thomas sein Leben mit eben diesen Worten.

13 Wendungen wie ‚als intersexuell diagnostizierte Menschen' ziehe ich Bezeichnungen wie ‚Intersexuelle' vor, da durch diese Wendungen einerseits eine Differenz zwischen selbst gewählter Identitätskategorie und fremd zugewiesener Personenbeschreibung deutlich wird sowie andererseits um mich von den Inhalten, die pathologische Begriffe wie ‚intersexuell' transportieren, zu distanzieren.

14 Hermaphroditismus erhält den Namen durch die von Ovid (2003) überlieferte griechische Sage des Hermaphroditus.

15 Medizinische Interventionen in als intersexuell diagnostizierte Körper rekurrieren auch heute noch häufig auf ein von John Money in den 1950er Jahren in Amerika entwickeltes Behandlungsprogramm, das erste chirurgische Eingriffe bereits bis zu einem Alter von maximal 18 Monaten vorsieht (vgl. Lang 2006, 117–122). Eine Wahl, wenn man hinsichtlich der Suggestio-

nen davon sprechen kann, haben wenn überhaupt die Erziehungsberechtigten. Gesellschaftlich handelt es sich bei geschlechtsanpassenden Interventionen eher um einen Zwang.

16 Ich benutze die Schreibung mit Unterstrich, um eine unmarkierte Leerstelle zu markieren und Identifikationsmöglichkeiten jenseits von Zweigeschlechtlichkeit zu ermöglichen.

17 Erika Schinegger gewann 1968 die Goldmedaille in der Skiabfahrt der Frauen und musste, nach einem ‚nicht bestandenen' Sextest, aus dem Leistungssport scheiden, woraufhin sie als Erik Schinegger sein Leben weiterführte und 1988 eine Autobiografie veröffentlichte, in der er sein 20-jähriges Leben als Mädchen/Frau und sein 20-jähriges Leben als Mann be-/schreibt. Während aus heutiger Sicht für Erik klar zu sein scheint, dass er ein Mann ist und eigentlich schon immer war, entwerfe ich in meinem Text eine Figur, die sich dieser Eindeutigkeit entzieht, und benenne sie entsprechend mit dem Namen Erik_A. Erik_A ist eine fiktive Figur, die, zwar auf der Grundlage der Autobiografie Erik/Erika Schineggers entworfen wurde, aber zum Zweck meines Textes nicht in der realen Person, zu der niemand direkten Zugriff hat, nicht einmal Erik selbst, aufgeht.

18 Santhi Soundarajan lautet der Name einer indischen 800-Meter-Läuferin, die 2006 nach den Asien-Spielen als Konsequenz eines Sextests die Silbermedaille aberkannt bekam.

19 Bei Sarah Gronert handelt es sich um eine deutsche Tennisspielerin, deren Leidensgeschichte als Erfolgsgeschichte (oder umgekehrt) aktuell geschrieben wird durch vielfältige Stimmen, die sich äußern, nur nicht durch ihre eigene.

20 1968 wurde vom Internationalen Olympischen Komitee (IOC) der Chromosomentest oder Sextest eingeführt, der Athletinnen, in deren Körper sich ein XY-Chromosomensatz nachweisen lässt, von den olympischen Spielen wegen Täuschung disqualifiziert (vgl. Lang 2006, 107).

21 Michel Reiter, wohl bekannteste_r Intersex-Aktivist_in, stellte 2001 vor dem Münchner Amtsgericht einen Antrag um die Anerkennung der Kategorie ‚Hermaphrodit' als Personenstandskategorie. Der Antrag wurde abgelehnt (vgl. Tolmein 2001, 1).

22 Christiane Völling verklagte 2007 den Chirurgen, der ihr_ihm (da zu diesem Zeitpunkt noch Thomas genannt) ohne ausreichende Aufklärung die inneren weiblichen und intakten Geschlechtsorgane entnahm und dadurch „vermännlichte" (Völling 2007, 4) auf Schmerzensgeld, das ihr 2008 bewilligt wurde.

23 Die Differenz zwischen ‚Mensch' und ‚Subjekt' liegt im Status. ‚Mensch' ist die Bezeichnung für eine Spezies. Es gibt kranke und gesunde Menschen, alte und junge. ‚Subjekt' ist die Bezeichnung für einen Gesellschaftsstatus. Nicht jeder Mensch ist ein Subjekt. Als intersexuell diagnostizierte Menschen, die keine Rechte haben und chirurgisch und hormonell an ein Zweigeschlechtermodell angepasst werden, die in gesellschaftlichen Wissensbeständen nicht existieren, gelten nicht als Subjekte. Aus der Position ‚Intersexuelle Person' können sie keine Handlungen ausführen, nur aus der Position ‚Kranker Mensch'.

24 Das Zitat stammt aus der Transkription der Interviews aus *Die Katze wäre eher ein Vogel*, die ich für meine Magisterarbeit angefertigt habe. Rechtschreibung und Interpunktion sind für eine bessere Lesbarkeit an Schriftsprachkonventionen angepasst.

25 Ein Überblick über die rechtliche Situation als intersexuell diagnostizierter Menschen ist Plett (2002) zu entnehmen sowie den Versuchen Völlings (2007) und Michel Reiters, dokumentiert durch Tolmein (2001).

26 So wurden 1996 bei den Olympischen Spielen in Atlanta Sextests durchge-

führt, die zum Ausschluss von sieben Sportler_innen führten, die allerdings alle wieder zu den Spielen zugelassen wurden, während Santhi Soundarajan bei den Asien-Spielen 2006 nachträglich die Silbermedaille im 800 Meter Lauf aberkannt bekam (vgl. Truffer 2008).

27 Deleuze/Guattari (2005) stellen mit dem Rhizom ein Erkenntnismodell bereit, das sich von einem gängigen Baum-Erkenntnismodell unterscheidet durch „Mannigfaltigkeiten mit *n* Dimensionen, die weder Subjekt noch Objekt haben, die auf einer Konsistenzebene verteilt werden können und von denen das Eine immer abgezogen wird (n-1)" (36).

28 ‚Laser radiKal' ist ein Wortspiel, das auf ‚Laser Radial', als Bezeichnung für eine Einhandjolle in der Kategorie Damen, anspielt. Durch das eingefügte ‚K' wird die Kategorie Dame ad absurdum geführt und geöffnet, was sich auch in der pluralen Besatzung des Segelboots durch das Pronomen ‚wir' ausdrückt und verstärkt.

Literatur

Bosinski, H. A. G. (2000) „Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit." *Sexuologie* 7 (2/3) 2000: 96–140.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Butler, Judith (1997) *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Das verordnete Geschlecht (2001). Reg. Oliver Tolmein/ Bertram Rotermund. Rotermund Filmproduktion.

Deleuze, Gilles/ Guattari, Félix (2005) *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve Verlag.

Die Katze wäre eher ein Vogel… (2007) Reg. Melanie Jilg. Staatliche Hochschule für Gestaltung Karlsruhe.

Fausto-Sterling, Anne (2000) *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.

Foucault, Michel (2005) „Von anderen Räumen." *Schriften*. Vierter Band. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 931–942.

Hacks, Peter (1987) *Meta Morfoß*. Berlin: Der Kinderbuchverlag.

Haraway, Donna (1995a) „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften." *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Donna Haraway. Frankfurt/M./New York: Campus Verlag, 33–72.

Haraway, Donna (1995b) „Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive." *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. Donna Haraway. Frankfurt/M./New York: Campus Verlag, 73–97.

Heidenreich, Frank (2009) „Eine sehr mutige Frau – Sarah Gronert". 3. Mai 2009 <http://www.ruderclubhamm.de/news.php?news_id=82&pagenum=38typ_ext=&all_id_top=&archiv=n>.

Lang, Claudia (2006) *Intersexualität. Menschen zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag.

Mach weiter, Sarah (2009). Homepage. 7. März 2009 <http://www.sarah-gronert.de/>.

Ovid (2003) *Metamorphosen*. Stuttgart: Reclam.

Plett, Konstanze (2002) „Intersexualität aus rechtlicher Perspektive. Gedanken über >Rasse<, Transgender und Marginalisierung." *(K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive*. Hg. *polymorph*. Berlin: Querverlag, 31–42.

Pressemitteilung des WTV. 26. November 2008 <http://www.wtv.de/portal/blank.php?path=content/printable.php&contentid=2255>.

Reiter, Michel/ Georg Klauda (2001a) „The Making of Monsters. Der konstruktivistische Ansatz der Kulturwissenschaften zeigt eine offene Flanke zu den geschlechtlichen Normalisierungsstrategien der Sexualmedizin." *Jungle World* 14/2001. 15. Mai 2006 <http://www.nadir.org/nadir/periodika/jungle_world/_2001/14/16a.htm>.

Reiter, Michel (2001b) „Versuch einer Biographie oder Alles was ist, muss gesagt werden können." 8. März 2009 <http://web.archive.org/web/20010726003105/home.t-online.de/home/aggpg/bio.htm>.

Reiter, Birgit-Michel (2006) „‚It's easier to make a hole than to build a pole.' Genitale Korrekturen an intersexuellen Menschen." 4. Juni 2006. 4. Mai 2009 <http://www.nadir.org/nadir/initiativ/kombo/k_34isar.htm>.

Ruderclub Hamm von 1890 e.V. (2009) Homepage. 8. März 2009 <http://www.ruderclubhamm.de/index.php>.

Schinegger, Erik/ Schinegger, Erika (1988) *Mein Sieg über mich. Der Mann, der Weltmeisterin wurde.* München/Berlin: F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung.

Tintenfischalarm [octopus alarm] (2006a). Reg. Elisabeth Scharang. poly film video.

Schröter, Susanne (2003) „Intersexualität als soziale Kategorie." *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie* 28/2003: 36–49.

Tolmein, Oliver (2001) „Messerscharfer Schuss. Das Urteil des Amtsgerichts München in der Angelegenheit Michel Reiter". 28. Dezember 2007 <http://www.das-verordnete-geschlecht.de/prozess.htm>.

Tolmein, Oliver (2008) „Geschlechterfahnder und Gerüchte." 26. November 2008 <http://www.tolmein.de/kultur,23,gender-verification-lab.html>.

Truffer, Daniela (2008) „Pressemitteilung. Diskriminierungen intersexueller Sportlerinnen weltweit." 26. November 2008 <www.intersexuelle-menschen.net/presse.html>.

Volcano, Del LaGrace (2000) *Sublime Mutations.* Tübingen: Konkursbuch Verlag.

Volcano, Del LaGrace (2005) „Ich bin eine Intentional Mutation. Fotografische Arbeiten." *1-0-1 [one 'o one] intersex. Das Zwei-Geschlechter-System als Menschenrechtsverletzung.* Hg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst. Berlin: NGBK, 96–99.

Völling, Christiane (2007) „Christiane Völlings Geschichte." *Zwischengeschlecht.info.* Blog. 2007. 7. Februar 2008 <http://blog.zwischengeschlecht.info/post/2007/11/17/Christianes-Geschichte>.

Wacke, Andreas (1989) „Vom Hermaphroditen zum Transsexuellen. Zur Stellung von Zwittern in der Rechtsgeschichte." *Festschrift für Kurt Rebmann zum 65. Geburtstag.* Hg. Heinz Eyrich/ Walter Odersky/ Franz Jürgen Säcker. München: C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 861–903.

Wagner-Egelhaaf, Martina (2005) *Autobiographie.* Stuttgart/Weimar: Verlag J.B. Metzler.

Westenfelder, M. (2004) „Zum aktuellen Stand der Intersextherapie." *Der Urologe* 4/2004: 379–393.

Ines Geipel

Das Konzept des Hybriden. Doping als Generator des neuen Körpers

Der Kalifornier Rick Owens, einer der derzeit angesagtesten Modedesigner zwischen Sydney, Los Angeles und Paris spricht von einer Traumfabrik, wenn es um sein neuestes Körperdesign geht: „Mein Körper ist meine Schöpfung, eine Skulptur", sagt er in der australischen *Vogue* vom September 2008.

> Wenn es um meinen Konsum von Steroiden geht, treffe ich eine sehr klinische Entscheidung. Ich entscheide jeweils nach der Idee der Kreation und entwickle danach, welche Mode dieser neue Körper braucht, welche Haare ich zu ihm trage, welchen Charakter mein Körper in seiner neuesten Form erhalten soll.

Owens künstlerisches Credo heißt „punkrock-glamour meets decay" und meint einen Mix-Style aus „Glamour und Verfall", „Sexuellem und Geist", „Lässigkeit und Geometrie", „Natürlichkeit und Eleganz", „Gelebtem und Vorgeliebtem."

„Owens folgt keinen Trends, sondern transportiert eine Stimmung", wusste die *Zeit* im März 2008 über den alerten Mode-Guru mit auffällig muskulösem Körper, großen Oberarmtattoos, ärmellosen Tanktops und schwarzen Lederhosen zu berichten. Die artifizielle Körperidee des hippen Amerikaners basiert gezielt auf Kontrasten und auf Entgrenzung. Da nichts mehr ursprünglich, nichts mehr echt sein darf, geht es in erster Linie darum, Festlegung, Einschreibung, Trauma und Schmerz, mithin gesellschaftliches Urteil in einem Switch-Körper abzuwehren. Oder, um mit Owens zu sprechen: „Du willst aus einem Druck entlassen werden. Du willst etwas verlassen. Du willst für immer leben. Das nennt man die menschliche Kondition."

Was Rick Owens zum höchst kreativen Tarnmantel-Spiel taugt, unterliegt bei Lichte besehen nichts anderem als einem gesellschaftlichen Trend: Längst ist der eigene Leib zum Lieblingsobjekt eines aufgeheizten Körpertheaters geworden, zum Medium und Instrument der Selbstvervollkommnung. Gleichsam ist dabei in diesem Sinne unter der Hand das Konzept der Körperoptimierung durch das der Körperprogrammierung abgelöst worden. Doch geht es bei all dem nur um sich permanent wandelnde Versionen der Uraltgeschichte jener

gesuchten Synthese von Mensch und Technik? Oder geschieht tatsächlich etwas Neues? An der Tatsache sich auflösender Grenzen zwischen Natur und Technik sei zwar nicht zu rütteln, heißt es unerschütterlich aus den Reihen der PhilosophInnen, doch für die Lebenswelt – also das, was man den unprofessionellen Alltag bezeichnet – gelte besagtes Dilemma zweifellos nicht. Der Mensch ist vielmehr durchaus in der Lage, sein unverstelltes Verhältnis zum Leben dauerhaft zu schützen. Die Lebenswelt sei als Garant der *Vita activa* und Selbstsorge ein entscheidender Stabilisator zunehmend fragmentarisierter Lebenszusammenhänge. Das philosophische Plädoyer für die unhintergehbare Eigenmacht der Lebenswelt geht davon aus, dass die Grenzen der Verantwortung und damit auch der Vorsorge persönlich gezogen werden, statt sie gesamtgesellschaftlich vorgeben zu lassen. Der Mut zum Risiko gehört hier sowohl zur Unverfügbarkeit natürlicher Lebensgrundlagen wie zur Grundausstattung einer aufgeklärten Individualität. Ideal oder Wirklichkeit?

Es hat Zeiten gegeben, in denen die anthropologische Innovationstaktung gemächlicher lief und Gesellschaft noch große Stücke auf Ruhezeiten hielt. Spätestens seit Beginn des neuen Jahrtausends jedoch wird das Verhältnis von Verheißung (über die Ideologie eines zu jeder Leistung fähigen Körpers, der Steigerungsimperative, der Radikalisierung von Schönheits- und SiegerInnencodes in einer Entweder-Oder-Welt) und Verlust (durch Schmerz, Trauma, Selbstverlust, Opfer und nebenbei auch vielen Todesfällen) – noch einmal neu justiert. Solche Neujustierung lässt sich im Sinne ästhetischer Spleens oder auch innerhalb akademischer Diskurse noch halbwegs folgenlos auf den Plan rufen, doch wie sieht es im radikalsten Maschinenraum des neuen Körpers unter dem Druck von Kommerzialisierung und Medien, wie sieht es im Elitesport aus?

> Als ich gefahren bin, habe ich bis zu acht Pillen Prozac genommen, weil das Prozac dir den Hunger nimmt, dich in eine andere Welt befördert, eine Welt, in der du keine Angst mehr hast vor dem, was du tust, in der du keine Fragen mehr stellst. Und dann gibt es Tage, wo du dich nicht mehr dopen darfst. Wenn du dich aber monatelang in der Haut eines Übermenschen gefühlt hast, und man dir plötzlich die Krallen abschneidet, ist man auf unglaubliche Weise deprimiert,

berichtete der spanische Radprofi Jesús Manzano in einem seiner Geständnisse aus dem Frühsommer 2007. Manzano erzählt seine Dopingkarriere, die neben Prozac u.a. auch EPO, Wachstumshormone und Steroide zum Inhalt hatte, als Adaptionsstory hin zum Übermenschen: Je mehr er sich formt, je perfekter er funktioniert, desto mehr wird er der Typ „homo optimus". Im ersten Teil der Geschichte lebt er ohne Angst und ohne Fragen. Nach dem Ende des Prozac-Konsums wird das Ganze zusehends zur Story über eine komplett andere Person, reißt die Chemie Manzano in die eigene Leere. Von da an geht es um Selbstverlust und damit um den Preis einer jeden Dopingkarriere. Dieser zweite Teil der Erzählung über Einsatz und Preis eines großen Illusionsprojektes findet öffentlich höchstens als Zufall statt. Denn die neuesten Pharma-Körper kann die Erkenntnis beflügeln, dass sie in einer juristisch abgesicherten Parallelwelt

Gold, Geld und Rekorde machen, eine Welt, die sich mittels Kommerzialisierung, Durchkapitalisierung und exzessiver Kriminalisierung aufgebaut hat. Über diesen spätestens seit Peking 2008 erfolgten Paradigmenwechsel vollzieht sich gegenwärtig nicht nur die kontinuierliche Entzauberung der hehren Sportwelt. Der kategorische Mangel an wirkmächtigen Korrektiven wird mehr und mehr auch zum Transmissionsriemen im Hinblick auf den Effizienzwahn moderner Industriegesellschaften und zur womöglich irreversiblen Weichenstellung für Leben und Identität des Menschen.

> Ich bin der Ansicht, dass es unsere Verantwortung ist, selbst zu entscheiden, wer wir sein wollen, und jene technischen Mittel einzusetzen, die uns dabei helfen, so zu werden. Altersschwache Teile des Körpers werden gegen selbstgezüchtete Organe ausgetauscht,

prophezeite der amerikanische Körperdesigner Max Moore. „Ein Chip im Hirn wird die Emotionen regulieren. Die Muskeln werden durch Nanofasern verstärkt." Die Philosophie des unbegrenzten Ersatzes entgrenzt dabei zunehmend den Umgang mit Körpern. Was verschlissen ist, wird ersetzt und wie selbstverständlich besser gemacht, Biotechnologie sei Dank. Eine nicht mehr alternde Gesellschaft antizipiert durch invasive Technisierung einen Körper, der unendlich perfektioniert werden kann. Was einmal Leib war, wird über diesen Weg hin zur rein technischen Angelegenheit, was einmal Leben war, etwas durch und durch Quantifizierbares.

Was die Ankunft des Über-Athleten betrifft, erhellt womöglich ein Blick in das dunkle Untergeschosslabor im *Medical Center der University of Pennsylvania* in Philadelphia, womit wir es demnächst zu tun bekommen werden. Der Physiologe-Professor Lee Sweeney, Leiter des Labors, forscht dort seit über zehn Jahren nach Therapieoptionen für Muskeldystrophie, Krebs und Immunschwäche. Im Lauf der Zeit hat er sich eine ganz ansehnliche Truppe aus athletischen Nagetieren herangezüchtet, außerdem äußerst erstaunliche Fliegen, Hunde und Affen. Mitten in diesem abstrusen Zoo lebt He-Man, eine weiße Maus mit dickem Nacken und massigen Lenden, die in ihrem Käfig endlos am Rad dreht. Ein ermüdungsfreies Kraftpaket aus bizarrer Muskulatur. Versucht man, den Mäuserecken von der Stange im Käfig zu lösen, hält er sich störrisch an ihr fest. Aber was ist mit He-Man?

> Ein Virus hat ein künstliches Gen in seine Muskeln geschleust. Dort kann es große Mengen des Wachstumsfaktors IGF-1 bilden, das wiederum die Reparatur der Muskeln anregt. Selbst ohne Training ergibt das einen Muskelzuwachs von 15 bis 20 Prozent, mit Training zwischen 40 bis 60 Prozent.

He-Man ist dadurch in der Lage, das Dreifache seines Körpergewichts durch die Gegend zu schleppen. Wird er zu einer Art Krafttraining animiert, verdoppelt sich das Muskelwachstum am manipulierten Bein noch einmal. „Um die Muskeln eines Sprinters stark zu machen", sagt Sweeney, „würde ich das gesamte Bein isolieren und einen Virus implantieren. Der Virus wäre effizien-

ter als alle Injektionen." Der Professor ist sich über das immense Interesse an dem, was seine Labortiere so tun, durchaus im Klaren. Als er Ende 1998 der Öffentlichkeit erstmals seine Entdeckung mit der Genspritze und 2004 dann mit muskelbepackten Ratten vorstellte, meldeten sich kurz darauf neben Dystrophiepatienten scharenweise Trainer und Athleten. Ein Trainer fragte an, ob man nicht sein gesamtes minderjähriges Fußballteam mit den neuesten Genverfahren ‚hochspritzen' lassen könnte.

Prinzipiell kann jeder und alles durch neue Gene für Kraft, Ausdauer, Regeneration, Schmerzlosigkeit, Sauerstoffzufuhr oder auch Konzentration frisiert, getunt, gehypt werden. Es liegt dabei in der Natur der Sache, dass sich das Interesse an eventuellen Fremdnutzungen durch Stand und Fokus der Forschung erklärt und der in Aussicht stehende Umsatz das Geschäft bestimmt. Somit beherrschen gegenwärtig zwei biotechnologische Kategorien den Fortgang des Geschehens: die Modulation der Genaktivität und das Einschleusen von genetisch verändertem Material. In dieser Hinsicht klingen die Studien zu Sauerstoffmangel-Faktoren zwar einerseits hochgradig speziell, für den Maschinenraum Sport dürften sie jedoch enormes Potential besitzen: Das HIF-Gen, auch *hypoxia-inducible factor*, etwa springt in niedrigen Sauerstoffumgebungen an und aktiviert das EPO-Gen zu höherer Produktion roter Blutkörperchen, bekannt auch als Höheneffekt. Das Besondere an dem HIF-Inhibitor ist, dass er als ein oral zu applizierendes Medikament entwickelt wurde, mit Weiterentwicklungen und weltweitem Vertrieb in hohen Chargen.

Eine zweite Genstrategie, die für die neuen Körper unstrittig von Relevanz sein dürfte, ist der Genfaktor VEGF-2, der die Entwicklung neuer Blutgefäße fördert und ursprünglich für Patienten mit Arterienleiden entwickelt wurde. Was für Probanden mit verstopften Gefäßen gut ist, dürfte sich für fast jede Sportart als günstig erweisen. Für gendopende Athleten erweitert VEGF-2 die Blutgefäße messbar und versorgt das umliegende Gewebe besser mit Sauerstoff und Nährstoffen.

Der Wachstumsfaktor Myostatin – als dritte Genmethode – wird schon seit einiger Zeit in diversen Internetforen der Sportszene diskutiert. Der erste Myostatin-Inhibitor wurde 2001 wissenschaftlich beschrieben und ist in seiner Bauanlage nicht kompliziert, sagen Experten. Im Grunde basiert die Substanz auf dem Prinzip der blockierten Blockade. Nachdem WissenschaftlerInnen herausgefunden hatten, dass das gewünschte vermehrte Muskelwachstum gerade aufgrund der Myostatin-Hemmung oder eines Defekts am Myostatin-Gen zustande kommt, konzentrierte sich das Interesse der Forschung insbesondere auf den so genannten Myostatin-Signalweg. Binnen kurzem wurden unterschiedliche pharmakologische Strategien entwickelt, die – auf einen simplen Nenner gebracht – signifikantes Muskelwachstum und signifikante Fettreduzierung bewirken konnten. Die Interessentengemeinde wuchs. Betrachtet man die Vielfalt möglicher Manipulationen, hat Myostatin durchaus das Potential, mit dem Superstoff EPO zu konkurrieren und eine ähnlich erschreckende Karriere hinzulegen.

Um auf die vierte Genstrategie namens siRNA zu stoßen, müsste man sich ziemlich klein machen und in eine Zelle kriechen. Als 2001 in Göttingen eine

Technik mit dem Namen RNA-Interferenz entwickelt wurde, revolutionierte dies nicht nur die Biochemie, sondern machte die winzigen siRNAs auch zu prominenten Shootingstars. Denn als synthetisch hergestellte kurze Moleküle waren sie dazu bestimmt, auf direktem Weg in die Zelle geschleust zu werden, sich in der Boten-RNA Partnergene zu suchen, die ihnen glichen, und sich dann so lange an sie festzuklammern, bis diese sich abschalteten. Diese verspielt anmutende Doubelei war nichts anderes als eine geniale Erfindung, um Gene gezielt zu blockieren und auszuschalten. Die US-amerikanische Firma Sirna Therapeutics, die sich auf die Entwicklung von siRNA-Strategien spezialisiert hat, bietet neben der Applikation spezifischer siRNAs gegen Diabetes und Leberschäden auch schon Techniken an, die die Leistung des Skelettmuskels steigern. Genspezialisten sind sich einig, dass Produkte dieser Art den Sport erreicht haben.

Das Protein PPAR-delta – zuerst bei He-Man und seinen Marathonkollegen entdeckt – ist ein Meisterregulator verschiedener Gene und so auch Auslöser eines Wachstums vermehrt ausdauerfähiger Muskelfasern. PPAR-delta ist offenbar für den Energiemetabolismus im Muskel verantwortlich. Darüber hinaus erhöht es die Fettverbrennung. Über die Bedeutung von PPAR-delta für den Sport muss nicht lange spekuliert werden. Richtig ist, dass Unternehmen gerade Agonisten für den bemerkenswerten Rezeptor entwickeln, die die positiven Effekte körperlicher Aktivität in Tablettenform liefern. Dabei geht es um eine Art Aktivpille, die körperliche Leistungsfähigkeit ohne Bewegung generell extrem erhöht und damit auch für den Sport relevant sein dürfte.

Dass die Körperindustrie mit Blick auf biotechnologische News nicht allein Zukunftsmusik hört, sondern das Tor zur Veränderung des Körpers längst weit geöffnet hat, verdeutlicht ein Interview mit Prof. Wilhelm Schänzer, Leiter des *Wada*-akkreditierten Dopingkontrolllabors an der *Deutschen Sporthochschule in Köln* vom 6. Juli 2009 in der *taz*:

> Es sind tatsächlich neue pharmazeutische Mittel in der Pipeline. Es gibt demnächst neue Präparate, die ähnlich wie EPO wirken. Eine dieser Substanzen steht bereits auf der Liste der verbotenen Stoffe. Sie heißt Hematide. Die Analytik arbeitet daran, entsprechende Tests zu entwickeln. Hematide wird wahrscheinlich 2010, 2011 auf den Markt kommen und dann für alle Sportler sehr gut verfügbar sein.

Auf die Frage, worauf sein Labor noch zu achten hätte, nennt Schänzer die bereits genannten HIF-Stabilisatoren. Außerdem die Substanz S107.

> Sie soll Kalziumkanäle im Herzmuskel stabilisieren. Bei der Behandlung von Herzrhythmusstörungen erhofft man sich einiges davon. Bei Tierversuchen hat es sich gezeigt, dass es zu Verbesserungen im Ausdauerbereich kommt.

Des Weiteren verweist der Doping-Analytiker auf die Substanzen Aicar (*Aminoimidazol-Carboxamid-Ribonukleosid*) und GW1516. Mäuse, die mit GW1516

behandelt wurden, zeigten um bis zu 70 Prozent mehr Leistung als unbehandelte Mäuse. Aicar lässt angeblich die Muskeln denken, sie hätten täglich trainiert. Bei diesen Substanzen werden Gene aktiviert, die daraufhin vermehrt Enzyme produzieren und dadurch zu einer verbesserten Verbrennung von Fett führen. Langfristig beabsichtigt man, damit Krankheiten wie Altersdiabetes und Fettsucht zu behandeln. GW1516 kann gegenwärtig als Referenzsubstanz von der Firma gekauft werden. Aicar ist ebenfalls käuflich zu erwerben und sehr teuer.

Warum diese etwas mühselige Auflistung von Neuentwicklungen insbesondere aus der Biotechnologie? Der gegenwärtige Stand der Forschung ermöglicht es, dass Wissenschaftler Gene splitten, ausschneiden und wieder einsetzen. ‚Schlechte' Gene werden durch ‚gute' ersetzt oder einfach ausgeschaltet. Genetisches Material kann zugeführt oder vernichtet werden. Die Frage also, wohin die Reise der neuen Körper geht, handelt in erster Linie von der technischen Transformation der Welt und dem Potential, das wir bereits heute haben, um genetische Gesetze und genetische Informationen zu verändern. Die Versuchung, ‚schlechte' Gene zu isolieren und ‚gute' zu ernten, um sie Embryos oder auch erwachsenen Athleten zuzuführen, ist zu groß, als das ein solches Experiment ausgelassen werden könnte. Theoretisch wäre sogar der Austausch von DNA zwischen Pflanzen und Tieren möglich. Würde man also das Photosynthese-Gen in die menschliche DNA implantieren, könnte daraus eine Person werden, die ihre Energie aus Sonnenlicht bezieht. An welchem Punkt der Reise, wird man dem kosmopolitischen Hybriden begegnen? Und wann wird es den Athleten geben, in dessen Genmaterial die Sprunggene eines Kängurus, die Kraftgene eines Panthers und die Geschwindigkeitsgene einer Antilope verankert worden sind? Die Anwendungen transplantierender Geneingriffe sind endlos und ein schwindelerregendes Unterfangen, bis zur letzten Grenze: der Kreation genetisch identischer Menschen und Tiere. „Alle ethischen Probleme rund um das Klonen zeigen, dass es als bedrohende Perspektive erlebt wird und zugleich als Faszination, stärker als alle Moral", schreibt der französische Philosoph Jean Baudrillard.

Der US-amerikanische Philosoph Michael Sandel äußert in seinem „Plädyoer gegen die Perfektion" zur Problematik:

> Es ist verlockend zu glauben, dass es eine Übung in Sachen Freiheit sei, unsere Kinder und uns selbst biotechnisch auf Erfolg in einer auf Wettbewerb orientierten Gesellschaft zu trimmen. Aber unsere Natur zu verändern, damit sie in die Welt passt, und nicht umgekehrt, ist in der Tat die tiefste Form der Entmachtung. Es lenkt uns davon ab, kritisch über die Welt nachzudenken, und betäubt den Drang nach sozialer und politischer Reform. Statt unsere neuen genetischen Fähigkeiten dafür einzusetzen, das krumme Holz des Menschen zu begradigen, sollten wir tun, was wir können, um soziale und politische Verhältnisse zu schaffen, die für die Begabungen und Beschränkungen unvollkommener Wesen möglichst günstig sind.

Im Hinblick auf das Leitbild globaler Körper scheinen sich allerdings eher prekäre Entmachtungsverhältnisse durchzusetzen. Generell hält die Sportwissenschaftlerin Birgit Patzkill fest, dass „Männer als Sportler in ihrer Geschlechtsidentität bestärkt werden, während bei Spitzensportlerinnen die Weiblichkeit ausgegrenzt" werde. Männer trainieren und betreuen auch die Mehrzahl von Sportlerinnen, sind die selbst ernannten Experten von Frauenkörpern, bestimmen alle wichtigen nationalen und internationalen Sportgremien. Elke Jönssen führt aus, dass die gängige Ideologie des Sports in der heutigen Gesellschaft die der Selbstüberwindung sei.

> Eigenen Grenzen dienen häufig dazu, sie unter Missachtung aller warnenden Symptome zu überschreiten, wie dies im Hochleistungssport besonders krass beim Doping deutlich wird. Wer einmal das Training junger Turnerinnen oder Sportgymnastinnen beobachtet hat und sieht, wie dort immer wieder systematisch Schmerzgrenzen überschritten werden, Müdigkeit ignoriert und Angst gar nicht erst gezeigt werden darf, kann ermessen, welche Auswirkungen die Negierung bestimmter Wahrnehmungen auf eine sich erst in der Entwicklung begriffenen Persönlichkeit haben muss.

Diese Körperpolitik der Gewalt, bei der überdies das ‚männliche' Körperkonzept zur Normalität erhoben wird, das weibliche und alles andere als Abweichung erscheint und mithin einer Minderbewertung unterliegt, zeigt seine Wirkmächtigkeit besonders deutlich, wenn wie im Fall von Balian Buschbaum eine Frau ihr Geschlecht transzendiert und seit kurzem als Mann lebt. Die Chance auf eine identifikatorische Emanzipation wird auf diesem Weg zur medial besungenen Männlichkeitsweihe. Elitesport und neuer Körper werden als spezifisches Feld von Männlichkeitsmustern, männlicher Selbstdarstellung, männlicher Überlegenheit und Macht in der Gesellschaft beschrieben.

„Die Wirkung der wöchentlichen Hormon-Injektionen", staunt Buschbaum", sei absolut verblüffend." Die Muskeln würden wie von selbst wachsen.

> Seit ich Testosteron spritze, explodieren meine Kraftwerte. Man wird aggressiv, kann sich in Grund und Boden trainieren und wacht am nächsten Morgen herrlich regeneriert auf. Ich komme mir vor wie ein überzüchteter Pitbull.

Dabei seien Buschbaum mit den Hormoneinnahmen „typische weibliche Denk- und Verhaltensstrukturen" verloren gegangen. „Wenn ich früher ja sagte, hieß das noch lange nicht ja. Frauen haben zehn Türen. Inzwischen sind mir schon drei abhanden gekommen." Für die ehemalige Stabhochspringerin Yvonne Buschbaum, heute Balian Buschbaum, sind Mann und Sport „etwas Größeres, das ihn erwartet hat, auf seiner Reise zu seinem ‚wahren Ich'."

Was der Orpheus des Männlichen nicht berichtet, berichtet Andreas Krieger, ehemals Heidi Krieger und als solche Kugelstoßeuropameisterin 1986 von Stuttgart. Heidi Krieger war als Athletin in das Zwangsdopingsystem der DDR eingebunden gewesen und mit männlichen Sexualhormonen aggressiv auf Leistung gepumpt worden. Die dadurch erfolgte extreme Virilisierung katapultierte

sie regelrecht aus ihrem Geschlecht. Seit seiner Operation 1994 bekommt er bis auf weiteres alle vier Wochen Steroide gespritzt, dieselben, die ihm auch im DDR-Leistungssport verabreicht worden waren. Bekommt er die Hormone nur Stunden zu spät, wird es ihm unmöglich, seinen Tag zu leben, weiß er nicht, wer er ist. Das spricht nicht gegen eine Existenz als Transsexueller, wohl aber dafür, dem Hohen Lied auf das Körpermodell Supermann die vollständige Geschichte anzutragen und Nach- und Nebenwirkungen eines solchen Projekts mitzuerzählen, zumal eine der häufigsten Nebenwirkungen der Einnahme von männlichen Sexualhormonen für den Mann eher als seine Depotenzierung (erektile Dysfunktion und Gynäkomastie) bekannt ist.

Ähnlich Kontrainduziertes gilt für das forcierte Leitbild globaler Körper, der ein fitter, leistungsfähiger, muskulöser, fettarmer, weißer, aber gebräunter, ja freilich schöner männlicher Körper der freien Welt ist. Wenn sich in China große Teile der Bevölkerung unter Wachstumshormone setzen, wenn sich junge chinesische Frauen in hanebüchenen Prozeduren ihre Beine verlängern und Brüste vergrößern lassen, da nur noch der große globale Körper eine Chance auf dem Arbeitsmarkt hat, wenn in Brasilien 90 Prozent der Kinder durch Kaiserschnitt geboren werden, da die Frauen versuchen, dem Geburtsschmerz zu entkommen, wenn in Deutschland Abiturientinnen als Entlohnung für ihre Schulleistungen immer häufiger Schönheitsoperationen geschenkt bekommen, wenn sich japanische Frauen europäische Augen operieren lassen, so berichten diese Phänomene – so wahllos sie auf den ersten Blick scheinen – von Körpern unter enormem Druck.

Wer wollen wir sein? Wie weit wollen wir gehen? Die radikale Chemisierung moderner Gesellschaften braucht eine politische Öffentlichkeit und Aufmerksamkeit, ähnlich wie das Thema Umweltschutz oder *global warming*. Wir werden nicht umhin können, die Integrität des menschlichen Körpers, das bisher unverfügbare der menschlichen Natur, endlich ernst zu nehmen. Der Körper ist nicht lediglich Exerzierfeld und bloßes Material momentaner Effizienzgier. Hybride Körpersysteme können ein starkes politisches Emanzipationspotential bergen, aber sie können das nie Mittels Chemie. Der neue Körper beansprucht unsere Sorgfalt, er muss rechtlich geschützt werden, er braucht politische Absicherung und ethische Korrektive.

Solange unsere Gesellschaft keine aktive Haltung entwickelt, mit was für einem Körper sie leben will, geht ihre Giftkontamination weiter, gibt es ein dominantes Leitbild: effizient, optimiert, funktional, leistungsfähig, siegorientiert

Franziska Schößler

Arbeit, Medien, Krieg und Sport in der Dramatik Elfriede Jelineks. Mit einem Seitenblick auf zeitgenössische Wirtschaftsromane

Jelineks Texte entfalten einen komplexen diskursiven Zusammenhang, der Sport innerhalb der Koordinaten Arbeit, Krieg und Medien situiert, und legen die Funktionsstelle körperlicher Bewegung innerhalb dieser Felder frei: Sport bereitet die Körper auf kriegerische Aktionen vor, die zunehmend die Form molekularer Bürgerkriege annehmen, und ist dadurch mit Kolonisation sowie mit Imperialismus eng verbunden. Sport betreibt mithin eine aggressive mikropolitische Grenzpolitik, die auf die Makrokörper der Nationen übertragbar ist. Zum Zweiten formt der Sport die Körper der Werktätigen, die sich gegenwärtig als selbstdisziplinierte und sich selbst vermarktende ArbeitskraftunternehmerInnen beschreiben lassen.[1] Zum Dritten arbeitet der Sport als Medienspektakel dem großen Unternehmen kollektiver Amnesie zu, denn die sportiven Heldensagen, die in bruchloser Kontinuität antike Heldenmythen fortschreiben, machen vergangene Brutalitäten der Geschichte vergessen und setzen einen sentimentalisierten Individualtod an die Stelle der Massenmorde.

Diese Interferenzen von Sport, Krieg, Arbeit und Medien sollen im Folgenden mit Blick auf Jelineks Theatertexte genauer untersucht werden, wobei wiederholt Bezüge zu zeitgenössischen Wirtschaftsromanen, allem voran zu John von Düffels *Ego* (2001), sowie zu aktuellen Diagnosen der Arbeitssoziologie hergestellt werden.

1 Sport und Krieg: Ein Sportstück

Hans Magnus Enzensberger prophezeit in seinem Essay *Aussichten auf den Bürgerkrieg* (1993) eine neue Form des Krieges – den molekularen Bürgerkrieg, die Zusammenrottung von gewaltbereiten Gruppen, die nicht einmal mehr gemeinsame Wertvorstellungen teilen.

> Mit dem Ende des Kalten Krieges hat auch den machtgeschützten Idyllen des Westens die Stunde geschlagen. Das beklemmende Gleichgewicht der *Pax atomica* gibt es nicht mehr. (…) Sichtbarstes Zeichen für das Ende der bipolaren Weltordnung sind die dreißig bis vierzig offenen Bürgerkriege, die derzeit auf der ganzen Welt geführt werden. (Enzensberger 1993, 12)

Diese Bürgerkriege „entzünden sich spontan, von innen her. Sie brauchen keine auswärtigen Mächte mehr, um zu eskalieren" (16 f). Die „Metastasen [dieses Bürgerkriegs, F.S.] gehören zum Alltag der großen Städte" (18); er wird von unauffälligen BürgerInnen geführt, „die sich über Nacht in Hooligans, Brandstifter, Amokläufer und Serienkiller verwandeln" (19). Ein beliebter Schauplatz dieses Bürgerkriegs „ist das Fußballstadion" (60),[2] also derjenige Ort, den Elfriede Jelinek im *Sportstück* (1998) zum dramatischen Kampfplatz macht.[3] Sie entwirft ein gesellschaftliches Panorama, das wesentlich vom ‚molekularen Bürgerkrieg' geprägt ist, vom Krieg auf den Straßen und in den Fußballstadien. Dieser neue Krieg basiert vornehmlich auf der Bewegung von Massen, wie sie allem voran der Sport (in buchstäblicher Hinsicht) organisiert – das Drama stellt eine enge Allianz von sportlicher und kriegerischer Aktion her, wie es durchaus den historischen Ursprüngen seit dem legendären Turnvater Jahn entspricht. Zu Beginn des „Sportstücks" wird – zugleich eine mumifizierende Kontrafaktur antiker Dramenformen – ein sportiver Doppelchor in Szene gesetzt, der aus den antagonistischen Massen eines Fußballspiels gebildet wird. Es heißt im Nebentext:

> Man könnte die [Bühne, F.S.] quer in zwei Sphären teilen und zwar so: Ein düsterer Teil eines Sportstadions ragt vor uns auf, ein Fanggitter, das zwei Fangemeinden voneinander trennen muß, damit sie sich nicht sofort gegenseitig an die Gurgel gehen. Zu beiden Seiten des aufragenden Gitters stehen uniformierte Polizisten (…). Die beiden Mengen sind die Feindmengen, von ihren Übergriffen handelt im Grunde das ganze Stück, vielleicht aber auch von was ganz andrem. (Jelinek 1998, 7 f)

Diesem Arrangement entsprechend werden im Verlauf des Stückes die Grenzen zwischen körperlicher Aktivität und Gewalt fließend. Das ‚Treten' der Figuren wächst sich unweigerlich zu Makrokriminalität aus, zu kollektiven Gewalttaten, die hier an juristisch-soziologischen Analysen, genauer: an der Untersuchung von Herbert Jäger *Makrokriminalität. Studien zur Kriminologie kollektiver Gewalt* (1952) geschult sind. Bedingung dieser Gewalt ist neben einer entnormalisierenden kollektiven Dynamik der gestählte asoziale Körper, dessen psychodynamische Prozesse Klaus Theweleit eindringlich beschrieben hat. Die Panzerung des (männlichen) Körpers verhindere die Ich-Auflösung, beispielsweise im Angesicht effeminierter Massen, und stelle Identität über den Ausschluss eines „Sozialkörpers" her. „Wird aus der Kontaktfläche eine Isolierschicht, kann der Sozialkörper, in dem sich der isolierte Körper bewegt, nicht mehr erkannt werden" (Theweleit 1978, 25). Diese Isolierschicht verschafft dem Körper vornehmlich der Sport, dem nicht zuletzt deshalb eine zentrale Funktion

innerhalb des kriegerischen Nationaldiskurses sowie des *nation-building* in seiner sublimierten Form zukommt, wie Michael Gamper (2005) mit Blick auf die Performanz bei Olympischen Spielen gezeigt hat.[4]

2 Sport und Arbeit: Zeitgenössische Wirtschaftsromane

In Jelineks Theatertext führt Sport also unmittelbar zu Gewalt (anders als in den Fallstudien Jägers vor allem gegen weibliche Opfer[5]), und Sport nimmt innerhalb des ubiquitären Leistungsdiskurses, den ihre Stücke sezieren, eine zentrale Funktionsstelle ein. Das *Sportstück* überlagert wiederholt Mythos (vgl. dazu Haß 1998, Vogel 1999, 123 f) und Moderne, was zu einer sukzessiven Rücknahme des mythologischen Substrats führt – die Figuren haben sich mit dem „Erlöschen ihrer mythologischen oder sonstigen Signaturen [zu] beschäftigen" (Vogel 1999, 122), und zwar auch dann, wenn in einem der Zwischenspiele Achill und Hektor als Tennis spielende Unternehmer auftreten. Damit sind antike Krieger benannt, deren Leiden zum Symptom Homerischer Grausamkeit, zu einer tragisch-pathetischen „Morphologie des Sterbens" geworden ist, wie Karl Heinz Bohrer emphatisch betont (Bohrer 1996, 1104). Sie stehen für die Helden alter Provenienz, firmieren jedoch gleichzeitig als moderne Großindustrielle, die sich bezeichnenderweise durch Sport panzern: „Unsere Körper sind und bleiben Panzer, die nach dem Duschen Frauen bedrängen" (Jelinek 1998, 127). Sie sind die neuen Helden der Leistungsgesellschaft und lassen ebenfalls Sport mit Krieg zusammenfallen; Hektor erklärt: „Keiner von uns geht freiwillig ins Freie, es sei denn, er wollte ein paar Runden schwimmen, in einen Golfkrieg ziehen, joggen oder sich in ein trojanisches Seitpferd einspannen lassen" (Jelinek 1998, 128).

Der sich damit andeutende Zusammenhang von Leistung und Fitness bestimmt die aktuellen arbeitssoziologischen sowie betriebswirtschaftlichen Debatten, wie im Folgenden kurz ausgeführt werden soll. Bereits in den 1960er Jahren wurde der enge Zusammenhang von kapitalistischer Arbeitswelt und Sport betont. Bero Rigauer profiliert in seiner einschlägigen Studie *Sport und Arbeit* (1969), die noch an fordistischen Produktionsmethoden orientiert ist, die strukturelle Analogie beider Felder – nicht von ungefähr entstehen der Sport und die Idee des Hochleistungskörpers, des Athleten, zeitgleich mit der Industrialisierung in England, wie Philipp Sarasin betont (2001, 324 f). Der sublime Körper des Athleten verspricht ein Maximum an Arbeit und Effizienz, ist ein Vorbild für industrielle Produktivität, für Leistungsfähigkeit und illustriert darüber hinaus die Transformierbarkeit des Körpers sowie seine Perfektionierung durch Askese und Diät (325 f). Die Strukturähnlichkeit von Sport und Arbeit zeigt sich beispielsweise an der Rationalisierung von Bewegungsabläufen, wie sie Frederick Winslow Taylor (1977) für den Arbeitenden und die Sportwissenschaft für den Leistungssport entwickelt hat (vgl. Rigauer 1969, 39 f); ebenso an der Spezialisierung der Tätigkeiten, an der Arbeitsteiligkeit (auch in Sportvereinen und der Industrie), sowie an der Verwissenschaftlichung von Bewegungen in beiden Bereichen. Insbesondere für die Phase der maschinellen Produktion kann von einer Koinzidenz sportlicher und produktiver Bewegung

ausgegangen werden. Als Parallelen können zudem, so hält Rigauer fest, die medialen Strategien der Vermessung und Erfassung von Aktivitäten gelten, das heißt, dass Fotografie und Film zur Mikroanalyse von Bewegungsabläufen herangezogen werden (56). Darüber hinaus koinzidieren Sport und Arbeit in der Zahl, die Prozesse normiert, quantifiziert und auf objektivierbare Ergebnisse festlegt (50). Bereits Horkheimer und Adorno führten aus, dass der Sport eine für die Industriegesellschaft typische Anpassungsfunktion übernehme. „Die Ruderer, die nicht zueinander sprechen können, sind einer wie der andere im gleichen Takte eingespannt wie der moderne Arbeiter in der Fabrik" (Adorno/Horkheimer 1947, 51). Sport wie Arbeit fixieren die Subjekte auf den Takt, auf das messbare Zeitintervall, das in Jelineks Dramen selbst das Sprechen dominiert.

Auch neuere Studien zur Arbeitssituation im flexibilisierten postfordistischen Zeitalter und zum Profil der sich selbst regulierenden ArbeitskraftunternehmerInnen verweisen auf die zentrale Bedeutung von Sport und Fitness. Das neue Leitbild des arbeitenden Menschen als unternehmerisches Subjekt, das seine gesamten Kapazitäten auf Leistung ausrichtet und vielfältige verwertbare Kompetenzen erwirbt, begreift diesen als Humankapital, in das ein Betrieb investiert und das auch in Hinsicht auf seine Gesundheit von Bedeutung ist. Interessiert sich der Staat – so führt der Arbeitssoziologe Richard Weiskopf (2005) in seiner Untersuchung zum Arbeitskraftunternehmer als neue Spielart der Foucault'schen Gouvernementalität aus – „für die Bevölkerung unter dem Aspekt der Sicherung der nationalen Wettbewerbsfähigkeit", so gerät zunehmend die biopolitische Ausstattung des Arbeitnehmers in den Blick:

> Die Gesundheit der Bevölkerung, Sterbe- und Geburtenraten, aber auch und insbesondere die Mobilität der Bevölkerung werden unter den Imperativen der Wettbewerbsfähigkeit zum Gegenstand (bio)politischer Interventionen und Gestaltung. Die auf staatlicher Ebene anzutreffende Sorge um die ‚Fitness' der Bevölkerung spiegelt sich auch auf der betrieblichen Ebene wider. (300 f)

Entwickelt werden betriebliche Gesundheitsprogramme, die „die Fitness des Personals für die Herausforderung des Wettbewerbs sicherstellen sollen und über die sich betriebliche Macht direkt in die Körper einschreibt" (ebd.). Die physische Überwachung der Arbeitenden durch Sport, so führt Axel Haunschild (2003) aus, dient dabei der Erfassung privater Bereiche, die vormals als Freizeit definiert waren, erweist sich zudem als wirksame Selektionspraktik für Arbeitstauglichkeit, verdeckt die Marx'sche Erkenntnis, dass die Quelle potenzieller Krankheit an und für sich die Firma selbst, die Arbeit ist, und fördert die Selbstdisziplin. „[H]ealth management commonly adresses the individuals' consciousness and internal control" (46). Sport, von der Betriebsleitung durch entsprechende Einrichtungen gefördert, ermöglicht mithin eine umfassende Kontrolle des Arbeitssubjekts, das heißt die mikropolitische Herrschaft über den Körper als Medium der Disziplin.

> [O]rganisations today seem to have rediscovered the whole body as a matter of surveillance and control. This includes – among other things – medical screenings (check-ups), fitness programmes, stress management, dietary advice and lifestyle counselling. (51)

Sport fördert zudem die Vergleichbarkeit der Subjekte und produziert eine gebändigte Form von Konkurrenz: „Die Formen des Konkurrenzkampfes sind kontrolliert, jede Übertretung der Bestimmungen wird bestraft" (Rigauer 1969, 25). Diesen Zusammenhang von körperlicher Gesundheit und Leistungsfähigkeit exponieren zahlreiche Romane aus der Phase der *new economy*, beispielsweise Gerhard Nagels Roman *Die Rivalen. Ein Business-Roman über Führung und Management* (2001), Georg M. Oswalds Text *Alles was zählt* (2000), der die fragile Grenze zwischen Bankwesen und Kriminalität beschreibt, zudem von Düffels *Ego* (2001), eine harmlosere Variante von *American Psycho*, die den trainierten Körper in der Führungsetage zum Gegenstand einer Farce macht. Der narzisstische Protagonist sagt beispielsweise:

> Natürlich muß man Athlet sein. Jeder, der heute ernstgenommen werden will, muß absolut Athlet sein, ob er nun in der Computerbranche arbeitet oder als Filialleiter in einem Supermarkt. (Düffel 2001, 121)

Sport verbindet dabei Normalisierungsprozesse – die Subjekte werden auf klare Bewegungsabläufe und messbare Erfolge bezogen – mit Transgressionserlebnissen und dem Ethos der Leistungssteigerung: „fitness is about transgressing norms" (Haunschild 2003, 52), wie auch in von Düffels *Ego* unmissverständlich wird. Sport verlangt eine unablässige Disziplinierungsanstrengung und entspricht damit der unendlichen Struktur des Kapitalismus, dessen Akkumulationen nie an ein Ende kommen.

Jelineks Drama *Ein Sportstück* (1998) deutet dieses Zusammenspiel von Arbeit und Sport, das die Strategien der Gouvernementalität verstärkt, zumindest an, wenn die antiken Helden als Unternehmer auftreten und sich durch ihre sportliche Aktivität, die hier freilich auch die Funktion gesellschaftlicher Distinktion hat, zum Humankapital umbilden und auf diese Weise einen patriarchalen Führungsanspruch im Wirtschaftssektor behaupten.

3 Sport und *gender*

In Jelineks Stück ist, anders als in vielen zeitgenössischen Wirtschaftsromanen, die Führungsebene noch ausschließlich männlich – ähnlich wie der Sport im 19. Jahrhundert der Formation von Männlichkeit dient, so Sarasin (2001, 337) – und stellt damit ein wirkungsvolles Paradigma zur Etablierung machtvoller Männlichkeit bereit, wie sie Raewyn Connell beschrieben hat (1987 und 1995). In den zeitgenössischen Wirtschaftsromanen hingegen scheinen nicht zuletzt die disziplinatorischen Effekte des Sports die Geschlechterdifferenzen

zu nivellieren und die neuen (kommunikativer angelegten) Wirtschaftsformen des Erfolgs auch weiblichen Führungskräften zugänglich zu sein, die gleichwohl systematisch mit Abwertungen, mit diffamierenden Beschreibungen bedacht werden. In von Düffels Roman beispielsweise wird die Grenze zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit gemäß des disziplinierten Körpermodells neu gezogen: Männlich sind die trainierten Körper (auch die weiblichen), weiblich hingegen die schlaffen, die sportresistenten, die topische Bilder des Ekels und des Exotischen heraufbeschwören. Ausgerechnet die Spitze des Unternehmens ist in *Ego* mit einer Familie besetzt, deren Körper die Fantasie der hässlichen Alten, der *vetula* mit hängenden Brüsten evoziert (vgl. Düffel 2001, 139 f). Die Sphäre der Nicht-Erfolgreichen und Undisziplinierten bleibt mithin auch in diesen Texten weiblich codiert (als Ausdruck einer inferioren Stellung).

Darüber hinaus deutet von Düffel einen Aspekt an, der für den Komplex *gender*/Sport ebenfalls relevant ist und sich über den in der Soziologie entwickelten Begriff der sexuellen Arbeit beschreiben lässt, der beispielsweise in den Theatertexten René Polleschs eine zentrale Rolle spielt (vgl. Pollesch 2009). Boudry, Kuster und Lorenz weisen in ihrem Sammelband *Reproduktionskonten fälschen. Heterosexualität, Arbeit und Zuhause* (1999) darauf hin, dass Arbeit immer schon sexualisiert ist, das heißt, die Tätigen agieren als Männer bzw. Frauen und die Arbeitswelt verlangt eine genderisierte heterosexuelle Performanz, wie beispielsweise die Kleidercodes von Banken illustrieren. Die exzessive Körperarbeit, die von Düffel (2001) schildert, hat entsprechend die Funktion, den Beschäftigten als Mann oder Frau auszuweisen, zudem als RepräsentantIn eines heterosexuellen Begehrens, das in dieser Farce für die Unterhaltung der Frau des Vorgesetzten eingesetzt wird. Von Düffel suggeriert eine Nähe von Arbeit und Prostitution, legt damit jedoch auch einen zentralen Aspekt ‚normaler' Arbeitsverhältnisse frei, nämlich dass diesen unweigerlich ein sexuelles Moment innewohnt, dass mithin als Mann oder Frau gearbeitet wird und dass diese Adressierung (die die heterosexuelle Matrix stützt) durch Sportlichkeit gefördert wird – das Training an Geräten soll den genderisierten Körpernormen entsprechend bei Männern eher die Muskelstruktur, bei Frauen die ‚weiblichen Formen' verstärken. In *Ego* heißt es lapidar: „Es ist Zeit, mich um die Damen des Hauses zu kümmern. Geschäft ist Geschäft" (Düffel 2001, 243). Spielt in der Welt der *new economy* der Erfolg eine größere Rolle als die Leistung, als die angestrengte Arbeit, und basiert dieser Erfolg nicht zuletzt auf Attraktivität (und kommunikativen Kompetenzen), so wird die Bedeutung (hetero-)sexueller Arbeit evident.

4 Sport als Arbeit und Doping

Doch nicht nur Arbeit verlangt sportliche Aktivität als Ausdruck physischer Selbstdisziplin und als Bedingung optischer Normalisierung, sondern Sport ist seinerseits Arbeit, wie sich in Jelineks Theatertext zeigt. Auf die kollektiven Gewalt- und Sporttaten im letzten Teil des *Sportstückes* bereitet eine Mutter-Sohn-Konstellation vor, die auf ein reales Sportdrama anspielt, auf den Auf-

stieg und Fall des steirischen Kraftsportlers Andreas Münzer. Diese Figur lässt kenntlich werden, dass nicht nur Arbeit den disziplinierten Körper verlangt, sondern dass umgekehrt Sport Arbeit ist – der Begriff der Arbeit durchziehe die Fachsprache des Sportes, so Rigauer (1969, 64) – und in ein administrativ-bürokratisiertes Überwachungssystem integriert ist. Die Tätigkeit des Profisportlers ist generell in hohem Maße reguliert und sein Körper naturwissenschaftlichen Kontrollmechanismen unterworfen. Auch in diesem Bereich expandiert die Disziplinarmacht in das private Leben der SportlerInnen, wie mit Blick auf die neuen Antidoping-Verordnungen ausgeführt werden könnte. Ein ausgefeiltes Disziplinarregime überwacht den gesamten Lebensstil, neben Schlafzeiten und sexueller Enthaltsamkeit insbesondere die Nahrungsaufnahme, wie sie in von Düffels *Ego* ebenfalls im Vordergrund steht. Andreas Münzer, der 1996 an der Einnahme von Anabolika-Steroiden stirbt, präsentiert sich in Jelineks Stück mit einem großen Monolog, der die Gleichsetzung von Körper und Leistung profiliert – „In meinem Körper ist Leistung gut aufgehoben, und zwar dermaßen gründlich, daß mein Körper außerhalb seiner Leistung gar nicht existieren darf" (Jelinek 1998, 93) –, die permanente Nahrungskontrolle sowie den (männlichen) Schöpfungsakt, der der Konstruktion des Sportlerkörpers zugrunde liegt: „Wir basteln uns einen Mann aus fünf Substanzen, stand auf dem Lehrplan für den Übermenschen" (Jelinek 1998, 92). Freigelegt wird außerdem die enge Verknüpfung von bürgerlich-emotionalisierten Familienstrukturen und Sport- bzw. Leistungsfantasien, denn es ist die Mutter, die den ewigen Sportsohn produziert: „[I]mmer nur [ertönte] eine grauenvolle, hänselnde Mutterstimme. Ist nie zufrieden. Zu früh, zu kurz, zu langsam, zu sehr ich selbst. Zu wenig wer andrer" (Jelinek 1998, 90). Jelinek führt mithin die Konstruktion eines männlichen Ideals vor – „Männer, Güteklasse A" (Jelinek 1998, 103) – und bindet diese an die bürgerliche Familienordnung zurück, insbesondere an die emotionalisiert-symbiotische Mutter-Sohn-Beziehung, die das Kind zum dependenten, gleichwohl gestählten Mann werden lässt, zum sportiven Sohn.

Jelineks Stück demonstriert zudem, dass der Sport den Krieg durch Anabolika in den Körper einlässt, und zwar als biochemischen Vorgang (vgl. Haß 1998, 61). Der durch den Sport vorbereitete Krieg setzt sich innerhalb des (männlichen) Körpers fort und zersetzt diesen von innen. Rigauer hält fest:

> [D]er dem gesamtgesellschaftlichen Handlungssystem immanente Mechanismus der Gewaltanwendung findet im Leistungssport seinen adäquaten Ausdruck: Gewalt, gegen andere ausgeübt, schlägt um in Gewalt, die sich gegen das eigene Ich richtet. (Rigauer 1969, 24)

Dieser physischen Destruktion, die die *spectacular bodies* noch in ihrer Genese auflöst, arbeitet Jelineks Theaterästhetik zu, denn sie lässt die Körper systematisch als Schimären erscheinen, als Untote – auch Andi spricht aus dem Grab – jenseits der identitätsbildenden Einheit von Körper und Stimme.

Theaterästhetik und Sujet finden bei Jelinek auch deshalb zusammen, weil der Sport die Zeit, den omnipräsenten Takt, zum neuen Gott erhebt, der den Körpern als zeitlicher Imperativ eingearbeitet wird. Im Andi-Monolog heißt es:

> Hören Sie! Kaum habe ich mir die Hieroglyphe des Sports in meinen Körper eingravieren lassen, hat der Sport auch schon begonnen, meinen Körper, seinen lieben Wirt, ja den, mit den anheimelnden bunten Bildern vorm Haus!, von innen her aufzufressen. Der Sport hat aus mir Laufmeter Mensch gemacht ... (Jelinek 1998, 88)

... der sich in getakteten Rhythmen bewegt. Der Takt wird nicht nur auf inhaltlicher Ebene beschworen, sondern bestimmt auch das (entindividualisierte) Sprechen in Jelineks Stück.

> Daß im Hintergrund des ‚Sportstücks' immer die Zeitmesser laufen, daß die Figurenrede sich letztlich an den despotischen Zeit- und Zählordnungen von Stoppuhren und Metronomen, von Exerzier- und Turnmeistern bricht, deutet hier das Ende allen subjektiven theatralischen Sprechens an. Zähl- und Maßvorgänge begleiten es. Metronomische und autoritäre Skandierungen grundieren und organisieren die Rede auch dann, wenn diese ihrem eigenen subjektivischen mäandernden Rhythmus zu folgen scheint. (Vogel 1999, 121 f)

Lebenszeit wird zu Laufzeit, die selbst die Sprache skandiert.

Jelinek beobachtet also auch die psychischen Prozesse, die die Genese von Körperpanzern, die Herstellung narzisstisch-opaker Oberflächen mit sich bringen, sowie die fundamentalen Ausgrenzungen, die mit diesen Operationen verbunden sind und noch dazu auf Makrokörper (wie Landschaften und Nationen) übertragen werden können.

5 Imperialismus und Körperpanzer: Raststätte oder Sie machens alle

Geht es in Jelinkes Stücken *Wolken.Heim* (1990) und *Totenauberg* (1991) um die Redeweisen philosophischer Geistespotentaten, um den ‚Geist', so steht in *Raststätte*(1997) das Gegenteil auf dem Programm – der Körper, die Lust, das Begehren und der Sport. Das Drama *Raststätte* ergänzt die Tragödie *Totenauberg* als Satyrspiel; vorgeführt im doppelten Sinne wird das dionysische Potenzial einer Gesellschaft, und es ist ein reichlich verkommener Dionysos, der hier seine Sexspielchen feiert und seinen Verkehr vollzieht. Auch in diesem Theatertext macht sich Jelinek die Mehrdeutigkeit des Begriffes ‚Verkehr' zunutze: Es ist eine Raststätte mit dem vielsagenden Namen Zwillingsgipfel, also ein Ort inmitten umfassenden Verkehrs, an dem die Paare Isolde und – nicht Tristan – sondern Kurt sowie Claudia und Herbert anhalten, ausstaffiert mit den Accessoires ihrer Ersatzlust: die Frauen in knallbunter Sportkleidung, die Männer mit Sportartikeln bewaffnet, mit ‚Prothesen' (im Sinne Freuds und Baudrillards) wie Golfschlägern, Fahrrädern und anderem mehr. Was die Frauen bei diesem Halt im Auge haben, ist nichts anderes als eine schnelle kleine Lusterfüllung. Sie haben sich per Inserat mit zwei veritablen Tieren ins Einvernehmen gesetzt und erwarten voll Ungeduld die Ankunft des Animalischen. Doch dann sind es

lediglich die verkleideten Ehemänner, die sich die umtriebigen Frauen in den recht unappetitlichen Kloräumen zu Gemüte führen. Mit dieser Tauschaktion wird, zumindest in groben Zügen, der Plot von Mozarts Dramma giocoso „Così fan tutte" nachgestellt, auf das der Untertitel von Jelineks Stück zurückgeht.

Jelinek entwickelt in diesem Stück einen engen Zusammenhang zwischen Fitness und kolonialer Eroberung und führt beides im Bild des gepanzerten Körpers zusammen, dem der Andere zum Ekel, zum Abjekt wird. Die beiden Tiere, die den Frauen ultimative Lust versprechen, erscheinen bezeichnenderweise als Kolonisatoren des Ostens, und der wird – dem gängigen Zusammenspiel von *gender* und *race* entsprechend – mit Weiblichkeit assoziiert. Der Bär führt aus: „Ich bin meist im Ausland, Ungarn, Polen, in Ländern, deren Namen man sich gar nicht mehr merken kann, und den neuen Bundesländern des alten Bundes unterwegs. Elch: Schön, daß diese lieben Länder so lange gewartet haben, und ausgerechnet auf uns" (Jelinek 1997, 94). Diese Annektierung durch den industriellen ‚Fortschritt' des Westens, die auch die fremde Vergangenheit auslöscht, wird, dem Sujet entsprechend, mit Penetration gleichgesetzt: „Bär: Diese Länder, in die wir uns einführen, können auf eine tote Vergangenheit zurückblicken" (Jelinek 1997, 94 f). Die Eroberung des Makrokörpers Landschaft, die die ‚Verkehrsgesellschaft' Jelineks vornimmt, entspricht der kolonialen Usurpation eines weiblichen Körpers.

Erobern die männlichen Figuren den Makrokörper der Landschaft, so sind die Mikrokörper immer schon angeeignete, und zwar durch sportliche Übungen, die dem Körper hermetische Grenzen zu verschaffen scheinen (als Analogon zu den Landesgrenzen). Auf beiden Ebenen, der der Landschaft und der Körper, geht es um Grenzziehungen, um Aus- und Einschlüsse und um die Konstitution von Begehren durch diese Territorialisierungen. Der Sport produziert auch hier das Phantasma eines undurchdringlichen Körperpanzers als Medium männlicher Identität, die gleichwohl obsessiv auf das ‚Ausgeschiedene', das Andere bezogen bleibt. Kurt führt aus: „Da läßt man jahrelang nur den Sport zu sich in den Körper hinein, damit er dort eine Ausscheidung gegen sich selbst gewinnt, und prompt wird man von Ausscheidungen anderer belästigt" (Jelinek 1997, 75). Der Sport produziert den Schein hermetischer Körpergrenzen, die durch die Ausgrenzung eines Abjekt im Sinne Julia Kristevas gestützt, zugleich jedoch verunsichert werden. Denn das Andere, Unreine wird als Ausgegrenztes zum Gegenstand des Begehrens und der Lust, verlockt also permanent zu Grenzüberschreitungen. Dieser Struktur entspricht es, wenn das topografisch Ausgegrenzte, wenn das ‚Ausland', der Osten zum bevorzugten Gegenstand sexueller Fantasien wird, die in ihrer hyperbolischen Topik freilich komisch wirken. „Bär: In der Tschechei hat mir einer seine dreizehnjährige Tochter für einen gebrauchten Nadeldrucker angeboten. Sie hatte es auf der Lunge" (Jelinek 1997, 96). Der ‚schwindsüchtige, sich prostituierende Osten' zehrt vom Abfall, von den ‚Ausscheidungen' des Westens und ist zugleich (als Abjekt eines potenten westlichen Subjekts) Objekt des Begehrens.

Der polysemantische Begriff der Ausscheidung verknüpft mithin die sportliche Kompetition, den Ausscheidungskampf (auch den zwischen den Geschlechtern), mit imperialen Eroberungsfantasien sowie Körperbildern, die insbeson-

dere das Weibliche deterriorialisieren. Diese Konnotationen überlagern sich, wenn Kurt erklärt: „Was Isolde und Claudia betrifft, so haben wir diese zwei Äpfel, die, mit Garnierung überhäuft, unter ihren Schlafröcken schreien, schon allzu oft bis zum Stingel aufgegessen. Sie wurden am Ende doch immer ausgeschieden" (Jelinek 1997, 99), und zwar von männlichen Körpern, die sich durch Sport und Eroberungen isolieren. Judith Butler beschreibt die Konstruktion von hermetischen Körpergrenzen als Bedingung einer unmöglichen Identitätsstiftung ganz analog:

> Die Ausscheidungsfunktion wird gleichsam zum Modell, um andere Formen der Identitäts-Differenzierung zu vollziehen. Tatsächlich werden die Anderen hier buchstäblich zum Kot. Damit die Innen- und Außenwelten sauber unterschieden bleiben, müßte die gesamte Körperoberfläche eine unmögliche Undurchlässigkeit erlangen. Diese Versiegelung der Oberflächen würde die bruchlose Schranke des Subjekts bilden, doch zugleich würde diese Einschließung gerade durch den Schmutz der Exkremente gesprengt, den sie fürchtet. (Butler 1991, 197)

In Jelineks ‚Komödie' *Raststätte oder Sie machens alle* erscheint der Sport als wesentliche Strategie, um identitätsbildende Territorialisierungen vorzunehmen, wobei die (penetrierbaren) Grenzen der Makrokörper die der individuellen Körper spiegeln und die Unmöglichkeit machtvoller Hermetik (der Nation, des Ichs) vorgeführt wird.

6 Medienspektakel Sport und (Massen-)Tod: Stecken, Stab und Stangl

In *Stecken, Stab und Stangl* (1997b), 1996 zum Stück des Jahres gekürt und im gleichen Jahr am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg unter der Regie von Thirza Bruncken uraufgeführt, beschäftigt sich Jelinek mit dem Fremdenhass, genauer: mit einem tagespolitischen Geschehen. Rechtsradikale Bombenleger ermorden im Februar 1995 im österreichischen Burgenland vier junge Roma, die „den Fehler hatten, nicht rechtzeitig das Aussehen und die Namen unserer Bekannten angenommen zu haben" (Jelinek 1997b, Klappentext). Dieses Geschehen teilt Jelinek in Brecht'scher Manier vorab mit, um die Spannung aufzuheben und den Blick auf die mediale Aufbereitung des Mordes zu lenken,[6] allgemeiner noch: auf den Umgang der Gesellschaft mit dem Tod überhaupt. Das Thema Tod wird hier generalisiert und die Todesversessenheit des philosophischen Denkens wie der Medien zu *dem* Charakteristikum einer (medialen) Gesellschaft[7], deren Sportsendungen auf einen heldenhaften Tod fixiert sind, paradoxerweise deshalb, um die Auseinandersetzung mit dem historischen und gegenwärtigen Massenmord zu vermeiden. Merkt eine der Figuren an: „Aber diese Körper, die da beim Pfahl liegen, nein danke! Also für mich verkörpern die gar nichts" (Jelinek 1997b, 26), so deutet sich die Unmöglichkeit an, den Tod der Fremden, für Jelinek ein Massenmord, in die symbolische Ordnung zu integrieren, auch wenn oder gerade weil die Mehrheitsgesellschaft von nichts anderem als vom Tod plappert, allerdings von einem sinnhaften, einem aufbe-

reiteten Individualtod, wie ihn die Philosophie[8] und das Fernsehen mit seinen Sportsendungen beschwören. Der Sprecher erklärt im gleichen Atemzug:

> Ich bin der Meinung, liebe Zuhörer, daß das Leben, mag es noch so Schreckliches bringen, doch gutmütig hinzunehmen ist, denn der Körper des Herrn Formel 1-Fahrers Berger und der Körper des Herrn ehemaligen Formel 1-Fahrers Wendlinger verkörpern etwas (Jelinek 1997b, 26),

haben also einen Platz innerhalb der symbolischen Ordnung, der den Fremden abgesprochen wird. Der Sport wird mithin als Deckschirm gegen den Tod, genauer: gegen die Geschichte und ihre Genozide errichtet, und zwar auch dadurch, dass im Sport ein identifikatorisch-sentimentaler Einzeltod erlebt werden kann. Der Conferencier erzählt davon,

> daß eine unserer tüchtigsten Abfahrtsläuferinnen buchstäblich aus heiterem Himmel in einen Pfahl hineingestürzt ist und sich dabei den Kopf abgerissen hat. Ihr Name ist noch nicht vergessen worden, nur mir fällt er gerade nicht ein. Unwillkürlich nahmen für einen Augenblick auch wir Millionen Fernsehzuschauer Abschied vom Leben. Warum sind wir jetzt alle plötzlich nicht mehr wahr? (Jelinek 1997b, 24 f)

Die medialen Sportereignisse etablieren einen Simulationsdiskurs, dem eine memoriale Ersatzfunktion zukommt, weil er das historische Erinnern verdrängt. In *Ein Sportstück* greift Jelinek diesen Gedanken einer Amnesie durch sportive Spektakel ebenfalls auf: Achill spricht: „Auch Millionen Toter sind wie einer: nicht vorstellbar" (Jelinek 1998, 136). Sport forciert bei Jelinek das Phantasma individuellen Lebens und Sterbens als Heldenmythos, der gegen die Erinnerung immunisiert und die Vision eines geschichtslosen Körpers produziert.

Jelinek entwirft kollektive wie familiale Formationen, antike wie moderne, in denen Sport als zentrales Paradigma der Mannwerdung und der Vorbereitung auf kollektive Gewalt fungiert. Sport als Fetischisierung des Körpers ermöglicht – so die Diagnose ihrer Stücke – eine (verschobene) Konfrontation mit dem Tod, und zwar mit einem auratisierten, medial inszenierten Tod, der als Ablenkungsmanöver zu verstehen ist – als Ablenkung von den Massenmorden der zivilisatorischen Gesellschaft, von Genozid und Holocaust. Darüber hinaus bereitet der Sport neue Gewaltformen vor, ermöglicht (hier männliche codierte) Makrokriminalität, die im *Sportstück* als Ausdruck eines molekularen Bürgerkriegs in Fußballstadien erscheint. Und der Sport geht eine enge Allianz mit Arbeit ein, denn er forciert die Selbstdisziplinierung von biopolitisch reglementierten Körpern – ein Aspekt, den die zeitgenössischen Wirtschaftsromane ausarbeiten, und zwar mit Blick auf weibliche und männliche Körper.

Anmerkungen

1 Vgl. dazu Pongratz/ Voß 1998 und Bröckling 2007. Vgl. zum Theater als Arbeitsplatz Eikhof/ Haunschild 2004.
2 Enzensberger zitiert aus der Reportage „Among the Thugs" von Bill Buford, der die ‚Ekstase' gemeinsamer Gewalttaten aus eigener Erfahrung schildert.
3 Vogel (1999, 121) verweist auf die Nähe zu Canettis *Masse und Macht* und zu seinem autobiografischen Roman *Fackel im Ohr*, in dem er das Gebrüll aus dem Hütteldorfer Stadion in Wien beschreibt.
4 Die frühen Turnerverbindungen des 19. Jahrhunderts spielten für die nationalstaatlichen Bestrebungen eine wichtige Rolle (vgl. Gamper 2005, 9). Auch Rigauer (1969, 52) hält fest: „Der Kampf zwischen den Völkern – aus politischen, ökonomischen und anderen Gründen findet in sublimierter Form seine Fortsetzung auf der Aschenbahn."
5 Vgl. zu dieser Differenz Schößler 2004, 71.
6 Im Fokus steht das Interesse der Medien an (reproduzierbaren) Katastrophen. Der Fleischer in „Stecken, Stab und Stangl" spricht z.B.: „Mein Gott, wo ist jetzt die Kamera wieder hin? Gerade jetzt, da wir sie brauchen, um den Vorgang beliebig oft zu wiederholen, daß ein Sprengstoffbrief abgeschickt werden kann, ist die Kamera uns davongefahren" (32). Zugleich bagatellisiert er das Attentat auf die Roma durch eine rhetorische Frage, die dem Stück als Motto vorangestellt ist: „Wer sagt, daß es nicht um einen Konflikt bei einem Waffengeschäft, einem Autoschieberdeal oder um Drogen gegangen ist" (15).
7 „Die Demoralisierung und Verwahrlosung der österreichischen Öffentlichkeit aufgrund der Verkommenheit der österreichischen Presse" sei ein Kernthema des Stückes, so Jelinek (zitiert nach Schmitz-Burckhardt 1996, 6).
8 So erklärt eine der Figuren: „Denn es bleibt auch Ihnen nur das Beharren auf der Einzigartigkeit Ihres individuellen weil unteilbaren Todes, ohne daß noch einsichtig zu machen wäre, wie Sie, ein Quasi-Einziger, sich zu einem anderen Quasi-Einzigen verhalten können und sollen" (28). Oder es heißt: „Der Tod ist immerhin der eigentlich inspirierende Genius des Denkens" (33). Diese (philosophische) Todesversessenheit wird in „Stecken, Stab und Stangl" vor allem über Zitate von Heidegger illustriert, der noch dazu als Figur auftritt. Der Conferencier führt in seiner Prosopopoiia, in seiner Ansprache an die (Un-)Toten, aus: „Sie sind zeitig in die Früh entwest worden, eigentlich wars noch finstre Nacht" (47 f). Und Heideggers zyklische Verklammerung von Ende und Anfang wird aufgerufen und verkehrt, wenn es heißt: „Welche Zeit ist wahr? Das Ende ist nicht die Folge des Anbeginns. Für uns war aber der Neubeginn nur durch das Ende des Anbeginns überhaupt möglich! Dunkle Geduld des Endes? Das Ende geht, nämlich als das Ende eines Geschlechts, das nicht einmal verwesen durfte, sondern einfach verschwunden ist, dem Anbeginn jedes unserer Ungeborenen, die ja auch alle Noch Nicht Sind, voraus" (56). Das Vokabular Heideggers wird transformiert, so dass es einen Riss in der Geschichte beschwört, die Kluft zwischen dem Ende (eines Geschlechts) und den Nachgeborenen, die sich im Namen der ‚Gnade der späten Geburt' von der Schuld reinwaschen. Jelinek überführt das zyklisch-mythische Zeitmodell Heideggers in ein lineares, jedoch gebrochenes: Auf das Ende, die Shoah, folgt der (bewusstlose) Anfang der Nachkriegszeit, die vom Massensterben nichts wissen will.

Literatur

Adorno, Theodor W./ Max Horkheimer (1947) *Dialektik der Aufklärung*. Amsterdam: Querido Verlag.

Bohrer, Karl Heinz (1996) „Das Homerische Phantasma Grausamkeit. Aus Anlaß von Botho Strauß' ‚Ithaka'." *Merkur* 12/1996: 1103-1113.

Boudry, Pauline/ Brigitta Kuster/ Renate Lorenz (1999) Hg. *Reproduktionskonten fälschen! Heterosexualität, Arbeit und Zuhause*. Berlin: B-Books Verlag.

Bröckling, Ulrich (2007) *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Connell, Raewyn [Robert William] (1987) *Gender and Power. Society, the Person, and Sexual Politics*. Stanford: Stanford Univ. Press.

Connell, Raewyn [Robewrt William] (1995) *Masculinities*. Cambridge: Polity Press.

Düffel, John von (2001) *Ego. Roman*. Köln: DuMont Verlag.

Eikhof, Doris/ Axel Haunschild (2004) „Der Arbeitskraftunternehmer. Ein Forschungsbericht über die Arbeitswelt Theater." *Theater heute* 3/2004: 4-17.

Enzensberger, Hans Magnus (1993) *Aussichten auf den Bürgerkrieg*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Gamper, Michael (2005) *Die Schweiz in Form. Sport und Nation in einem kleinen Land*. München/ Wien: Nagel & Kimche Verlag.

Haß, Ulrike (1998) „Idiosynkrasien: Der Körper des Chores. Einar Schleef inszeniert ‚Ein Sportstück' von Elfriede Jelinek am Wiener Burgtheater." *Ästhetik und Kommunikation* 29/1998: 59-65.

Haunschild, Axel (2003) „Humanization Through Diszipline? Foucault and The Goodness of Employee Health Programmes." *Tamara. Journal of Critical Postmodern Organisation Science* 2/2003: 46-59.

Jäger, Herbert (1952) *Makrokriminalität. Studien zur Kriminologie kollektiver Gewalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Jelinek, Elfriede (1998) *Ein Sportstück*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.

Jelinek, Elfriede (1997) „Raststätte oder Sie machens alle." Dies. *Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag: 69-134.

Jelinek, Elfriede (1997b) „Stecken, Stab und Stangl. Eine Häkelarbeit." Dies. *Stecken, Stab und Stangl. Raststätte oder Sie machens alle. Wolken.Heim. Neue Theaterstücke*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag: 15-68.

Nagel, Gerhard (2001) *Die Rivalen. Ein Business-Roman über Führung und Management*. München: Hanser.

Oswald, Georg M. (2000) *Alles was zählt*. München: Hanser.

Pollesch, René (2009) *Liebe ist kälter als das Kapital: Stücke, Texte, Interviews*. Reinbek bei Hamburg: rororo.

Pongratz, Hans J./ G. Günther Voß (1998) „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?" *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 50/1998: 131-158.

Rigauer, Bero (1969) *Sport und Arbeit. Soziologische Zusammenhänge und ideologische Implikationen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Sarasin, Philipp (2001) *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.

Schmitz-Burckhardt, Barbara (1996) „Wunder des Theaters. Thirza Bruncken inszeniert die Uraufführung von Elfriede Jelineks ‚Stecken, Stab und Stangl' in Hamburg." *Theater heute* 6/ 1996: 5-6.

Schößler, Franziska (2004) *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit und Geschichte in Dramen der neunziger Jahre*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Taylor, Frederick Winslow (1977) *Die Grundsätze der wissenschaftlichen Betriebsführung*. München/ Weinheim: Beltz Verlag.

Theweleit, Klaus (1978) *Männerphantasien. Bd. II: Männerkörper – Zur Psychoanalyse des weißen Terrors*. Frankfurt/M.: Stroemfeld Verlag.

Vogel, Juliane (1999) „Harte Bandagen. Vorläufige Anmerkungen zu Elfriede Jelineks ‚Ein Sportstück'." *Manuskripte. Zeitschrift für Literatur* 39/1999: 121-125.

Weiskopf, Richard (2005) „Gouvernementabilität: Die Produktion des regierbaren Menschen in post-disziplinären Regimen." *Zeitschrift für Personalforschung* 19/2005: 289-311.

Rüdiger Heinze

„Tough Ain't Enough": Boxen und Geschlecht in Clint Eastwoods *Million Dollar Baby*

Ein Film über das Boxen ist niemals nur ein Film über das Boxen. Er kann es gar nicht sein. Boxen ist kulturgeschichtlich aufgeladen mit Metaphern, die so wirkmächtig und so vielfältig sind, dass ein Boxfilm nicht rein textimmanent und isoliert betrachtet werden kann, ohne eine erhebliche Komplexitätsreduktion zu riskieren. Oft geht es um fundamentale Konflikte zwischen Gut und Böse, Körper und Geist, Selbstbehauptungswille und Widerstand oder Wut und Gerechtigkeit (Grindon 1996, 54) in einem spezifischen kulturhistorischen Kontext. Gleichzeitig existiert aufgrund eben dieser metaphorischen Aufgeladenheit wahrscheinlich kein Boxfilm, der nicht auf das eine oder andere Klischee zurückgreift; kaum ein Film kommt zum Beispiel ohne eine Hauptfigur aus, die durch das Boxen physisch und mental über sich selbst hinauswächst.

Als eine der ältesten Sportarten der Menschheit wird das Boxen selbst in seiner heutigen vergleichsweise ‚zivilisierten' – d.h. regulierten – Variante von den meisten Kommentatoren immer noch als atavistisch und vor-zivilisatorisch wahrgenommen bzw. beschrieben, dabei nicht notwendigerweise negativ. Der Boxring ist demnach ein außerzivilisatorischer Ort, der nach dem Prinzip ‚zwei gehen rein, einer geht raus' funktioniert. Für die berühmtesten Kommentatoren, zum Beispiel Bertolt Brecht (2001), Ernest Hemingway (1966), Jack London (1905), Loïc Wacquant (2003) oder Norman Mailer (1975), ist das Boxen eine fast schon transzendentale Erfahrung: die kompromisslose und puristische Rückführung auf eine als essentiell antagonistisch postulierte menschliche Natur.[1] Im Ring gilt wieder *homo homini lupus*, es herrscht Krieg; somit hat das Boxen eine reinigende Wirkung, die die Kämpfer vom Ballast einer zivilisatorischen Hülle befreit. Das Boxen ist eine Welt für sich, selbstreferenziell und geschlossen (Oates 1987, 13), der Kampf ein „atavistic rite" und „drama of life in the flesh" (116), wahlweise ein „Theater der Männlichkeit" (Ribbat 2007, 191) in einem „almost sacred space: a territory in which metaphysical conflicts are being played out in the most physical confrontations" (Ribbat 2004, 156).

In Anbetracht dieser Metaphorik sollte es zum einen nicht überraschen, dass der Sport fast schon prototypisch mit Männlichkeit und physischer und mentaler Stärke verbunden wird, nicht nur in der US-amerikanischen Kultur

(May 2004, 5 ff.). Etwas negativer könnte man sagen, dass in bewährter Tradition Atavismus und Brutalität mit Männlichkeit verschränkt werden. Frauen sind außerhalb des Rings meist nur passive und bewundernde Beobachterinnen. Wenn sie überhaupt innerhalb des Rings zu sehen sind, dann als so genannte ‚Nummerngirls'. Ebenso wenig überrascht zum anderen, dass keine Handvoll Sportgenrefilme kommerziell so erfolgreich sind wie Filme über das Boxen. Die Zahl der Boxfilme ist Legion,[2] und eine der berühmtesten Figuren der amerikanischen Film- und (Pop-)Kulturgeschichte ist ein Boxer: Rocky.

Ein Boxfilm wie *Million Dollar Baby*[3] (2004) mit einer weiblichen Hauptfigur muss vor diesem Hintergrund gesehen werden, und eine Analyse sollte mehrere grundlegende Faktoren berücksichtigen. Zunächst rekurriert jeder Boxfilm automatisch auf die Kulturgeschichte des Sports und die oben genannten metaphorischen Felder; ein US-amerikanischer Film ist zudem mit der langen rassistischen Vorgeschichte des Sports behaftet.

Darüber hinaus ist für *Million Dollar Baby* die Tatsache offensichtlich von besonderer Bedeutung, dass in wenigen Sportarten Geschlecht eine derart große Rolle spielt und immer schon gespielt hat: Im Gegensatz zu der mehr als hundertjährigen Geschichte des professionellen Boxens für Männer umspannt der offizielle Profiboxsport für Frauen noch keine zwei Jahrzehnte. In der Tat war das Profiboxen für Frauen lange Zeit ausdrücklich verboten mit der Begründung, dass Frauen der physischen Belastung nicht gewachsen wären.

Und schließlich entfaltet der Film vor diesem komplexen kulturgeschichtlichen Panorama eine *Geschichte*, die kunstvoll mehrere Geschichten miteinander verwebt. *Million Dollar Baby* ist keine reine Allegorie, die Ideen transportiert; erzählt wird die Geschichte von Maggie, dem Million Dollar Baby, aber auch von Frank, der sie zunächst nur widerwillig trainiert. Dann ist da noch Scrap, der nicht nur Figur im Film sondern als *voice-over* auch Erzähler der ganzen Geschichte(n) ist. Deren intradiegetischer[4] Adressat wiederum ist nicht der Zuschauer, sondern Franks verschwundene Tochter, der Scrap einen Brief schreibt. Diese Struktur ist von besonderer Bedeutung für die Darstellung der problematischen moralischen Entscheidung, die Frank am Ende trifft, und die alle Erzählstränge und eingangs genannten kulturhistorischen Bedeutungsfelder zusammenführt (davon abgesehen, dass sie dem Film wiederholt heftige Kritik eingetragen hat).

Im Folgenden soll dieses Geflecht von Metaphern und Geschichten vor dem kulturgeschichtlichen und geschlechtsspezifischen Kontext des Films aufgeschlüsselt und mit seiner besonderen narrativen Struktur verschränkt werden.

Million Dollar Babys

Auf den ersten Blick ist die Geschichte, die *Million Dollar Baby* erzählt, als Boxfilm relativ konventionell und, bis auf das Ende, vorhersehbar. Eine Hauptfigur, die entschlossen ist und nichts zu verlieren hat, sucht einen Trainer, der sie nach anfänglichem Zögern und Widerwillen trainiert und zum Erfolg führt. Im Laufe dieses Prozesses entsteht eine persönliche und freundschaftliche bzw. familiäre Bindung zwischen Trainer und Boxerin. Auf der metaphorischen Ebene lernen beide eine wichtige Lektion über das Leben: Die Hauptfigur lernt durch das Boxen Selbstachtung und mentale Stärke; der anfangs zynische und vom Leben enttäuschte Trainer erlangt über die Bindung neue Lebensfreude und eine neue Freundschaft bzw. Familie. Allerdings blendet diese Fokussierung nicht nur strukturell, sondern auch film- und kulturhistorisch sowie genderspezifisch zahlreiche wichtige Aspekte aus.

Grundsätzlich wären der Film und die Geschichte, die er präsentiert, vor nicht allzu langer Zeit im Wortsinne kaum ‚realistisch' vorstellbar bzw. erzählbar gewesen, und wohl kaum so erfolgreich.[5] Zunächst einmal hat das Boxen so wie wir es heute kennen, insbesondere das professionelle, seine Anfänge erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zwar existiert der Faustkampf seit mehr als 2500 Jahren und war eine der antiken olympischen Disziplinen; auch der „Pugilism" ist schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts populär. Aber das heutige professionelle Boxen mit Rundenbegrenzung, Handschuhen, festgelegter Ringgröße, Verbänden etc. nimmt seinen Ausgang im Vereinigten Königreich und den USA mit einer sich verändernden Gesellschaftsstruktur und Unterhaltungskultur.[6] Zum einen entsteht zu diesem Zeitpunkt – auch durch technische Neuerungen – eine zunehmend industrielle und urbane Konsum- und Freizeitkultur, und mit ihr die entsprechende Infrastruktur. Hier liegt der Ausgang der modernen Massenunterhaltung, der Populärkultur und ebenso der dafür notwendigen Medien. Damit verschränkt, entstehen zum anderen das Boxen und sein Publikum mit dem Aufstieg der Mittelklasse, die Interesse an dem – und die finanziellen Möglichkeiten für das – Spektakel mitbringt und sich gleichzeitig von der Unterklasse distanzieren kann (Ribbat 2004, 156). Der vielleicht wichtigste Einzelfaktor in Maggies Charakterisierung ist die mit Emphase betonte Tatsache, dass sie *white trash* ist. Insgesamt ist der Film ausschließlich von Figuren am unteren Rand der Gesellschaft bevölkert.[7]

Von noch größerer Bedeutung für die Plausibilität und ‚Realistik' des Films ist der geschlechtsspezifische Hintergrund. Frauen waren im Ring lange Zeit nicht anzutreffen. Zwar gab es schon im 19. Jahrhundert Zirkusveranstaltungen, z.B. bei P.T. Barnum oder in den 1920ern so genannte *Ballroom*-Spektakel, bei denen Frauen boxten; diese dienten aber ausschließlich der Belustigung des Publikums. Und obwohl es bereits 1904 einen Show-Kampf bei den olympischen Spielen gab, ist das Frauenboxen immer noch keine olympische Disziplin. Einzelne Kämpferinnen wurden erstmals in den 1970ern und 1980ern bekannt und stritten um professionelle Anerkennung, aber erst seit den 1990ern wird das Boxen von Frauen in den meisten Ländern offiziell und professionell anerkannt

und damit auch vermarktbar. Maggie im Film als Profi um die Weltmeisterschaft boxen zu lassen, ist also erst seit relativ kurzer Zeit als plausibel darstellbar.

Es verwundert nicht, dass sich diese kontextuellen Bedingungen auch in der Filmgeschichte widerspiegeln. Filme mit weiblichen Boxern als Hauptfigur existieren, sind aber bei weitem nicht so zahlreich vertreten wie Filme mit männlichen Protagonisten, ganz davon abgesehen, dass boxende Frauen im Film zumeist eher als ‚Mannweiber' dargestellt werden. Zwar erscheinen in den letzten zwei Jahrzehnten Filme mit eher positiv besetzten boxenden Frauen, wie zum Beispiel *Blonde Fist* (1991), *The Opponent* (2000), *Girlfight* (2000), *Honeybee* (2001) und *Punch* (2002). Allerdings findet sich auch hier oft das narrative Muster, in dem die Hauptfigur das Boxen primär lernt, um sich gegen eine körperlich überlegene männliche Figur zu behaupten.[8] Eine weibliche Hauptfigur wie Maggie, die das Boxen um des Boxens willen erlernt und zudem Profi wird, ist zumindest in der US-amerikanischen Filmgeschichte eine echte Innovation. In dieser Hinsicht nimmt der Film eine fast schon paradox anmutende Position ein, scheint er doch einerseits inhaltlich zu suggerieren, dass Maggies Geschichte primär die Geschichte einer Boxerin ist und nicht die eines weiblichen Boxers, dass also *gender* keine Rolle (mehr) spielt,[9] während er anderseits filmhistorisch durchaus eine genderspezifische Ausnahmefunktion für sich reklamieren darf.

Es ist dieses Spannungsverhältnis zwischen kultur- bzw. filmhistorischer Unkonventionalität und einer auf den ersten Blick narrativ konventionellen Geschichte, welches die dramaturgische Wende zum Ende des Films auf den Punkt bringt. Von dieser Wende her betrachtet, zeigt sich deutlich, dass der Film in seiner narrativen Struktur alles andere als konventionell aufgebaut und erzählt ist.

Mo Chúisle: Schweiß und Blut

Zunächst aber zu den Geschichten des Films, die zu dieser Wende hinführen. Die narrative Struktur des Films verknüpft hauptsächlich drei Geschichten. Scrap, ein gealterter, halbblinder Ex-Boxer und Freund von Frank, ist gleichzeitig Nebenfigur und Erzähler. Als *voice-over* vermittelt er die Illusion eines Vorlesers, der seinen Brief an Franks Tochter verliest, welchen er ihr geschrieben hat, damit sie versteht, was für ein Mensch ihr Vater war. Dies scheint notwendig zu sein, da Frank keinen Kontakt mehr zu seiner Tochter hat. Die Briefe, die er ihr regelmäßig schreibt, kommen immer ungelesen zurück. Frank selbst leitet die Boxhalle, in die Maggie kommt, um ihn zu bitten sie zu trainieren. Maggies Geschichte führt also alles zusammen, obwohl der Film vor ihrer Ankunft beginnt und über ihren Tod hinausgeht.

Die Grundstruktur dieser Geschichte ist, wie eingangs beschrieben, relativ einfach. Maggie ist Boxerin und will, dass Frank sie trainiert. Dieser lehnt aber ab, weil er, wie er sagt, keine Frauen trainiert, und rät davon ab: „girlie, tough ain't enough." Paradoxerweise ist es also gerade nicht eine mangelnde physische Stärke als Frau, die Frank unterstellt; Maggies physische Konstitution scheint

im Gegenteil keine Rolle zu spielen. Vielmehr scheint Franks permanente Warnung, Maggie solle auf ihre Deckung achten, eher in Richtung Technik zu zeigen. Der Film lässt sich Zeit, die Widerstände und Vorurteile zu zeigen, mit denen Maggie kämpfen muss, sowohl bei der Arbeit als auch in der Trainingshalle.

Abb. 1: (00:19:03)[10]

Er zeigt aber ebenfalls ihren Hintergrund und ihre Entschlossenheit. Es dauert eine Weile bis Frank einwilligt, Maggie zu trainieren, und dann nur unter der Bedingung, dass sie sobald wie möglich einen ‚richtigen' Trainer findet. Zunächst ist es Scrap, der ihr ein wenig hilft, und auch Frank scheint primär einzuwilligen, weil ihre Hartnäckigkeit und ihr *white trash* Hintergrund ihm Respekt abnötigen. Dabei ist es wichtig zu bemerken, dass Frank nie sagt, dass Frauen generell nicht boxen sollten. Im Gegenteil, er erwähnt immer wieder andere Trainer, die Frauen trainieren. Man kann also vermuten, dass seine Weigerung hauptsächlich damit zu tun hat, dass er sich seiner Tochter entfremdet hat und befürchtet, mit Maggie eine potentielle zweite Tochter zu verlieren.[11] In einer frühen Schlüsselszene übernimmt er während eines Kampfes Maggies Betreuung, weil diese dabei ist, den Kampf zu verlieren. Auf die Frage des Ringrichters, ob sie „seine" Boxerin sei, antwortet er nach kurzem Zögern mit „ja."

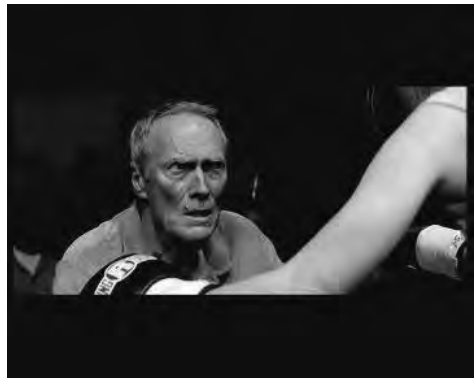


Abb. 2: (00:43:00)

Es folgt, wie zu erwarten, Maggies Aufstieg. Wir sehen, wie sie zahlreiche Kämpfe gewinnt, teils sehr schnell und manchmal brutal. Wir sehen die oft unglamourösen Bedingungen außerhalb des Rings, die doch immer wieder vermuten lassen, dass das Boxen zwischen Frauen nicht den gleichen Stellenwert hat wie zwischen Männern.

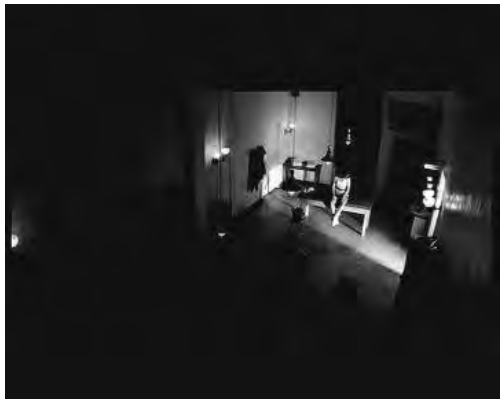


Abb. 3: (01:07:44)[12]

Wir sehen, wie weh Training und Kämpfe tun, wie schmerzhaft der Sport ist und wie sich die Beziehung zwischen Frank und Maggie entwickelt. Nach und nach verlässt der Film immer wieder den Ring und zeigt die wachsende persönliche Nähe zwischen Trainer und Schülerin. Beide Figuren erhalten einen knapp aber präzise umrissenen Hintergrund, eine Vergangenheit. Wir sehen Maggies durch und durch unsympathische Familie und die täglichen Gespräche Franks mit dem Pastor seiner Gemeinde, der fast nie Antworten auf Franks mitunter unverschämte Fragen hat.

Abb. 4: (01:12:22)[13]

Die Erwartung, die der Erzähl- und Spannungsbogen aufbaut, läuft auf den großen Kampf hinaus, den *Million-Dollar*-Meisterschaftskampf, und die große Wende bzw. Überraschung im Film. Ein Happy End würde natürlich Maggies Sieg zeigen, und damit angeblich einen weiblichen „Rocky". Entgegen eines weitverbreiteten Irrtums der Rezensenten würde Maggie den Kampf aber selbst als Rocky verlieren, der seinen ersten Meisterschaftskampf auch verliert. Allerdings ist „verlieren" das falsche Wort, denn der Film zeigt deutlich Maggies Überlegenheit im Kampf; und eine reine Niederlage ohne weitere Komplikationen hätte aus dramaturgischer Perspektive eine klar anti-klimaktische Wirkung. Maggie verliert nicht, sie wird gefoult während sie anstatt zu ihrer Gegnerin zu Frank sieht und fällt durch einen unglücklichen Zufall mit dem Nacken auf den Pausenhocker, den Frank nicht schnell genug wegnimmt. Wie Tschechows berühmte Waffe an der Wand geht die im Film immer wieder betonte Warnung „Achte auf die Deckung!" los, mit katastrophalen Konsequenzen: Maggie ist vom Kopf abwärts gelähmt.[14]

Abb. 5: (01:30:22)

Es ist diese Wendung, die dem Film viel Lob aber ebenso sehr viel Kritik eingebracht hat. Er bricht radikal mit der dramaturgischen Erwartung, dass Maggie gewinnt. Im Gegenteil, sie verliert nicht nur den Kampf, sondern größtenteils die Kontrolle über ihren Körper. Dies ist für eine Figur besonders drastisch, deren Körperlichkeit der Film über lange Zeit aufgebaut und betont hat oder vielmehr hat betonen müssen, denn immerhin ist es ein Film über das Boxen und damit über eine Sportart, bei der wie bei kaum einer anderen die direkte körperliche Auseinandersetzung im Vordergrund steht. Bezeichnenderweise zeigt der Film allerdings meistens Techniktraining und nicht die brutalen Übungen, denen sich Rocky unterwirft. Maggie hat nur ihren Willen und Körper und ansonsten keine besonderen Fähigkeiten, Ausbildung oder ähnliches. Auch deswegen steht der letzte Teil des Films, immerhin fast ein Drittel, in so krassem Kontrast zum Rest: Ihr bleibt, so scheint es, nichts im Leben, für das es sich zu leben lohnen würde. Dazu kommt, dass sie Stück für Stück Teile ihres Körpers durch Dekubiti verliert.[15]

Der Film zeichnet hier ein sehr düsteres Bild. Maggie hat nur Frank, ihre Familie ist unausstehlich, sie kann sich überhaupt nicht bewegen, muss beatmet werden und verliert Teile ihres Körpers. Und so kommt es zu der dramaturgischen Auflösung, die von zahlreichen Kritikern angegriffen worden ist: Auf Maggies Bitte hin, der sie durch Selbstmordversuche (sie schluckt ihre eigene Zunge) Nachdruck verleiht, tötet Frank sie. Und zwar nicht nur, indem er einen Stecker zieht, sondern indem er ihr eine Überdosis Adrenalin spritzt. *De jure* zählt dies als Euthanasie. Der Film endet damit, dass Frank für immer verschwindet. Wir wissen nicht, was mit ihm passiert und Scrap erzählt nur, was sein könnte, aber nicht sein muss.

Abb. 6: (02:00:32)

Not Tough Enough?

Kaum eine kritische Interpretation des Films setzt sich nicht mit diesem Ende auseinander. Wenngleich der Film überwiegend positiv aufgenommen worden ist, sprechen die ablehnenden Rezensionen dafür eine umso deutlichere Sprache. Sie bezeichnen den Film wahlweise als „deeply troubling and potentially gravely harmful artifact of the culture of death" (Greydanus 2005) oder als „manipulative and depressingly bleak" (Reidy 2005, 6) und argumentieren, dass er das Töten behinderter Menschen propagiere, „literally putting their lights out" (Schlussel 2005). Selbst die etwas zurückhaltenderen Rezensionen befürworten den Film überwiegend, weil er den Zuschauern Franks Sündenfall und dessen katastrophale seelische Konsequenzen zeigt, also „what not to do" (Eppinette 2005).

Hier wird es moralisch kompliziert. Der Film zeichnet in der Tat ein pessimistisches Bild. Der Priester, den Frank um Rat bittet, ist überfordert und hält sich an die offizielle Kirchenlinie. Wir sehen nie, wie Maggie irgendetwas anderes macht, außer im Bett zu liegen – sie könnte auch betreut werden, im Freien sitzen, lesen, etc. Und vom Spannungsbogen her wäre es ein eher unerwarteter Abbruch, wenn der Film hier endete. Alles führt auf zwei Alternativen zu: eine dramaturgisch völlig undenkbare Wunderheilung oder den Tod. Die

Erzählstruktur des Films gibt den Zuschauern also schon vor, welches Ende sie nach der Wende erwarten dürfen.

Letztendlich führt der Film die Entscheidung auf das Individuum zurück und damit in diesem Film auf eine Person, die als außerordentlich willensstark gezeichnet worden ist. Man kann dem Film vorwerfen, dass das Individuum als letzte und einzige moralische Instanz gezeigt wird, denn es gibt ja durchaus noch andere. Das bedeutet im Umkehrschluss aber nicht, dass der Film lediglich Pro-Euthanasie-Propaganda transportiert, denn das würde bedeuten, dass der Film ausschließlich Franks Perspektive unterstützt. Ein kurzer Blick auf die Erzählperspektive macht deutlich, dass das schon strukturell unmöglich ist. Wie in vielerlei anderen Hinsichten bleibt der Film hier ambivalent und lässt vieles offen. Es ließe sich durchaus argumentieren, dass der Film zumindest durch seine dramaturgische Hinführung Franks Entscheidung unvermeidbar erscheinen lässt; allerdings blendet man damit aus, dass er Maggies Wunsch erfüllt, und ist damit bei einer ethisch ganz anderen Frage, nämlich der nach Selbstbestimmung. Erzähltechnisch müsste diese Frage dann lauten, ob Maggies Entscheidung plausibel aus ihrer bisherigen Charakterisierung hervorgeht. Man könnte auch darauf verweisen, dass der Film mit Franks Verschwinden und Scraps Kommentar, dass Frank nichts mehr fühle, schlussendlich seinen Zerfall, seine Leere und Lebensentsagung aufgrund dieser Entscheidung zeigt.

Ohne diese Ambivalenzen aufzulösen, sollte jedoch nicht übersehen werden, dass der Film keine reine Allegorie ist, in der die Entscheidungen der einzelnen Figuren und generell die Figuren an sich für abstrakte Prinzipien stehen. Es sind eben doch die Entscheidungen dieser sehr speziellen Charaktere. Immerhin hat der Film erhebliche Zeit darauf verwendet, gerade diese Figuren zu zeichnen. Mit ihren Entscheidungen kann man übereinstimmen oder sie verwerfen. Aber ich glaube, dass der Film genau diese Möglichkeit, dieses Dilemma, dieses tiefe moralische Zerwürfnis zeigt und keine Apologie der Euthanasie ist. Genauso wenig lassen sich abschließend die weiteren, wenngleich ethisch etwas unkomplizierteren, Ambivalenzen auflösen. Ist Maggies Geschichte primär die genderspezifische Geschichte einer weiblichen Boxerin oder ist die Geschichte vielmehr *postgender*, also die Geschichte einer Boxerin, die ‚zufällig' eine Frau ist? Wird ihre Körperlichkeit über die üblichen Genrekonventionen hinaus betont oder durch die zahlreichen Chiaruscuro Szenen gerade untergraben? Ohne Zweifel spielt das Vater/Tochter-Verhältnis in dieser Hinsicht eine wichtige Rolle, aber mit welchem Resultat?

Es mag für diesen Essay kein befriedigender oder im Wortsinne abschließender Hinweis sein, aber *Million Dollar Baby* ist ein Boxfilm, und Boxen ist ein Einzelkämpfersport, jeder ist im Ring alleine. Das kann man als Metapher für das Leben sehen, muss man aber nicht.

Anmerkungen

1 Siehe hierzu auch Manfred Luckas' Überblick in *SportZeiten* (2003).
2 Zu den berühmtesten Boxfilmen gehören die Klassiker *The Ring* (1927), *Flying Fists* (1937), *Rocky* (1976) und *Raging Bull* (1980); einflussreiche Filme neueren Datums, die zahlreiche Anleihen bei den älteren machen, sind unter anderem *Ali* (2001) und *Cinderella Man* (2005). Fast alle arbeiten mit den prototypischen narrativen Mustern, die weiter unten kommentiert werden.
3 Der Film basiert auf einer Kurzgeschichte in der Sammlung *Rope Burns* von F.X. Toole (2001).
4 Die intradiegetische Ebene bezeichnet die Kommunikationssituation innerhalb der Erzählung. Das bedeutet, die Erzähllogik des Films postuliert einen Adressaten innerhalb des Films, der nicht mit dem Publikum identisch ist.
5 Allerdings sollte nicht übersehen werden, dass der Film anfänglich in den USA auf ganzen 8 Leinwänden debütierte und sagenhafte 180.000 $ einspielte. Das änderte sich erst Ende Januar 2005, als der Film auf einmal in mehr als 2000 Kinos lief, nachdem er für den Oskar nominiert worden war. Innerhalb kürzester Zeit wurde der Film als wahre Offenbarung gefeiert und wegen seiner innovativen Thematik als wichtiger Schritt in der Film- und Kulturgeschichte angesehen.
6 Eine ausführliche Darstellung findet sich in Karin Rases Monografie zum Verhältnis von Boxen und Gesellschaft (2003).
7 Eine weitere Ebene, auf die im Rahmen dieses Essays nicht ausführlich eingegangen werden kann, ist *race*. Afroamerikaner durften lange Zeit nicht gegen Weiße kämpfen, hauptsächlich aus der Befürchtung heraus, dass sich die postulierte Überlegenheit der weißen Rasse als das Konstrukt entpuppt, das sie ist. Immer wieder kam es zu Unruhen bei Siegen ‚schwarzer' Champions, zum Beispiel 1910, als Jack Johnson James Jeffries klar besiegte. Zahlreiche Publizisten, unter anderem Jack London, riefen nach einer „great white hope". Wenn also Rocky im ersten Teil der Saga im Jahr der 200-Jahrfeier der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung als *Italian Stallion* gegen einen ‚schwarzen' Champion kämpfen darf, der noch dazu grundsätzlich in der amerikanischen Flagge gekleidet ist, ist das an Metaphorik und kulturgeschichtlicher Aufgeladenheit kaum zu überbieten. Susan Clarks Essay *Up Against the Ropes* (2000) bietet einen exzellenten Überblick über die rassistischen Anfänge des Boxens in den USA anhand Peter Jacksons Biographie.
8 Vergleiche hierzu auch Bakers Interview (2000) mit der Regisseurin des innovativen aber bisher fast völlig unkommentierten Films *Girlfight* (2000).
9 Auch wenn Frank ihr bei der ersten Begegnung sagt, dass er keine Frauen trainiert, wäre es irreführend zu vermuten, dass der Film hiermit eine primär genderpolitische Aussage treffen will, wie später noch erläutert wird.
10 Alle Bilder sind Copyright der Warner Brothers, Inc., 2004, und werden zitiert nach (hh:mm:ss). Das Bild zeigt Maggie am Sandsack, während die anderen männlichen Boxer sich über sie lustig machen. Generell wird Maggie nie beim Training mit anderen Boxern gezeigt, sie ist immer allein, von Frank abgesehen.
11 Eric Schlosser geht detailliert auf die stellvertretende Vater-/Tochter-Beziehung zwischen Frank und Maggie ein und argumentiert ähnlich, dass Maggie an die Stelle seiner verschwundenen Tochter tritt und er deshalb ursprünglich keine Frau trainieren will: aus Angst, eine Tochter zu bekommen, die er wieder verlieren könnte (Schlosser 2005, o.S.).

12 Die Umkleiden, in denen Maggie vor und nach ihren Kämpfen gezeigt wird, sind überwiegend dunkel, dreckig und trostlos. Zudem ist sie auch hier überwiegend allein, von Frank abgesehen. Presse oder Fans werden, entgegen der üblichen Boxfilmkonventionen, kaum gezeigt. Durch die Chiaruscuro-Beleuchtung und die teils völlig ausgeblendete Umgebung erscheinen die Figuren häufig isoliert und im Dunkel.

13 Der familiäre Hintergrund ist zumindest für ein amerikanisches Publikum deutlich als *white trash* markiert: Mutter und Schwester leben in einem Trailer-Park, die Umgebung ist dreckig und voller Müll, der Vater abwesend, die Schwester eine junge Mutter, und Maggies Mutter betrügt die Sozialhilfe.

14 An dieser Stelle ist kein Raum für die Feindbilder (die Gegnerin ist eine skrupellose deutsche Ex-Prostituierte) und die Tatsache, dass der Film keine weiteren Konsequenzen dieses üblen Fouls zeigt (keine Klage, etc.). Allerdings wären dies Themen, die eine weitere Vertiefung an anderer Stelle verdienten.

15 Explizit gezeigt wird nur der Verlust eines Unterschenkels, aber Dekubitus-Stellen an den Armen lassen die Vermutung zu, dass die Wahrscheinlichkeit weiterer Amputationen angedeutet werden soll.

Literatur

Ali (2001). Regie Michael Mann. Columbia Pictures.

Baker, Aaron (2000) „A New Combination: Women and the Boxing Film." *Cineaste* 25.4: 22-26.

Blonde Fist (1991). Regie Frank Clarke. Blue Dolphin Film Distribution.

Body and Soul (1947). Regie Robert Rossen. Enterprise Productions.

Brecht, Bertolt (2001) *Der Kinnhaken. Und andere Box- und Sportgeschichten* [1998]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Cinderella Man (2005). Regie Ron Howard. Universal Pictures.

Clark, Susan F. (2000) „Up Against the Ropes: Peter Jackson as ‚Uncle Tom' in America." *The Drama Review* 44.1: 157-182.

Eppinette, Matthew (2005) „What Not To Do: A Review of the Film *Million Dollar Baby*." Rezension von *Million Dollar Baby*, von Clint Eastwood. *The Center for Bioethics and Human Dignity*. 27. Januar 2009 <http://www.cbhd.org/resources/movies/eppinette_2005-02-28.htm>.

Flying Fists (1937). Regie Robert F. Hill. Victory Pictures Cooperation.

Girlfight (2000). Regie Karyn Kusama. Green/Renzi.

Greydanus, Steven D. (2005) „Million Dollar Baby." Rezension von *Million Dollar Baby*, von Clint Eastwood. *Decent Films Guide*. 27. Januar 2009 <http://www.decentfilms.com/ sections/reviews/milliondollarbaby.html>.

Grindon, Leger (1996) „Body and Soul. The Structure of Meaning in the Boxing Film Genre." *Cinema Journal* 35.4: 54-69.

Hemingway, Ernest (1966) *A Movable Feast*. New York: Penguin.

Honeybee (2001). Regie Melvin James. R.A.P. Filmworks.

London, Jack (2001) *The Game* [1905]. Lincoln: Univ. of Nebraska Press.

Luckas, Manfred (2003) „Wrighting is fighting – Boxen in der Literatur." *SportZeiten* 3.1: 73-82.

Mailer, Norman (1997) *The Fight* [1975]. New York: Vintage.

May, Stephan (2004) *Faust Trifft Auge: Mythologie und Ästhetik des amerikanischen Boxfilms*. Bielefeld: transcript.

Million Dollar Baby (2004). Regie Clint Eastwood. Warner Bros.

Oates, Joyce Carol (1987) *On Boxing*. New York: Norton.

Punch (2002). Regie Guy Bennett. Brightlight.

Raging Bull (1980). Regie Martin Scorsese. Chartoff-Winkler Productions.

Rase, Karin (2003) *Kunst und Sport. Der Boxsport als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse*. Frankfurt/M.: Peter Lang.

Reidy, Maurice Timothy (2005) „Clint's World: The Trouble With *Million Dollar Baby*." Rezension von *Million Dollar Baby*, von Clint Eastwood. *Commonweal* 132.7: 6.

Ribbat, Christoph (2004) „Between the Ropes: The Spaces of Boxing and the American Writer." *Taking Up Space: New Approaches to American History*. Hg. Anke Ortlepp/ Christoph Ribbat. Trier: WVT, 155-168.

Ribbat, Christoph (2006) „Das Handtuch werfen: Boxen, *masculinity studies* und amerikanische Kulturgeschichte." *Gender Talks: Geschlechterforschung an der Universität Bonn*. Hg. Sabine Sielke und Anke Ortlepp. Frankfurt/M.: Peter Lang, 81-99.

Ribbat, Christoph (2007) „Sportsmänner: Interpretationen des Faustkampfs um 1900." *Väter, Soldaten, Liebhaber: Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas*. Hg. Jürgen Martschukat/ Olaf Stieglitz. Bielefeld: transcript, 183-200.

Rocky (1976). Regie John G. Avildsen. Chartoff-Winkler Productions.

Schlosser, Eric (2005) „Shadow Man: On Clint Eastwood, *Million Dollar Baby*, the Coming Together and the Falling Apart." *Bright Lights Film Journal* 48: o.S.

Schlussel, Debbie (2005) „*Million Dollar Baby*'s Multi-Million Dollar Rip-Off." Rezension von *Million Dollar Baby*, von Clint Eastwood. *DebbySchlussel.com*. 27. Januar 2009 <http://www.debbieschlussel.com/columns/column011004.shtml>.

The Opponent (2000). Regie Eugene Jarecki. Edgewood Films.

The Ring (1927). Regie Alfred Hitchcock. British International Pictures.

Toole, F.X. (2001) *Rope Burns*. New York: Vintage.

Wacquant, Loïc (2003) *Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto*. Übersetzt aus dem Französischen von Jörg Ohnacker. Konstanz: UVK.

Filmbesprechungen

Franziska Bergmann

Boxen im Zeichen des Amerikanischen Traums – Zu Verschränkungen von Identität und Sport in *Rocky I*

Rocky I handelt von dem unerwarteten Erfolg eines als *Underdog* lebenden Amateur-Boxers, Rocky Balboa (Drehbuch und Hauptrolle: Sylvester Stallone). Rocky, dessen Vorfahren italienisch sind, lebt in der amerikanischen Unterschicht und verdient etwas Geld mit Boxkämpfen in heruntergekommenen Boxhallen und als Geldeintreiber bei einem zwielichtigen Kredithai. „Die Chance seines Lebens" – so der Untertitel des Films – erhält Rocky, als er zufällig ausgewählt wird, in einem Schauboxkampf am *Independence Day* gegen den amtierenden Boxweltmeister Apollo Creed zu kämpfen. Der Film wurde 1976 zu einem unerwarteten Kassenerfolg und gewann drei Oskars.

Es soll nun folgende These dargelegt werden: *Rocky I* war deswegen so erfolgreich, weil er der in den 1970er Jahren erstarkenden Frauenbewegung ein archaisches Männerbild entgegensetzen und somit einem durch den Feminismus verunsicherten Publikum ein beruhigendes Bild traditioneller und eindeutiger Geschlechterrollen bieten konnte; zumal der Boxsport eng an dieses idealisierte Männlichkeitskonzept gekoppelt ist. Gemeinhin wird Boxen, wie Ulrike Schaper (2006) bemerkt, mit drei zentralen Bedeutungen aufgeladen, die auch für *Rocky* von Bedeutung sind: Boxen gilt als Abbild des männlichen Lebenskampfes, als phantasmatische Möglichkeit für einen sozialen Aufstieg und als Garant internationalen Ansehens von Staaten (ebd., 1). Im Boxen kommen also insbesondere drei Identitätskategorien zum Ausdruck: Geschlecht, Klasse und Nationalität. Diese sind zugleich auch im Film identitätsstiftende Momente für den Protagonisten. Zunächst möchte ich kurz die Aspekte der Klasse und der Nationalität beleuchten und wie sie im Film verhandelt werden. Daran anschließend gehe ich etwas detaillierter auf den Zusammenhang von Männlichkeit und Boxsport ein.

1 Klasse und Boxen in *Rocky I*

Wie der Film deutlich macht, ist Rocky, Kind italienischer Einwanderer, sozial unterprivilegiert. Die Sportsoziologie konnte aufzeigen, dass Boxsport primär eine populäre Sportart der unteren Klassen ist (vgl. Weiß 1999). Denn Boxen erfordert körperliche Stärke, weniger kommt es hier auf intellektuelle Leistungen (die mit oberen Klassen assoziiert werden) an. Es wird davon ausgegangen, dass Boxen nur von Mitgliedern unterer Schichten erfolgreich ausgeübt werden könne:

> In Boxerkreisen glauben viele, dass die unteren sozioökonomischen Schichten ‚die besten Kämpfe machen': Sie sagen, dass zuviel Erziehung einen Mann weich mache und dass deswegen Studenten keine guten Kämpfer seien. (…) Der Ring ist als Zuflucht der Unterprivilegierten bezeichnet worden. Von den Unterdrückten seien unsere besten Kämpfer gekommen (…). Wenn der Gong ertönt, dann sollen die Kämpfer kein Zurück mehr kennen, und ein Kämpfer mit Ausbildung sei ein Kämpfer, der nicht für sein Leben kämpfen müsse und das wisse. Nur für den hungrigen Kämpfer sei es ein anständiges Wagnis. (Weinberg/Arnold 1976, 254, zit. n. Weiß 1999, 93)

Sportarten der unteren Klassen zeichnen sich, so die Ergebnisse aus der Sportsoziologie, durch Körperkontakt, Gewalt und Kampf aus – Boxen kann somit als Prototyp des Unterschichtensports gesehen werden. Zugleich wird der Boxsport als Aufstiegsmöglichkeit stilisiert und diese Möglichkeit versucht Rocky zu nutzen, um dem tristen Alltag seines Unterschichten-Daseins zu entkommen. Boxen stellt demnach einen idealen Sport dar, mittels dessen der *American Dream* verwirklicht werden kann.

2 Boxen und Nationalität in *Rocky I*

Rocky kämpft im Zeichen des *American Dream*; der Film transportiert insofern auch klassisch amerikanische Ideologien und beschönigt dadurch die enormen Klassenunterschiede innerhalb der USA. Denn der amerikanische Traum stellt in erster Linie eine phantasmatische Konstruktion dar: Realiter es ist fast unmöglich für eine/n Angehörige/n der ArbeiterInnenklasse in eine höhere Klasse aufzusteigen. Die Formel vom ‚Tellerwäscher zum Millionär' erweist sich als sinnentleerte Utopie, die aber dennoch maßgeblich zum Selbstbild der USA beitragen konnte und dies immer noch tut.

Der unerschütterliche Glaube an den amerikanischen Traum ist eng geknüpft an die Idee der amerikanischen Unabhängigkeit. Die USA konnten sich in Abgrenzung zu anderen Staaten dadurch profilieren, dass in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung ‚the pursuit of happiness' zum Grundsatz erhoben wurde. Amerika ermögliche eine Gesellschaftsordnung, in der alle BürgerInnen, die moralische Integrität, Gerechtigkeits- und Ehrlichkeitssinn, Arbeitsdisziplin, Ehrgeiz und Ausdauer besäßen, die Chance hätten, sich hoch-

zuarbeiten. Interessant an *Rocky I* ist, dass der Film beide Überlegungen, die den Amerikanischen Traum ausmachen, die Aufstiegsmöglichkeiten für alle und die amerikanische Unabhängigkeit, in sich vereint. Rocky gelingt es, durch hartes Training, durch enorme Selbstdisziplinierung, zum gefeierten Profiboxer aufzusteigen. Zugleich findet der wichtige Boxkampf am *Independence-Day* statt. Den Boxkampf gegen Apollo lese ich daher als Metapher der amerikanischen Gesellschaft, die es allen BürgeInnen ermöglichen soll, ihren Wunsch nach einem erfolgreichen Leben zu realisieren. Deutlich wird die Verknüpfung von Boxsport und nationaler Identität auch durch die enorme Präsenz amerikanischer Symbole während des Boxkampfes (i.e. Flagge, Freiheitsstatue).

3 Boxen und Geschlecht in *Rocky I*

Wie bereits bemerkt, ist Boxen nicht nur an die Identitätskategorien der Klasse und der Nationalität gekoppelt, sondern auch in massiver Weise an Männlichkeit. Ulrike Schaper konstatiert in ihrer Studie „Boxen ist ein Sport wahrer Männlichkeit" (2006), dass Boxen und Männlichkeit insofern miteinander verschränkt werden, als der Boxsport Eigenschaften wie körperliche Härte, Aggressivität und Kampf erfordert – traditionell maskuline Charakteristika also. Boxen fungiert in *Rocky* als Stabilisator archaisch gedachter Männlichkeit, es ist ein Kampf ‚Mann gegen Mann' und greift damit auf ursprüngliche Ideale zurück, die den Mann als ‚von Natur aus' gewalttätig konfigurieren. Der Zweikampf wird, wie Schaper schreibt, als „Urform männlicher Konfliktaustragung bzw. der quasi-natürlichen Durchsetzung des Stärkeren" (ebd., 3) entworfen.

Rockys Körper, das wichtigste Instrument im Boxsport, knüpft ebenfalls an idealisierte Männlichkeitsvorstellungen an: Auch noch halb nackt erscheint Rockys Köper mit Theweleit (1977) gesprochen als ein „Körperpanzer", der Schläge des Gegners durch eine deutliche Ausprägung der Muskeln, eine starke Brust und einen breiten Rücken abwehren kann. Dieser Boxerkörper wird im Film – wie auch in alltäglich im Fernsehen übertragenen Kämpfen – in besonders exponierter Weise inszeniert: in der Raumesmitte im stark ausgeleuchteten Ring mit Boxerkleidung, die die unbedingte ‚Männlichkeit' des Körpers betont.

Da Boxen stark an Körperlichkeit gebunden ist, männliche Körper sich im Ring ungewöhnlich nah sind und Frauen aus dem unmittelbaren Geschehen ausgeschlossen werden, bemüht sich der Film darum, dem Eindruck latenter Homosexualität entgegenzuwirken. Und zwar indem er eine eigentlich unwichtige Nebenhandlung einflicht, in der Rocky die Liebe zu der schüchternen Adrian gewinnt. Diese Nebenhandlung soll Rockys ausschließlich heterosexuelles Begehren belegen. Schaper (2006) schreibt zu Homosexualität und Boxen:

> Da männliche Homosexualität zumeist als defizitäre Männlichkeit gedacht w[i]rd, sch[ei]nt gerade die Stilisierung des Boxers zum Inbegriff von Virilität dafür zu bürgen, dass die homosozialen Beziehungen innerhalb der Männerwelt des Sports nicht in Homosexualität umschl[a]gen und die temporäre Abwendung von Frauen nicht in einer erotischen Zuwendung zu Männern resultiert. (ebd., 8)

Literatur

Schaper, Ulrike (2006): „‚Das Boxen ist ein Sport wahrer Männlichkeit'. Geschlecht im Ring: Boxen und Männlichkeit in der Weimarer Republik", Vortrag im Rahmen der Konferenz *Geschlechterkonkurrenzen: Männer – Männer, Männer – Frauen, Frauen – Frauen*, 2.-4. Februar 2006, Akademie Stuttgart-Hohenheim. [Vortragsmanuskript. 2. März 2004 <http://www.ruendal.de/aim/tagung06/pdfs/schaper.pdf>].

Theweleit, Klaus (1977): *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Frankfurt/M.: Verlag Roter Stern.

Weiß, Otmar (1999): *Einführung in die Sportsoziologie*, Wien: WUV.

Film

Rocky (1976). Regie John G. Avildsen. United Artists.

Irmtraud Hnilica

Bollywood meets Feminism: *Chak de! India*

Bollywood, die indische Filmindustrie, aus der *Chak de! India* und damit der Film, um den es hier geht, hervorgegangen ist, hat in den letzten Jahren in Deutschland viel an Popularität gewonnen. Das Wissen darum, was Bollywood ist, kann aber nach wie vor kaum vorausgesetzt werden. Was also ist das überhaupt: Bollywood? Ich will zur Beantwortung dieser Frage ein wichtiges filmwissenschaftliches Nachschlagewerk heranziehen, Susan Haywards *Cinema Studies. The Key Concepts.* Darin heißt es:

> What is a Bollywood film? First, it is a popular Hindi film with massive audience appeal (…). Second, it is a mix of epic, romance and melodrama. Finally, it is a musical love-story based on a set of quite explicitly coded conventions. The story, which is about unconditional love, conflict, revenge and redemption, is woven together by a minimum of six songs and two lavish dance routines (with forty-plus people). The average Hindi popular film relies on a conventional narrative (boy-meets-girl), and its originality comes down to the musical score and the song and dance routines. (Hayward 2006, 65)

Die Wendung an ein Massenpublikum, ein Genremix, zu dem Musicalelemente gehören und ein obligatorisches Boy-meets-Girl-Narrativ wären nach dieser Definition die Elemente, die Bollywood-Kino konstituieren. *Chak de! India,* das wird die kurze Lektüre zeigen, passt nur bedingt in dieses Schema.

Ich beginne – um die in den *Key Concepts* aufgestellten Kriterien einmal anhand *Chak de! India* nachzuvollziehen – mit der Frage nach dem Massenpublikum. Ein solches konnte der Film, der im Geschäftsjahr 2007 einer der erfolgreichsten Hindi-Filme war und inzwischen auch auf dem deutschen DVD-Markt erhältlich ist, zweifellos erreichen. In diesem Punkt handelt es sich dann doch um einen typischen Bollywood-Film, zumal die Rolle des männlichen Protagonisten von Shahrukh Khan gegeben wird, dem absoluten Zugpferd, dem Megastar des indischen Kinos.

Der zweite Punkt wäre die Frage nach dem Genremix. Das indische Kino prägte den Begriff des ‚Masala Movies', um auf den Punkt zu bringen, dass in

einem guten Film etwas von allem sein müsse, wie eben im Curry-Gewürz: Etwas Action, etwas Komödie, etwas Melodram etc. Bei *Chak de! India* handelt es sich um einen Sportfilm, der mit komödiantischen, aber auch stark melodramatischen Elementen sparsam umgeht. ‚Rein' sind Genres ohnehin nie, in einem gewissen Sinne ist jeder Film ein Genrehybrid – aber *Chak de! India* geht hierbei deutlich weniger weit als andere Bollywood-Filme, in denen das Publikum eine – sehr angenehme – Achterbahn der Gefühle erlebt.

Vor allem aber fehlen die typischen Song-and-Dance-Einlagen. Getanzt wird überhaupt nicht, wenige Songs kommen vor, bleiben aber extradiegetisch, werden also im auch im westlichen Kino konventionellen Sinne als Filmmusik eingespielt. Das bedeutet auch, dass der Körper des männlichen Protagonisten in diesem Film nicht zum Gegenstand der Schaulust wird, sich nicht tanzend entkleidet, seinen muskulösen Oberkörper zeigt und als ‚Spektakel Männlichkeit' die Leinwand beherrscht. Als Fan des gut trainierten Shahrukh Khan wird man das bedauern. Festzuhalten ist aber auch, dass gerade die Leerstelle, die hier entsteht, den weiblichen Filmfiguren Raum gibt.

Bleibt die Frage nach der Handlung. Als typisch für Bollywood – wie übrigens auch für Hollywood – gilt das Boy-meets-Girl-Schema. Bereits in meiner vergangenen Einführung zu *Indian Love Story* habe ich gerade diese Perspektive auf den indischen Film in Frage gestellt (Hnilica 2007). Was dort vordergründig ganz nach dem genannten Boy-meets-Girl-Schema zu funktionieren scheint, lässt sich auch als ‚Cover' einer homosexuellen Liebesgeschichte lesen – der Film wäre, so gesehen, bei Weitem nicht so banal wie es die Rede vom Boy-meets-Girl-Schema suggeriert.

Was *Chak de! India* angeht, liegt der Fall in der Tat noch einmal anders. Es geht hier um das indische Frauenhockey-Team, das zur Weltmeisterschaft antreten soll, aber keinen Trainer hat. „Welcher Trainer würde seinen Ruf für ein Frauenhockeyteam riskieren?" fragt rhetorisch ein Sportfunktionär zu Beginn des Films und bringt damit zum Ausdruck, dass keiner an die Sportlerinnen glaubt. An dieser Stelle kommt Shahrukh Khan alias Kabir Khan ins Spiel. Er spielt einen ehemaligen Hockey-Nationalspieler, dem nach einem verlorenen Spiel gegen – ausgerechnet – Pakistan vorgeworfen wird, das indische Team verraten zu haben. Ausgestoßen und gefeuert zieht Khan sich für sieben Jahre zurück, um wieder aufzutauchen, als die Stelle des Frauen-Hockey-Coaches vakant ist. Nun beginnt eine mitreißende Handlung, in der es – natürlich – um Hockey geht, aber auch um Gender und um Macht. In diesem Sinne ist *Chak de! India* ein feministischer Film, stellt eine Auseinandersetzung Bollywoods mit dem Feminismus dar. Zu Beginn des Films – nach der fatalen Niederlage gegen Pakistan – muss Kabir Khan das Haus seines Vaters und Großvaters verlassen: Ein (wenn auch unfreiwilliger) Bruch mit der paternalen Tradition steht am Beginn einer Geschichte um Aufbruch und Neubeginn und wird zur Chance.

Im Mittelpunkt des Films aber stehen die Frauen, die Spielerinnen. Ihre Entwicklung, vor allem ihr feministischer Bewusstwerdungsprozess, der sie erst stark macht und zum Team werden lässt, ist das Thema des Films. Damit lässt sich *Chak de! India* als Hockey-Version von *Bend it like Beckham* verstehen; Sport wird in beiden Filmen als Vehikel der Emanzipation perspektiviert. Ver-

handelt wird in *Chak de! India* der bisweilen äußerst schlagkräftige Kampf der Frauen um Anerkennung. Dabei werden sowohl performanztheoretische Argumentationen als auch differenzfeministische Herangehensweisen eingebracht. „Manchmal", sagt eine der Spielerinnen, die gerade von ihrem Ehemann ultimativ aufgefordert wurde, das Trainingslager zu verlassen, „manchmal scheint es, als sei Spielen in diesem Land etwas Schlimmes." „Nein", antwortet ihr Trainer Kabir Khan, „im Hausfrauenspielen sind wir gut." Was sich hier artikuliert, lässt sich mit den avancierten gendertheoretischen Perspektivierungen Judith Butlers kurzschließen. Geschlecht, so argumentiert die Protagonistin der Gender Studies, sei keine essentielle Kategorie, sondern werde von Akteuren – häufig unfreiwillig – jeweils erst performativ hervorgebracht, lässt sich also in einem gewissen Sinne als ‚Spiel' bezeichnen – etwa als „Hausfrauenspielen".

In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung, dass der Graben hier nicht strikt zwischen Männern und Frauen verläuft. Denn auf der Seite der Männer stehen gelegentlich auch Frauen, das macht der Film anhand der kollaborierenden Sportfunktionärin deutlich. Und auf der Seite der Frauen stehen umgekehrt auch Männer – zumal, wenn ihre Männlichkeit, wie bei dem abgehalfterten Sportler Kabir Khan, durch eine empfindliche Niederlage bereits beschädigt ist.

In der Kabine vor dem entscheidenden Spiel ‚Frauen gegen Männer' artikuliert Khan dann eine anders akzentuierte feministische Argumentation. Wer Kinder kriegen kann, der könne auch „alles andere – alles". Sicherlich handelt es sich hier um recht kruden Differenzfeminismus – der allerdings, und das wird man auch aus der Perspektive theoretisch avancierter Geschlechterforschung nicht bestreiten können, noch nie so charmant, noch nie so bezaubernd daherkam.

In der Tat: Der Film funktioniert nicht nach dem Bollywood-Schema, wie Hayward es skizziert. Auf Tanzszenen wird verzichtet, und wenn der Film überhaupt eine Liebesgeschichte erzählt, dann ist es – in sehr zarter Andeutung – die zwischen dem Tomboy Komal und Preeti. Ist er deshalb gar kein ‚echter' Bollywood-Film? Ganz im Gegenteil: Mir scheint, *Chak de! India* ist ‚Bollywood at its best'. Ein Film, der zeigt, dass das indische Kino in Bewegung ist – und der mit seinem Engagement für marginalisierte gesellschaftliche Gruppen das forciert betreibt, was in vielen, vielen Bollywood-Produktionen ohnehin schon seit langem stattfindet, wenn auch meist weniger explizit.

Literatur

Hayward, Susan (2006) *Cinema Studies. The Key Concepts* [1996]. Routledge: Oxon.

Hnilica, Irmtraud (2007) „Indian Love Story". *Freiburger GeschlechterStudien* 21/2007: 299-302.

Filme

Chak de! India (2003). Regie Shimit Amin. Yash Raj Films International.

Indian Love Story [*Kal Ho Naa Ho*] (2003). Regie Nikhil Advani. Dharma Productions.

Kick it like Beckham [*Bend it like Beckham*] (2002). Regie Gurinder Chadha. Kintop Pictures.

Jennifer Moos und Lina Wiemer

Gaea Girls (2000)
Alles nur Show!? – Überlebenskämpfe im Ring

Der Dokumentarfilm *Gaea Girls* aus dem Jahr 2000 begleitet japanische Frauen auf ihrem Weg zum Profi-Wrestling. *Gaea Girls* gibt einen gleichzeitig faszinierenden wie schockierenden Einblick in den harten Trainingsalltag der jungen Frauen. Im Zentrum der Dokumentation steht die junge und vergleichsweise schmächtige Wrestlerin Takaeuchi, die nach einem Jahr schmerzhaften Trainings die Aufnahmeprüfung zur Profi-Wrestlerin bestehen will. Hierzu muss sie Sparring-Kämpfe bestreiten; sowohl gegen ihre Teamkolleginnen als auch gegen die strenge Trainerin Nagayo Chigusa, die ihrerseits ein gefeierter Wrestling-Champion ist.

In den folgenden Überlegungen werden wir uns dem Film *Gaea Girls* aus einer gendersensiblen Perspektive annähern, in dem Bewusstsein, dass Filmwissenschaftler_innen oder Menschen, die sich explizit als Expert_innen auf den Gebieten der japanischen Kultur oder des Wrestling-Sports verstehen, womöglich andere Schwerpunkte wählen würden. Mit unseren Ausführungen beabsichtigen wir, eine kleine Auswahl an Blickrichtungen aufzuzeigen, die unseres Erachtens in Bezug auf das Thema „GeschlechterSport – SportGeschlechter" von besonderer Relevanz sind. Hierbei möchten wir einerseits auf Wrestling als ‚Frauensport' und andererseits auf das von Longinotto und Williams gewählte Genre des Dokumentarfilms eingehen.

Wenn man auf die Wrestling-Kämpfe der 1980er und 1990er Jahre zurückblickt, könnte man schnell behaupten: Wrestling ist in erster Linie Spektakel, Wrestling ist Show. Viele erinnern sich an die Bilder bunt inszenierter Lichtshows, an muskelbepackte Giganten, die, begleitet von sorgfältig ausgewählten Kampfeshymnen und dem Johlen des Publikums, lautstark den Ring betreten. Einschüchterungsgesten gegenüber dem Gegner gehören ebenso zum Wrestling-Ritual wie die eng anliegenden Kampfanzüge, die jeden Muskel, jede Sehne, jede Faser des gestählten Körpers zur Schau stellen. In Bezug auf Wrestling gehört dieser Boom der Glitzerwelt jedoch augenscheinlich vergangenen Zeiten an. Dass Wrestling gestern war, wissen wir spätestens seit dem Spielfilm *The Wrestler* (2008), mit dem Mickey Rourke als Randy „The Ram" Robinson

Ramzinski einen Golden Globe gewann. *The Wrestler* portraitiert den alternden Randy „The Ram" – einst gefeierter Wrestling-Champion –, der sich heute verarmt und einsam von einem Kampf zum nächsten schleppt. Randys Körper ist geschunden und ohne Schmerzmittel kaum mehr funktionsfähig. Ein Dasein jenseits des Rings ist für Randy „The Ram" nicht mehr lebbar. Unter der Prämisse ‚Einmal Wrestler, immer Wrestler' begleitet der Film Randy auf dem Weg zu seinem letzten Kampf.

Abgesehen von der Thematik ‚Wrestling' und den damit verbundenen Showeinlagen enden die Gemeinsamkeiten zwischen *The Wrestler* und *Gaea Girls* aber auch schon fast: Ist es für Randy der letzte Kampf, so muss sich die willensstarke Takaeuchi in *Gaea Girls* erst noch die Chance auf ihren ersten Profi-Kampf schmerzhaft erarbeiten. In *The Wrestler* steht eine stereotype Verknüpfung von Männlichkeit, Stärke und US-amerikanischem Showgeschäft im Mittelpunkt – auch wenn diese teilweise durch die Lebensrealität Randys gebrochen wird. Dieser Bruch wird aber als ‚Zeichen der Zeit' vermittelt; als eine Folge des nicht mehr anhaltenden Booms um Wrestling einerseits und als Folge von Randys Alter andererseits. Stattdessen haben jüngere Wrestler die Bühne betreten.

Anders in *Gaea Girls*: Der Film bricht mit Stereotypen auf unterschiedlichen Ebenen. Der Hauptteil des Films zeigt den Trainingsalltag der Frauen. Das Spektakel in den ausverkauften Arenen spielt dabei weniger eine Rolle, das Training der Frauen steht im Vordergrund. Hier sehen wir kämpfende, schwitzende, blutende Frauen, die sich in erster Linie abseits der großen Showbühne bis zur physischen und psychischen Erschöpfung quälen. Frauen, die in spartanischen Unterkünften direkt auf dem Trainingsgelände wohnen, die wortkarg trainieren und sich bedingungslos der Hierarchie der ‚Trainingsfamilie' unterwerfen. Geredet wird kaum. Widerworte gibt es nicht. Dies mag in Einklang stehen mit westeuropäischen Stereotypen japanischer Weiblichkeit, in diesem Fall mit dem Bild der höflich nickenden, schweigsamen japanischen Frau. Jedoch wird dieses Bild brutal gebrochen durch die erbarmungslose Aggressivität und Schlagkraft, mit der die Gaea-Kämpferinnen ihr Berufsziel verfolgen. Einzig das erschöpfte Stöhnen und die schrillen Kampfesschreie tönen durch die Trainingshalle.

Der Film *Gaea Girls* lebt von Kontrasten. Er irritiert und schockiert. Und zugleich fasziniert er. Er dokumentiert den Kontrast zwischen quasi abgesprochenem Showkampf, in dem Attacken erwartet werden und Schläge abgebremst auf den gegnerischen Körper aufprallen können und dem harten Trainingsalltag, in dem nicht nur schmerzende Blutergüsse und aufgeplatzte Lippen auf der Tagesordnung stehen. Äußerste Disziplin, Unterwerfung und Erniedrigung dienen hier als Stimulus für körperliche Leistungen, als Lehrmeister für Durchhaltevermögen. Schmerz wird geleugnet, denn die, die Schmerz empfindet, offenbart damit ihre Schwäche(n). Aus Platzwunden rinnendes Blut vermischt sich mit Tränen der Enttäuschung über das eigene Versagen. Die in *Gaea Girls* dokumentarisch dargestellte Diskrepanz zwischen physischer Verletzbarkeit bzw. real zugefügten Verletzungen auf der einen Seite und der verbalen Verneinung eben dieser auf der anderen Seite nimmt stellenweise absurde Züge an.

Wie ernst es den Kämpferinnen mit ihrem Sport und dem damit verbundenen Prestige ist, wird durch die Tatsache deutlich, dass ein verlorener Kampf vor Publikum einem Identitätsverlust gleichkommen kann. So erklärt Nagayo Chigusa in einer der wenigen Interviewszenen, dass sie bei einer Niederlage im Ring ihren Kampf-Namen verlieren würde und sich fortan ‚Zero' nennen müsste. Gewinnen bekommt auf diese Weise eine existentielle Bedeutung über das Geschehen auf der Showbühne hinaus. Dies mag mit als Erklärung für Chigusas Härte und Strenge gegenüber ihren Schützlingen dienen. Denn im Training werden Schläge ins Gesicht oder Tritte gegen den Kopf nicht abgefedert.

Die Regisseurinnen Kim Longinotto und Jano Williams sind keine Unbekannten in der Dokumentarfilmszene. Allein Kim Longinotto drehte bereits 13 Dokumentarfilme und erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem für *Sisters in Law* auf dem Filmfestival in Cannes 2005. Speziell Longinottos Filme sind dafür bekannt, vor allem Frauen aus unterschiedlichen Milieus in den Vordergrund zu rücken, so beispielsweise auch ihr Film *Divorce Iranian Style* von 1998.

Die beobachtende Kamera in *Gaea Girls* begleitet ‚echte' Schmerzen fernab eines inszenierten Massenspektakels. Die im Film verwendeten stilistischen Mittel stehen hier exemplarisch für das Genre des Dokumentarfilms. Die Regisseurinnen arbeiten mit einer beobachtenden Kamera, d.h. sie beteiligen sich nicht oder nur wenig an der Handlung vor der Kamera. So wird die Kamera Teil des Geschehens und im Idealfall von den Protagonistinnen nicht als Fremdkörper wahrgenommen. Möglichst wenig Einfluss auf das Geschehen zu nehmen, ist ebenfalls ein Anspruch der Regisseurinnen. So soll höchst mögliche Authentizität gewährleistet werden. Dazu gehört auch, dass keine Kommentare aus dem Off, dem Hintergrund, zu hören sind. Anders verhält es sich mit der Verwendung von Originaltönen, bei denen es sich hauptsächlich um Schmerz- und Angriffsschreie handelt: Diese ertönen häufig und ungefiltert. Die Darstellerinnen reden sehr selten, Interviewszenen gibt es nur wenige. Stattdessen lässt der Film unkommentierte Bilder sprechen und entfaltet auf diese Weise seine ambivalente Wirkung bei den Zuschauer_innen. Den Regisseurinnen gelingt es, ein authentisches Bild der Wrestlerinnen zu vermitteln. Die Kämpfe werden als real, als nicht gespielt, als nicht inszeniert erlebt.

Wer sich üblicherweise weder vor noch hinter der Bühne – dem Ring – mit Wrestling beschäftigt, dürfte auf den Film ähnlich reagieren wie die Regisseurinnen Kim Longinotto und Jano Williams während der Dreharbeiten. In einem Interview mit indieWIRE (2001) erklären sie die Gleichzeitigkeit von Faszination und Schock, die sich bei ihnen einstellte: Im Film gibt es auf der einen Seite diese starken, jungen Frauen, die etwas für sich selbst tun, die berühmt werden wollen und abseits der ‚Männergesellschaft' leben. Die nicht daran interessiert sind zu heiraten oder sich in das traditionelle System einzugliedern. Diese kämpferischen Frauen, die ‚toughe' Athletinnen werden wollen – und es sind.[1] Auf der anderen Seite zeigt der Film die mit dieser Karriere verbundenen Qualen und Erniedrigungen, den nahezu nicht aushaltbaren Schmerz.

Die Regisseurinnen geben zu, dass sie anfangs glaubten, dass Wrestling – auch Frauen-Wrestling – in erster Linie Entertainment sei, öffentliche, choreografierte Spektakel, die wenig Trainings bedürfen. Sie wussten nicht, was sie am Drehort erwarten würde. Sie ahnten nicht, dass es im Training ‚richtig zur Sache gehen' würde. Williams kam während des finalen Aufnahmetests von Takaeuchi sogar an einen Punkt, an dem sie das Filmen unterbrechen und die Halle verlassen musste. Währenddessen filmte Longinotto unter Tränen weiter.[2] Diese Reaktionen verwundern anhand der drastischen Bilder, die der Film transportiert, nicht. Den Impuls wegzuschauen, den Blick abzuwenden, sich den Schreien zu verschließen, dürften vermutlich die meisten Zuschauer_innen empfinden. Ob der beschriebene Zwiespalt zwischen schockierender Brutalität und Faszination darauf zurück zu führen ist, dass es sich in *Gaea Girls* um kämpfende *Frauen* handelt, die durch ihren Sport stereotype Geschlechterzuschreibungen unterwandern, bleibt dennoch fraglich. Schließlich ergibt sich in einem Film wie *The Wrestler* eine ähnliche Ambivalenz zwischen körperlicher Macht und Ohnmacht, zwischen Stärke und Verletzlichkeit, zwischen dem Ausbrechen aus gesellschaftlichen Strukturen und dem Gefangensein in eben diesen.

Eine Besonderheit stellt der Dokumentarfilm wegen seines ungewöhnlichen Sujets dar und womöglich war er auch der letzte seiner Art. Denn die japanische *Female Pro Wrestling Federation* GAEA JAPAN, die 1995 von der im Film porträtierten Nagayo Chigusa gegründet wurde, wurde im April 2005 eingestellt.

In den letzten Jahren scheinen sich aber (zumindest in den USA und in Europa) *freestyle* Kämpfe wie *ultimate fighting* und *free fighting* immer größerer Popularität zu erfreuen. Hier kämpft Mann gegen Mann in einem achteckigen Käfig aus Maschendrahtzaun mit bloßen Fäusten gegeneinander. Erlaubt ist alles. Die US-amerikanische Armee nutzt diese Kämpfe sogar zur Rekrutierung geeigneter Soldaten.[3] Ob Frauen inner- und außerhalb des Rings ebenfalls diesem Spektakel beiwohnen, bleibt abzuwarten.

Anmerkungen

1 Vgl. indieWIRE.com (2001).
2 Ebd.
3 Vgl. zur Thematik mehrere Artikel, u.a. Spiegel.de (2008).

Quellen

Divorce Iranian Style (1998). Reg. Kim Longinotto/ Ziba Mir-Hosseini. Twentieth Century Vixen.

Gaea Girls (2000). Reg. Kim Longinotto/ Jano Williams. Vixen Films.

indieWIRE.com (2001) „INTERVIEW: With ‚Gaea Girls', Kim Longinotto and Jano Williams Hit the Mat." 6. Juli 2009 <http://www.indiewire.com/article/interview_with_gaea_girls_kim_longinotto_and_jano_williams_hit_the_mat>.

Sisters in Law (2005). Reg. Florence Ayisi/ Kim Longinotto. Vixen Films.

Spiegel.de (2008) „US-Armee wirbt mit Käfigkämpfern um Rekruten." 6. Juli 2009 <http://www.spiegel.de/politik/ausland/0,1518,druck-556734,00.html>.

The Wrestler (2008). Reg. Darren Aronofsky. Wild Bunch.

Forum

Dinah Steinbrink

10 Jahre Gender Studies in Freiburg – ein Tagungsbericht

Unter dem Motto „Gendered Bodies in Motion" fand in Freiburg am 13.11.2008 die Jubiläumsveranstaltung zum 10-jährigen Bestehen der Koordinierungsstelle Gender Studies der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und am 14.11.08 die Fachtagung der Gender Studies statt. Beides wurde zusammengelegt mit der am 15.11.08 folgenden 6. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtung für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum" (KEG). Alle Veranstaltungen widmeten sich den in der Geschlechterforschung aufgekommenen Fragen nach körperlicher Materialität, nach Verkörperung und körperlichen Prozessen der Vergeschlechtlichung, körperlicher Modellierbarkeit und Optimierung. Dem Profil der Freiburger Gender Studies entsprechend war das Programm inter- und transdisziplinär gestaltet. Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (*DFG*) hat die Veranstaltung gefördert – und so viel sei vorweggenommen: Insgesamt können die Teilnehmenden sowie die Veranstalterinnen Nina Degele, Professorin für Soziologie und Vorstand des *Freiburger Zentrums für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*) und Sigrid Schmitz, Biologin, Hochschuldozentin am *Institut für Informatik und Gesellschaft* der Universität Freiburg und Leiterin des *Freiburger Kompetenzforums Genderforschung in Informatik und in Naturwissenschaften [gin]* auf eine inhaltlich spannende und ergebnisreiche Tagung zurückblicken. Einen tadellosen organisatorischen Ablauf der gesamten Tagung ermöglichte das Organisationsteam um die freie wissenschaftliche Mitarbeiterin der Freiburger Gender Studies Elke Gramespacher und Marion Mangelsdorf, Referentin der Freiburger Koordinationsstelle Gender Studies, unterstützt von vielen Studierenden – hier seien nur Angelika Göres, Maren Krähling und Wera Morawietz genannt.

Jubiläumsveranstaltung: 10 Jahre Koordinierungsstelle Gender Studies Freiburg

Zur Jubiläumsveranstaltung versammelten sich zahlreiche Gäste in der Aula der Albert-Ludwigs-Universität. Bei der Begrüßung freute sich Degele, das zehnjährige Bestehen der Koordinierungsstelle Gender Studies feiern zu können. Zugleich aber bedauerte sie, dass die Einführung des Masterstudiengangs Gender Studies nicht – wie ursprünglich geplant – mit dem Festakt verbunden werden konnte. Mit der Metapher des Triathlons beschrieb Degele auf amüsante Weise die vielfältigen Stärken der Koordinierungsstelle Gender Studies. Die Stärke der Freiburger Gender Studies aber werde aktuell durch universitäre Entwicklungen geschwächt: Für den Triathlon seien gute Laufschuhe für beide Füße notwendig. Degele spielte damit auf die Notwendigkeit der Gleichwertigkeit von Geistes- und Sozialwissenschaft auf der einen sowie Naturwissenschaft und Technik auf der anderen Seite an. Einer dieser beiden Laufschuhe werde aktuell ausgetauscht. Der Erneuerungsprozess solle weitere Entwicklungen ermöglichen, was sich etwa in der Etablierung eines Master-Studienganges zeigen könnte. Ob dieser Prozess aber gelingen kann, sei offen, und so könnten sich für den inter- und transdisziplinären Triathlon der Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität künftig Konditionsprobleme ergeben, denn eine einseitige Belastung der Beine führt gerade im Triathlon nicht zum Sieg.

Der hauptamtliche Prorektor für Lehre der Universität, Heiner Schanz betonte in seinem Grußwort die international wirksame Vorreiterposition Freiburgs bezüglich der Etablierung des Magister-Nebenfachs Gender Studies und lobte dessen einzigartiges Profil, das sich durch die Kooperation zwischen Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften und den MINT-Fächern, also Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik, auszeichne. Er gratulierte der *Koordinierungsstelle Gender Studies* zum Jubiläum und sicherte Unterstützung für den Master-Studiengang zu. Anschließend richtete Elisabeth Cheauré vom Fachbeirat Gender Mainstreaming des Ministeriums für Arbeit und Soziales Baden-Württemberg und als Mitgründerin des Freiburger Zentrums für Anthropologie und Gender Studies ein Grußwort an die Gäste. Sie lobte die Freiburger Arbeit und hob deren innovatives Engagement und Einsatz für Gender Mainstreaming, Gleichstellung und institutionalisierte Studiengänge hervor.

Einen Kurzvortrag hielt Seyran Ateş (Berlin). Als Autorin und als Rechtsanwältin setzt sie sich für die Rechte von (v.a. muslimischen) Frauen ein. Sie sprach über die Erfolge der Wissenschaft, die aber die Kämpfe der Frauen oft nicht weiterführe, und sie berichtete über ihre Mandantinnen, die wenig über die theoretische Genderdebatte wüssten. Schließlich plädierte sie für einen deutlicheren Transfer zwischen Wissenschaft und Praxis.

Dem Kurzvortrag folgte der eigentliche Festakt „10 Jahre Koordinierungsstelle Gender Studies Freiburg“, den Marion Mangelsdorf, die Referentin der Koordinierungsstelle, gestaltete. Sie verglich die Etablierung der Koordinierungsstelle mit einem Hürdenlauf und rekapitulierte die Zeit vor ihrer Institutionalisierung. Dabei betonte sie das Engagement der Studierenden, das die Kommunikation mit der Universität und schließlich die erfolgreiche Planung erst ermöglicht hatte. Im Zusammenhang mit der Etablierung des Magister-

Nebenfachs Gender Studies im Jahr 2000 hob sie den produktiven Dialog zwischen der Abteilung Gender Studies und dem Institut für Gesellschaft und Informatik ebenso hervor wie das unermüdliche Engagement der Beteiligten, etwa der wissenschaftlichen Hilfskräfte oder der KooperationspartnerInnen anderer Fächer, ohne die das umfassende Studienangebot der Freiburger Gender Studies nicht realisierbar gewesen wäre.

Abgerundet wurde die Jubiläumsveranstaltung durch ein Referat von Linda Wotzlaw vom Essener Kolleg für Geschlechterforschung. Wotzlaw stellte das von der Essener Soziologin und Genderforscherin Doris Janshen entwickelte Konzept „‚Embodiment' und ‚Mind Dancing' – Gender als Thema in/von Lecture Performances" vor.

Fachtagung „Gendered Bodies in Motion"

Am Morgen des 14.11.08 trafen sich die WissenschaftlerInnen zur internationalen und transdisziplinären Fachtagung „Gendered Bodies in Motion". Das Programm war bestimmt durch vier Vorträge, eine Podiumsdiskussion und einige Workshops.

Zuerst referierte Kerstin Palm – Biologin und Professorin für Gender Studies und Kulturwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin – über „Die Evolution der Schönheit". Sie diskutierte die Evolutionstheorie unter einer gendertheoretischen Perspektive, um dann auf das Thema Schönheit einzugehen. Zunächst erläuterte Palm die Theorie des Evolutionspsychologen Karl Grammer: Schönheit sei nicht im gesellschaftlichen Diskurs entstanden, sondern folge der Logik der Evolution; weibliche und männliche Körper unterlägen damit einem Optimierungsprozess. Nach Grammers Theorie würden Frauen mit durchschnittlichen und Männer mit markanten Gesichtszügen als attraktiv gelten. Dies sei laut Grammer insofern als Folge des evolutionären Optimierungsprozesses zu deuten, als die erwähnten Attraktoren auf Gesundheit und Reproduktionsfähigkeit hinwiesen. Hier setzt Palms Kritik an: Sie analysiert Grammers Arbeit und konstatiert, dass sie nicht repräsentativ sei und Grammer sich für eine geschlechtsspezifische, den gängigen Rollenvorstellungen entsprechende Lesart entschieden habe. Außerdem seien Grammers Interpretationen widersprüchlich: Mal stehe ein durchschnittliches, mal ein markantes Gesicht für Gesundheit. Palm ordnet diese Deutungen dem Bereich der Spekulationen zu, nicht der Ursachenbeschreibung. Schließlich verwies sie auf die Gefahr der Reproduktion der Geschlechterklischees durch solche Studien und hielt fest, dass es sich dabei um „Gender in a Standstill, not in Motion" handele.

Nicole Karafyllis, Biologin und Professorin für Philosophie an der United Arab Emirates University, schloss direkt an mit ihrem Thema „Sexualized Brains in Motion: Wie Autisten zu Modellen für ein hochfunktionales, männliches Gehirn werden". Empirische Studien zeigten, dass 80% der Autisten männlich sind, so Karafyllis. Ihre Diskursanalyse verdeutlichte, dass die Medien pri-

mär männliche Autisten darstellten und dass die Geschlechterfrage dort kaum diskutiert werde. Der These des britischen Psychologen Simon Baron Cohen, die das Gehirn der hochfunktionalen Autisten aufgrund des Fehlens empathischer Fähigkeiten und einer extremen Ausprägung der systematischen Leistungen des Gehirns als Idealtypus des männlichen Gehirns ansieht, stellt Karafyllis das Beispiel der bekannten Autistin Temple Grandin gegenüber: Sie werde von den Medien als empathisch dargestellt. Nach Karafyllis passe man den Umgang mit autistischen Gehirnen häufig in geschlechtsstereotype Rollenvorstellungen ein. So schloss Karafyllis mit dem Anliegen, einen kritischen und reflexiven Umgang mit Vorstellungen über AutistInnen zu entwickeln.

Ilse Hartmann-Tews – Universitäts-Professorin für Sportsoziologie und Leiterin der Abteilung Geschlechterforschung der Sporthochschule Köln – stellte sich in ihrem Vortrag die Frage: „Sportlich aktives Altern – eine Frage des Geschlechts?“ Davon ausgehend, dass der Alterungsprozess immer später einsetzt, und dass Menschen immer mehr gegen das Altern unternehmen, sei es interessant, dass die Kategorie Geschlecht in diesem Prozess selten Beachtung finde. Ältere Menschen seien heute verstärkt sportlich aktiv, wobei der Anteil der Frauen dabei besonders hoch sei, so Hartmann-Tews. Sie erläuterte, dass dafür nicht nur ökonomische Motive verantwortlich seien, sondern auch gängige Altersbilder: Der Prozess des Alterns sei bei Frauen meist negativ konnotiert, Männer aber würden mit zunehmendem Alter oft als reifer oder auch als attraktiver betrachtet. So beabsichtigten Frauen häufiger als Männer – etwa mit Hilfe von Gymnastik – den Alterungsprozess zu verlangsamen. Schließlich fasste Hartmann-Tews zusammen, dass trotz vielfältiger Beweggründe und geschlechtsspezifischer Sportarten primär der Erhalt der Leistungsfähigkeit bzw. der Autonomie Motive für sportliche Aktivität im Alter bildeten, was sie letztlich als Produkt sozialer Strukturen deutete.

Im Vergleich zu dieser eindeutigen Auseinandersetzung mit „Gendered Bodies in Motion“ ging die Soziologin Paula-Irene Villa aus München mit „Mach was draus! Zur Neukodierung der Geschlechterdifferenz im Lichte ihrer technologischen Machbarkeit“ das Thema eher aus einer Metaperspektive an. Sie erhob die These, dass derzeit eine neue Geschlechterdifferenz entstehe. Nach einer komplexen theoretischen Einleitung führte Villa ihr empirisches Beispiel ein: die mediale Inszenierung der plastischen Chirurgie. Einige Sendungen im Fernsehen stellten chirurgische Eingriffe als Norm dar, erläuterte Villa ihre Studien. Die mediale Vermittlung der optimierenden Arbeit am Körper transportiere damit die Botschaft, diese Arbeit am eigenen Körper sei notwendig, um eine ‚richtige Frau‘ bzw. ein ‚richtiger Mann‘ zu werden. Die körperliche Optimierung normalisiere also eine geschlechtsspezifische Identität und die verstärkte Dramatisierung von Geschlecht führe zu einer neuen Differenz.

Im Anschluss an die vier Vorträge, die in eine anregende Podiumsdiskussion überführt wurden, ergänzten einige Workshops die wissenschaftlichen Betrachtungen um die Komponente der (Bewegungs-)Praxis:

Im Workshop von Heike Raab (Innsbruck) „Fragmentierte Körper – Körperfragmente? Bewegte Körper im Spannungsfeld von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht" war die Frage zentral, ob der Zusammenhang Behinderung und Geschlecht ein Randthema oder ein Grenzgang zwischen den Disziplinen sei. Die Teilnehmenden setzten sich mit verschiedenen Dimensionen dieses Themenkomplexes auseinander. Nach einem theoretischen Input illustrierte Raab ihr Thema anhand des Films „(I) want (it all)" und mittels Plakaten, die mit den gängigen Körpernormen spielen. Schließlich gestalteten die Teilnehmenden selber Plakate. Dieser Prozess verdeutlichte inhaltliche Unklarheiten und so resümierte der Workshop: Insgesamt gebe es (noch zu) wenig Wissen über und Offenheit gegenüber Behinderungen, vor allem im Spannungsfeld von Heteronormativität und Geschlecht.

Im Workshop „Zwischen Popfeminismus und Mainstream – Körper-Performances und Inszenierungsstrategien von KünstlerInnen im Musikvideoclip" unter der Leitung von Martina Schuegraf, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung Medienwissenschaften am Fachbereich Sprach-, Literatur- und Medienwissenschaften der Universität Siegen, und Sandra Smykalla, wissenschaftliche Mitarbeiterin am *GenderKompetenzZentrum* der Humboldt-Universität zu Berlin ging es zunächst um (Körper)Performance und Inszenierungsstrategien sowie um dekonstruktivistische Ansätze. Im praktischen Teil analysierten die Teilnehmenden ein Musikvideo von Madonna (What it feels like for a Girl) und eines von Peaches (Kick it) im Hinblick auf Rollenbilder, Körperlichkeit und dekonstruktivistische Elemente. Es zeigte sich, dass beide Videoclips Stereotype aufgreifen, mit ihnen spielen und sie zum Teil umkehren. Schließlich sollten die Clips Popfeminismus und/oder Mainstream zugeordnet werden. Die Ergebnisse in diesem Workshop waren: Madonna sei eher dem Mainstream beizuordnen, da sie mit dem Video lediglich die Popkultur feministisch durchdringe; und Peaches sei eher im Kontext dekonstruktivistischer Ansätze zu betrachten, weil sowohl der Text als auch das Video ein starkes Degendering beinhalten.

Unter der Leitung von Nadja Sennewald (Autorin und Kulturwissenschaftlerin, Berlin) beschäftigte sich der Workshop „Nutcrackers, Mädchen und Femmes Fatales. Eine Analyse von Bildserien auf Internet-Zeitungsportalen zum Thema Frauen, Körper und Macht am Beispiel von Hillary Clinton, Gabriele Pauli und Angela Merkel" mit der Instrumentalisierung von Körpern. Nach einer theoretischen Einleitung zu verschiedenen Elementen der Bildanalyse untersuchten die Teilnehmenden Online-Bildserien aus dem Wahlkampf 2008 von Barack Obama und Hillary Clinton: Obama wurde oft mit Familie, teilweise auch in weiblich konnotierten Rollen dargestellt, womit er den angekündigten ‚Change' repräsentieren sollte. Die von Clintons Kampagne lancierten Bilder hingegen wiesen auffällig selten typisch weibliche Merkmale auf. Die Analysen zeigten, wie stark Bilder mit verschiedenen Formen von geschlechtlicher Inszenierung arbeiten, dass Assoziationen und Wirkungen oft unbewusst damit einhergehen und dass die bildliche Inszenierung stets bewusste Veränderungen und „Gendered Bodies in Motion" produziert.

Im Workshop „simple moves and exploring bodies" von Graham Smith, einem Tänzer des PVC Tanztheaters Freiburg, sollten die Teilnehmenden zunächst

durch Entspannungsübungen ihren Körper bewusst wahrnehmen. Diese Phase ging in Improvisation über und schließlich in Paartanzimprovisationen. Ein unbefangener Umgang mit dem eigenen Körper, das Experimentieren mit und das Wahrnehmen von Körpergrenzen bildeten Themen des Workshops.

6. Arbeitstagung der Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)

Bei der 6. Arbeitstagung der KEG am 15.11.08 standen hochschulpolitische Aspekte im Vordergrund, die in Arbeitsgruppen und in Plenen bearbeitet wurden.

Eine Arbeitsgruppe beschäftigte sich mit der „Neugründung und Profilentwicklung eines Netzwerkes Gender Studies Nachwuchs". Unter der Moderation von Utta Isop (Klagenfurt) und Andrea Bettels (Greifswald) ging die Gruppe der Frage nach, warum es bisher zu keiner Gründung gekommen sei, und sie sammelte Ideen für die Umsetzung. Künftig wird eine Mailingliste geführt und es wird beabsichtigt, ab 2009 jährlich eine Graduiertenkonferenz durchzuführen.

Die Arbeitsgruppe „Doktoratsausbildung in Gender Studies und die Umsetzung von Bologna 3: eine Bestandsaufnahme" wurde moderiert von Brigitte Schnegg, Leiterin des *Interdisziplinären Zentrums für Frauen- und Geschlechterforschung* der Universität Bern, Gabriele Jähnert, Geschäftsführerin des *Zentrums für transdiziplinäre Geschlechterforschung* an der HU zu Berlin und Andrea Maihofer, der *Leiterin des Zentrums für Gender Studies* der Universität Basel. Diskutiert wurden die Chancen, Risiken und Perspektiven der Doktoratsausbildung bzw. Promotionsstudiengänge im Fach Gender Studies. Die für die Gender Studies relevanten Umsetzungsmodi der dritten Stufe des Bologna-Prozesses, der die Graduiertenausbildung harmonisieren soll, werden auf der Homepage der KEG eingestellt (<http://www.genderkonferenz.eu>).

Die ganztägige Arbeitsgruppe „Welche Rolle spielt die Bibliothek/ Literaturversorgung für den Gender-Studiengang/-Schwerpunkt? Stand und Perspektiven der Bewahrung und Nutzung des Gender-Wissens", moderiert von Karin Aleksander und Danilo Vetter (beide von der Genderbibliothek des *Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien* an der HU zu Berlin). Zunächst wurde dargelegt, dass die Literaturversorgung der Gendereinrichtungen abhängig von den Universitäts-Bibliotheken sei und zum Beispiel unter der zunehmenden Reader-Kultur leide. Ein Gewinn für diesen Workshop war der Beitrag des Leiters der Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg – Dr. Peter Glanzner: Er stellte die auf Anregung einer Frauenbeauftragten hin entstandene virtuelle Fachsystematik für Gender Studies vor, anhand welcher Studierende die Bestände der Gender Studies direkt recherchieren können.

Martina Weber, Leiterin des Zentrums für Genderforschung der Universität Flensburg, bot eine Arbeitsgruppe zum Thema „Intersektionalität" an. Zunächst stellte sie das Konzept der Intersektionalität differenziert vor. Anschließend wurden forschungsmethodisch relevante Fragen sowie die These, dass die Eta-

blierung der Intersektionalität ein Infragestellen der Gender Studies zur Folge haben könnte, kritisch und kontrovers diskutiert.

Sigrid Schmitz leitete die Arbeitsgruppe „Gender und IT/ICT: Einmischen und Aufmischen". Sie fragte, wie Genderwissen Studierenden der MINT-Fächer und wie naturwissenschaftliches / technisches Wissen Studierenden der Gender Studies vermittelt werden könne. In diesem Kontext wurden verschiedene Ansätze hinsichtlich Motivation, Vermittelbarkeit, Material und Didaktik sowie bezüglich der Inhalte, Themen und Lernziele entwickelt. Die Ergebnisse dieser Arbeitsgruppe sind unter <http://www.genderkonferenz.eu> veröffentlicht.

Eine weitere Arbeitsgruppe arbeitete mit Eva Voß, Leiterin der *Stabsstelle Gender and Diversity* der Universität Freiburg, zum Thema „Gender und Diversity-Prozesse in Hochschulen – Zwischen Vision und Wirklichkeit". Zentrale Fragestellung war, wie Gender Mainstreaming und Diversity-Prozesse erfolgreich in Hochschulen implementiert werden können, welche Rahmenbedingungen hierfür nötig sind und wie die Praxis aussehen könnte.

An die Sitzungen der Arbeitsgruppen schloss sich eine Plenardiskussion an. Zunächst wurde hier die Gründung einer Wissenschaftlichen Fachgesellschaft Genderstudien thematisiert. Die Idee hierzu war auf der KEG 2007 in Berlin entstanden. Insbesondere wurden Aufbau, Struktur und Aufgaben der zu etablierenden Fachgesellschaft diskutiert. Schließlich wurde eine Gruppe damit beauftragt, die Gründung der wissenschaftlichen Fachgesellschaft bis zur 7. Arbeitstagung KEG 2009 vorzubereiten. Diese nächste Arbeitstagung wird vom 16. bis 18.7.2009 an der Universität Klagenfurt stattfinden.

Zudem informierten die VertreterInnen der einzelnen Gender-Zentren das Plenum über aktuelle hochschulpolitische Entwicklungen. Die Probleme einiger Zentren für Gender Studies weisen Parallelen auf, und sie erwiesen sich als sehr bedenklich. Diese politischen Entwicklungen unterstreichen die Notwendigkeit, eine übergeordnete Wissenschaftliche Fachgesellschaft Genderstudien zu etablieren. Und so erwarten Gender-Studies-Aktive der verschiedenen Fachrichtungen und Institutionen die 7. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum" (KEG) 2009 mit Spannung!

Rezensionen zum Thema ‚Geschlechter – Bewegungen – Sport'

Josefine Paul

Die Zukunft des Fußballs ist weiblich: Analysen und Perspektiven zum Mädchen- und Frauenfußball.

Ulrike Röger/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald (2008) Hg. Frauen am Ball. Analysen und Perspektiven der Genderforschung. Hamburg: TrendSportWissenschaft (83 S., 12 Euro).

Der Band *Frauen am Ball* fasst die Beiträge eines Symposiums zum Thema Frauen und Fußball zusammen, das vom 27.-29. Oktober 2005 am *Institut für Sportwissenschaften und Sport der Universität Erlangen-Nürnberg* stattfand. Der vorliegende Band verbindet aktuelle Analysen aus unterschiedlichen Teildisziplinen der Sportwissenschaften mit Beiträgen aus angrenzenden Forschungsdisziplinen. So entsteht ein interessanter Überblick über die historische Entwicklung des Frauenfußballs in Europa und den USA, die Konstruktion von Geschlecht im Sport bis hin zu praxisorientierteren Untersuchungen über Mädchenfußball in der Schule, die Talentförderung im Mädchenfußball, ergänzt durch eine Bestandsaufnahme der Trainerinnen im Mädchen- und Frauenfußball. Weitere Beiträge befassen sich mit Verletzungen im Frauenfußball, sowie mit Geschlechterdifferenz im Sport aus sozialpsychologischer Sicht.

Eingeleitet wird der Band durch einen historischen Überblick von Gertrud Pfister. Pfister beschreibt die Entwicklungen des Frauenfußballs für die USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland. Für den Frauensport in den USA sind vor allem die reinen Frauencolleges von besonderer Wichtigkeit. Zu den ersten Teamsportarten, die Frauen dort betreiben konnten, gehörte Basketball. Bald folgten aber auch Hockey und Fußball. Dass Fußball in den 1920er Jahren im Collegesport eine gewisse Bedeutung gehabt haben muss, macht Pfister daran fest, dass 1923 „sogar ein Buch über die Hockey- und Fußballregeln für Frauen veröffentlicht“ (7) wurde. Doch im Gegensatz zu den sehr stark leistungsorientierten Sportarten der Männer setzten die verantwortlichen Pädagoginnen und Ärztinnen für die Frauen auf ein mehrheitlich freizeit- und gesundheitsorientiertes Sportkonzept. So konnte sich in den USA in den 1920er Jahren kein Wettkampf- und Ligasystem etablieren.

In Großbritannien ist ein anderer Verlauf zu beobachten. Hier erlebte der Frauenfußball eine Hochphase während des Ersten Weltkriegs. Zu den damals ausgetragenen Wohltätigkeitsspielen kamen bis zu 40.000 ZuschauerInnen. Das bekannteste Team, die Dick Kerr's Ladies veranstalteten in der kurzen Hochzeit sogar internationale Partien. Als nach dem Krieg die ‚gesellschaftliche Ordnung' wieder hergestellt werden sollte, gerieten auch die Fußballerinnen unter Druck. Die Football Association (FA) untersagte Frauen das Fußballspielen 1921 als „unsuitable for females“ (11).

In Frankreich zeichnete eine starke Frauensportbewegung für eine kurze Blütezeit des Frauenfußballs in den 1920er und 1930er Jahren verantwortlich. In dieser Zeit wurden auch Meisterschaften und Pokale ausgespielt.

Für Deutschland gibt es keine ähnliche Hochphase in der frühen Entwicklung des Frauenfußballs. Pfister vermutet, dass die Erfindung des Handballs als angemessenes Spiel für Frauen neben der extrem starken Stellung des Fußballs als Männerspiel in Deutschland verantwortlich dafür sein könnte.

Einen ähnlichen Überblick über die Schweiz, allerdings bis hin zu sehr aufschlussreichen aktuellen Tendenzen, gibt Marianne Meier in ihrem Beitrag (73-82).

Neben historischen und eher theoretischen Beiträgen nehmen praxisbezogene Untersuchungen einen großen Raum in dem vorliegenden Band ein.

Gaulrapp, Becker und Hess untersuchen die Verletzungen in der Frauen-Bundesliga. Sie kommen dabei zu dem interessanten und für die Verletzungsprävention bzw. den Trainingsaufbau wichtigen Ergebnis, dass es gravierende Unterschiede in den Verletzungen beim Männer- und Frauenfußball gibt.

Von besonderem Interesse für die Frage nach den Perspektiven des Frauen- und Mädchenfußballs in Deutschland sind die Untersuchungen zum Mädchenfußball in der Schule (43-54), die Untersuchung zur Talentförderung im Mädchenfußball (55-64) und die Analyse zu Trainerinnen im Mädchen- und Frauenfußball (65-72). Alle drei Beiträge analysieren die momentane Situation unter der Fragestellung nach eventuellen strukturellen Benachteiligungen von Frauen und Mädchen und zeigen Perspektiven in Bezug auf mögliche Maßnahmen auf.

Für den Mädchenfußball in der Schule stellen Mohwald und Kugelmann fest, dass die Akzeptanz bei den Schülerinnen zwar gestiegen ist, die Umsetzung im Unterricht aber oftmals als mangelhaft empfunden wird. Eine gezieltere Vermittlung von Grundlagen (Regeln und Technik) scheint zumeist auszubleiben. Daher befasste sich eine der drei Forschungsphasen des Projekts mit der Erstellung eines Mädchenfußballskonzepts, welches bereits im Rahmen eines, im Anschluss an das Symposium stattfindenden, Mädchenfußball-Camps in der Praxis erprobt wurde.

Der Beitrag *Talentförderung im Mädchenfußball* (55-64) untersucht die angestrebte und tatsächliche Gleichberechtigung der Talentförderung im Mädchen- und Jungenfußball. Grundsätzlich stehen Mädchen und Jungen die gleichen Möglichkeiten und Mittel an den 390 Talentstützpunkten in Deutschland zur Verfügung. Allerdings sind nur rund 3 % der hier geförderten Talente Mädchen. Die strukturelle Analyse der Talentförderung hebt dabei speziell auf den Punkt der Ressourcen ab. Besonders auffällig ist hier, dass vor allem auf Vereinsebene oftmals die Kenntnis zu fehlen scheint, dass auch Mädchen an den Stützpunkten trainieren können und deshalb oftmals von den VereinstrainerInnen nicht über diese Möglichkeit informiert wird.

Auch im Bereich der Trainerinnen gilt es nach Auffassung der Autorin deshalb, eine personelle Lücke zu schließen und „neben einer besseren Nutzung der Humanressourcen den ‚Trainerbetrieb' um neue Themen und Perspektiven" (65) zu bereichern. Während die A-Nationalmannschaft der Frauen seit 1996 durchgängig von einer Frau hauptverantwortlich betreut wird, sind in den unterschiedlichen Ligen kaum Trainerinnen zu finden. Neben unterschiedlichen

Hemmnissen für Frauen als Trainerinnen, spielt der Frauen- und Mädchenfußball an sich in der TrainerInnenaus- und -fortbildung kaum eine Rolle.

Alle Beiträge im vorliegenden Band zeigen auf, welchen Stellenwert Fußball als ‚Männersport' genießt und welche Schwierigkeiten daraus für den Frauenfußball erwuchsen, aber auch noch immer erwachsen. Die Frage nach dem Geschlecht ist für Untersuchungen zum Thema Frauenfußball daher unerlässlich.

Das vorliegende Buch widmet sich einer Reihe unterschiedlicher Themen im Rahmen des Oberthemas *Frauen am Ball*. Dabei werden interessante Erkenntnisse zusammengetragen, die einen Grundstein für dringend notwendige weitere Forschungen legen.

Elke Gramespacher

Welche Chancen bietet das Mentoring der Chancengleichheit im Sport?

Britt Dahmen (2008) Mentoring und Chancengleichheit im Sport. Köln: Sportverlag Strauß (307 S., 24,00 Euro).

Mentoring ist ein Instrument der Personalentwicklung und dient im Kern dazu, BerufseinsteigerInnen auf die Übernahme von Führungsaufgaben vorzubereiten. Überdies kann Mentoring eingesetzt werden, um die Chancengleichheit in einer Organisation zu fördern, indem Berufseinsteigerinnen *oder* -einsteiger gezielt gefördert werden. Britt Dahmen untersucht vier abgeschlossene Mentoring-Projekte im organisierten Sport, die beide Perspektiven aufnehmen. Sie fokussiert in ihrer Studie auf die Konzeptionen der Projekte und auf die Frage, welchen Beitrag die Mentoring-Projekte zur individuellen und strukturellen Chancengleichheit im Sport leisten.

Diese Studie ist anregend, weil sie untersucht, ob Mentoring eine nützliche Gegenmaßnahme bildet zu dem Phänomen, dass die Organisationsstrukturen und -kulturen im Sport verhindern, dass Frauen auf die Führungsebenen gelangen. Um zu zeigen, inwiefern sich diese Barrieren in den Organisationen des Sports darstellen, definiert Britt Dahmen Organisationen als soziale Netzwerke, als Systeme mit Beziehungen und Prozessen. Diese Definition gestattet es, Organisationen als partiell *gegendert* zu beschreiben (sensu Wilz). Aus dieser Perspektive erörtert Britt Dahmen zwei Barrieren, denen Frauen auf ihrem Weg in die Führungsebenen der Sportorganisationen potenziell begegnen: Erstens wird das bestehende Wissen um Geschlechterdifferenzen durch eine allgemeine Gleichheitsrhetorik überlagert. Diese Überlagerung verhindert es, dass geschlechtsbezogene soziale Ungleichheiten offen thematisiert werden (können). Dieser Prozess, der m.E. einer Tabuisierung gleicht, spielt (sensu Wetterer) auf einer diskursiven Ebene wiederum der (Re-)Produktion geschlechtsbezogener sozialer Ungleichheit zu. Eine zweite Barriere bildet die hohe Bedeutung homo-

sozialer Förderstrukturen in Sportorganisationen. Homosoziale Förderstrukturen bringen mit sich, dass diejenigen Personen, die in Führungspositionen gelangen wollen, die Werte, Einstellungen und Verhaltensweisen des in der Organisation maßgebenden Führungspersonals eindeutig teilen müssen. Folglich orientiert sich das Handeln in Sportorganisationen primär an Personen und deren subjektiven Vorstellungen – und weniger an rational begründeten Zwecken. Die Entwicklung eines solch homosozialen Verhaltens setzt persönliche Beziehungen und Netzwerke zu den Führungskräften im Sport voraus. Und so – folgert Dahmen – haben eigentlich nur solche Frauen, die sich an dieser *Kultur der Informalität und der Personalität* beteiligen, indem sie Kontakte zur Spitze des Sports pflegen, in den Organisationen des Sports eine Chance, ein Führungsamt zu einzunehmen. Die Dominanz der *Kultur der Informalität und der Personalität* im Sport zeigt sich auch daran, dass weder strukturelle (Frauenförderplan, Quote…) noch personenbezogene (Weiterbildung, Ehrung von Frauen…) Gleichstellungsmaßnahmen dazu geführt haben, die Teilhabe der Frauen an der Spitze des Sports zu stärken.

Um beide Barrieren zu überwinden, könnten die Prozesse der Personalentwicklung formalisiert werden. Britt Dahmen aber fordert auf der Basis gendertheoretischer Überlegungen primär die explizite Thematisierung der Chancengleichheit der Geschlechter, die Dekonstruktion des Wissens um Geschlechterdifferenzen im Sport und den Ausbau der Gleichstellungsförderung in Sportorganisationen.

Den Theorierahmen abschließend erörtert Britt Dahmen, dass Mentoring-Projekte unterschiedlich umgesetzt werden, dabei aber immer auf die berufliche *und* auf die psychosoziale Begleitung der Mentees abzielen – und im Sport eine innovative Praktik bilden. Zudem weist sie darauf hin, dass das Mentoring nur bedingt zu einem organisationsstrukturellen Wandel im Sinne der Chancengleichheit führt. Im Ganzen stellt die Autorin die Merkmale des Mentoring bemerkenswert ausführlich dar, und sie benennt auch dessen Erfolgsfaktoren: Klares Profil, Begleitprogramme, Anreizsystem, Partizipation aller Akteure – auch der Führung, Langfristigkeit sowie Heterogenität in den Beziehungskonstellationen, die zudem keine Abhängigkeitsverhältnisse sein sollten.

Britt Dahmen legt in ihrem empirischen Teil vier Fallstudien über abgeschlossene und evaluierte Mentoring-Projekte der folgenden Sportorganisationen vor: *Allgemeiner Deutscher Hochschulsportverband*, *Deutscher Turnerbund*, *Deutscher Fechterbund* und *Sportjugend Nordrhein-Westfalen*. Die Projekte dienen primär der Förderung junger Frauen – mithin der Chancengleichheit im Sport. Sie untersucht die Mentoring-Projekte bezüglich ihrer Konzepte, des individuellen Nutzens für die Akteure sowie des strukturellen Gewinns für die Chancengleichheit in den Sportorganisationen.

Dahmen zeigt, dass der Kern der vier analysierten Mentoring-Projekte aus den Mentoring-Beziehungen sowie aus den Begleitprogrammen, die karrierere-levante *und* persönlichkeitsbildende Inhalte aufnehmen, besteht – und letztgenannte Inhalte seien für die Mentees von besonderem Interesse. Zudem spielen die Thematisierung von Karrieren der Frauen im Sport sowie die Netzwerkbildung eine große Rolle, was dem personen-orientierten Handeln in Sportorgani-

sationen entspricht. Überdies stellt Dahmen fest, dass die Mentoring-Gruppen heterogen aufzubauen sind, um die Strukturen geschlechtsbezogener sozialer Ungleichheit im Sport möglichst deutlich wahrnehmbar werden zu lassen. Des Weiteren zeigt sie, dass es günstig ist, wenn die Mentoring-Projekte im Sport von der Organisationsleitung gesteuert werden, um die Kontakte der Mentees und MentorInnen mit- und untereinander zu fördern – die Kontakte werden bisweilen aufgrund des Freiwilligkeitscharakters der Mitarbeit im Sport vernachlässigt. Schließlich legt Dahmen dar, dass das Geschlecht der MentorInnen gerade für weibliche Mentees von Bedeutung ist: Offenbar können nur Frauen an der Spitze des Sports bezüglich der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Vorbild fungieren. Insgesamt kann Dahmen zeigen, dass die Mentoring-Projekte die individuelle Entwicklung der Mentees angeregt haben: Sie haben ihr fachliches Wissen erweitert, ihre Karriereplanung angebahnt und einige Mentees arbeiten seither aktiv in ihrer Sportorganisation mit. Die gerade im Sport notwendige Netzwerkbildung ist in den Mentoring-Projekten indes nur bedingt gelungen.

Zur strukturellen Entwicklung der Chancengleichheit in Sportorganisationen haben die Mentoring-Projekte ebenfalls beigetragen. Britt Dahmen zeigt, dass die Ziele der Mentoring-Programme im Sport die Einsichten aus Mentoring-Programmen der Wirtschaft und Wissenschaft berücksichtigt haben, dass die Mentoring-Projekte für Fragen der Gleichstellung sensibilisiert haben – und dass in den Projekten die Erkenntnis entstanden ist, dass Gleichstellung und Personalentwicklung miteinander verknüpft werden können.

Summa summarum dient das Werk *Mentoring und Chancengleichheit im Sport* von Britt Dahmen sowohl der Praxis als auch der Theorie: Wer ein Mentoring-Projekt in einer Organisation des Sports durchführen möchte, kann und sollte sich an den Befunden von Britt Dahmen orientieren – hierbei sei primär auf ihre bündige Darstellung der Handlungsempfehlungen verwiesen; und sportsoziologische Forschungsprojekte, die Gleichstellungsfragen thematisieren, können der Studie zum Beispiel entnehmen, dass bewährte Gleichstellungskonzepte in Sportorganisationen zum Erfolg von Mentoring-Projekten beitragen, wenn nicht sogar deren Voraussetzung bilden.

Claudia Rohde

Schulqualität mit Gender steigern

Elke Gramespacher (2008) Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen. Saarbrücken: VDM Verlag (265 S., 79,00 Euro).

Die Gleichbehandlung der Geschlechter und das Recht auf gleiche Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen sind grundlegende Menschenrechte. Mit dem europolitischen Programm *Gender Mainstreaming* (im Folgenden GM) kann dieses Anliegen, geschlechtsbezogene soziale Chancengleichheit auf allen Ebenen einer Organisation herzustellen, umgesetzt werden. Auch die Qualität der Schule, verstanden als geschlechtssensible Schulentwicklung, kann durch GM auf den essentiellen Ebenen der Organisations-, Personal- und Unterrichtsentwicklung gesteigert werden. SchülerInnen werden durch GM in der Schule bereits früh für ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis gewonnen und nach ihren individuellen Bedürfnissen gefördert. All dies ebnet den Weg für eine höhere Lebensqualität junger Menschen und für den Mut zu neuen Lebensperspektiven.

Inwieweit Chancengleichheit für SchülerInnen *und* für Lehrkräfte in der Praxis und in dem gegebenen institutionellen Rahmen erreicht werden kann, erläutert die Dissertation von Elke Gramespacher. Mittels einer Genderanalyse hat Elke Gramespacher die Voraussetzungen für die Einführung von GM an Schulen und exemplarisch im Schulsport evaluiert. Dabei ist zu beachten, dass im Untersuchungszeitraum (2003-2004) das politische Programm GM an Schulen weder verbindlich noch umfassend implementiert oder kommuniziert war. Gramespacher leitet aus den theoretischen Grundlagen der Schulentwicklung ab, dass GM nur in einer dynamischen und veränderbaren Organisation der ‚lernenden Schulen' gelingen kann. Das bedeutet, dass qualitätssteigernde Schulentwicklung im Sinne des GM auf einer soliden Basis aus geschlechtssensibler Organisations- und Personalentwicklung stehen muss, bevor es zu der angestrebten chancengleichen Unterrichtsentwicklung kommen kann. Um GM an Schulen möglichst gezielt einzuführen, ist es deshalb die Aufgabe dieser Genderanalyse, zu beschreiben und zu erklären, *wie* und *welche* geschlechtsbezogenen sozialen Ungleichheiten auf allen Ebenen der Organisation Schule vorhanden sind bzw. entstehen. Zu diesem Zweck wurden bundesweit zuerst zwölf qualitative Interviews mit ExpertInnen aus Bildungsinstitutionen geführt. Die zweite Forschungsphase bestand aus quantitativen Fragebögen, welche besonders mit Hilfe der Befunde der ersten Untersuchungsphase entwickelt wurden. Diese Datenerhebung fokussierte die SchulleiterInnen und die FachbereichsleiterInnen des Faches Sport der Sekundarstufen I und II in Baden-Württemberg. Für die Implementierung von GM konnte anhand der Genderanalyse die „Neun-Schritte-Methode", ein praktisch anwendbarer Leitfaden zur Einführung von GM an Schulen, formuliert werden. Das Programm GM sollte dabei mit Hilfe

einer professionellen Begleitung, etwa der *gender trainings*, unterstützt werden. Auf diese Weise bekommen die abstrakten Vorgaben, geschlechtsbezogene Chancengleichheit zu gewährleisten, Substanz. Die für eine erfolgreiche Umsetzung von GM notwendigen Strukturentwicklungen können mit dieser Methode individuell auf einzelne Schulen zugeschnitten werden. Die gesamte Analyse zeigt deutlich, dass GM ein hohes Maß an (*gender*-)Kompetenz, Verständnis und Willen *aller* AkteurInnen erfordert. Alle Strukturen der Schulorganisation (inklusive des Elternbeirats) müssen einbezogen und radikal reorganisiert werden, um eine nachhaltige Verbesserung zu erzielen.

Aus der aktuellen Literatur zur Geschlechterforschung im Sport geht hervor, dass derzeit der konstruktivistische Ansatz die zentrale Bezugstheorie bildet; so auch in diesem Werk. Vor allem das *doing gender* – der Konstruktionsprozess des sozialen Geschlechts durch unterbewusste Reproduktion von kulturell tradierten Vorstellungen davon, was als weiblich und was als männlich verstanden wird, – spielt im Sport eine zentrale Rolle. Da Sport stark körperbezogen ist, wird die Darstellung der Zweigeschlechtlichkeit im sportlichen Kontext unmittelbar. Insbesondere im (Leistungs-)Sport, aber auch im Schulsport werden hegemoniale Männlichkeiten bzw. die konstruierte Überlegenheit ‚des Mannes' gefördert. Die daraus folgende Naturalisierung der ungleichen Geschlechterverhältnisse stellt nach wie vor ein Problem für eine geschlechtergerechte Gesellschaft dar. Gerade im geschlechtssensibel gestalteten Schulsport liegt damit aber auch das Potential, scheinbar greifbare natürliche Geschlechtergrenzen *früh* aufzubrechen. Gramespacher zeigt, dass etwa die *reflexive* Koedukation (sensu Faulstich-Wieland) in diesem Kontext helfen kann, die Qualität im geschlechtsheterogenen Schulsport zu steigern. Um einen geschlechtssensiblen Schul(sport)unterricht angemessen zu konzipieren, sollte ein „Konzept der Vielfalt" (226 f) angestrebt werden. Dieses Konzept vereint fachdidaktische Ziele mit sozialen. Chancengleichheit wäre bspw. durch wechselnde deduktive und induktive Methoden, Anpassung an die Interessen der SchülerInnen, Beachtung der ethnischen Zugehörigkeit, der Milieuzugehörigkeit, der individuellen Leistungsfähigkeit etc. umzusetzen.

Es bleibt anzuführen, dass in der Schule neben dem *doing gender* auch das *undoing gender* bzw. *doing pupil* (bei denen die Strukturkategorie Geschlecht nicht relevant ist) existiert. *Doing pupil* bedeutet, dass das Geschlecht hinter dem ‚SchülerIn-Sein' zurücktritt. Damit, dass jede/r SchülerIn zumindest bei der Besetzung der SchülerInnen-Gremien nach ihren/seinen individuellen Fähigkeiten bewertet wird, ist hier die Kategorie Geschlecht bereits ausgeschaltet. Aus Gramespachers Analyse geht hervor, dass solche Verhaltensmuster des *undoing gender* immer wieder in der Schule zu finden sind. GM geht allerdings davon aus, dass *doing gender* immer präsent ist, und steht so im Spannungsfeld zu der geschlechtstheoretischen Perspektive, die *undoing gender* einschließt. Chancengleichheit an Schulen umzusetzen, muss somit auch immer die genaue Aufklärung über die ‚Gefahren' von GM beinhalten: Jede Thematisierung der Geschlechterfragen trägt die Tendenz zur Reifizierung der Strukturkategorie Geschlecht in sich. Um dies *abzumildern*, bezieht sich die Arbeit von Elke Gra-

mespacher bspw. auf die Haupt-, Werk-/Realschule und auf das Gymnasium. Frauen und Männer werden im Verbund mit anderen allgemeinen Kategorien betrachtet, so dass die Kategorie weiblich/männlich nur eine mögliche Ausdifferenzierung darstellt. Die Geschlechter werden somit nicht essentialistisch verglichen.

Die Ergebnisse des Werks waren und sind für die Einführung von GM an Schulen sicher wegweisend. Die Relevanz des Themas geschlechtsbezogene soziale Chancengleichheit (in der Schule) und seine Notwendigkeit werden in diesem Buch besonders für Lehrkräfte und SchulleiterInnen, aber auch für Laien der Geschlechterforschung anschaulich und (be-)greifbar. Es ist der Autorin immer wieder gelungen, die Probleme der eigenen Ergebnisse aufzuzeigen und eine konstruktive (Methoden-)Kritik einfließen zu lassen. Die in dem Buch vorgestellten (*gender*-)Theorien und die empirisch begründeten Ansätze für die pädagogische Praxis verbinden sich zu einem runden Konzept für die Steigerung der Schulqualität. Mit seiner Praxisnähe ist dieses Buch anderen Arbeiten, die bei der reinen Analyse der Probleme stehen bleiben, voraus.

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Christa Klein

Die Komplexität ist den Menschen zumutbar

Rita Casale/ Barbara Rendtorff (2008) Hg. Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung. Bielefeld: transcript (266 S., 26,80 Euro).

„Was kommt nach der Geschlechterforschung?" lautet die Fragestellung dieses Sammelbandes, der aus der Jahrestagung 2007 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft hervorging. Anders als der Titel es vermuten lässt, hat der Band keineswegs das ‚Ende' der Gender Studies zum Thema, sondern stellt eine deutsche Neuauflage des *Streits um Differenz* dar. Die Bilanzierung, kritische Reflexion und interdisziplinäre Diskussion bietet nicht nur einen Einblick in grundlegende Knotenpunkte feministischer Theoriebildung – darunter auch das ‚neue' alte Paradigma der Intersektionalität und das Verhältnis von Bewegung und Akademie; Partizipation und Dissidenz – , sondern verortet die jeweiligen Positionierungen und Entwicklungen auch historisch, kontextuell und disziplinär. Die elf Beiträge, von denen sechs jeweils aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive kommentiert werden, gestalten sich ebenso divers wie die Fachbereiche, denen sie entstammen.

Im Folgenden sollen nur drei Beiträge besprochen werden, welche die Spannbreite der nun schon zwanzig Jahre anhaltenden Diskussion um ‚Gender' bzw. ‚sexuelle Differenz' verdeutlichen. Gemeinsamer Bezugspunkt ist Joan Scotts kritischer Rückblick auf die Geschichte der Kategorie Gender (Scott 2001), in dem sie fragt, ob ‚Gender' angesichts veränderter Umstände immer noch „die nützliche Kategorie, die sie einmal war", darstelle.

Claudia Opitz liest Scott dahingehend, dass die zentrale Unzulänglichkeit der Kategorie ‚Gender' die „‚Weigerung, sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen'" sei (19). Der von Scott im Anschluss an ihre Kritik vorgestellte Analysezugang, die Kategorien ‚Mann' und ‚Frau' als *phantasies*, Identifizierungen, „‚Ideale zur Regulierung und Kanalisierung von Verhalten, nicht aber empirische Beschreibungen tatsächlicher Personen'" (Scott 2001, zitiert in ebd.: 20) aufzufassen, ist für Opitz nichts anderes als das, was „die frühe Frauenforschung – als ‚weibliche Erfahrung' vs. ‚gesellschaftliche Norm'" (20) schon erfolgreich analysiert habe. Aus dieser Gleichsetzung resultiert ihr Vorwurf der „Geschichtsvergessenheit" (ebd.): Postmoderne Zugänge begreift sie als „radikal ahistorische[n] Projekt", das „wenig mit ‚revolutionärer' oder kritischer Wissenschaftspraxis (...), sondern eher mit intellektueller Feigheit" (23) zu tun habe. Neuere Einsichten der Geschlechterforschung erwiesen sich, „bei genauerem Hinsehen als wenig radikale und weiterführende Tendenz zur Repetition, als Attitüde" (23). Die von Opitz hier vorgeschlagene historische Perspektive macht so den reflexiven metahistorischen Perspektivenwechsel nicht für eine de- *und* rekonstruierende historische Analyse fruchtbar, sondern lehnt ihn – ohne sorgfältig hinzuschauen – als gefährlich und geschichtsvergessen ab. Diese Lesart verdeutlicht die anhaltende Rezeptionssperre historischer Geschlechter-

forschung im deutschsprachigen Raum, die aus der Überzeugung rührt, dass Geschlechterhierarchien unter diesem Paradigma nicht zu begreifen seien.

Edgar Forster hingegen liest Scotts skeptische Betrachtung der Kategorie ‚Gender' genauer: Mit ihrer Kritik verweise Scott auf die Untauglichkeit dieser Kategorie, „den extremen Behauptungen der Evolutionspsychologie theoretisch stichhaltige Argumente entgegensetzen zu können", was mit der „mit ihrem Gebrauch verbundene[n] Weigerung (was einst ihre Stärke gewesen sei), sich auf das körperliche Geschlecht einzulassen" (201), zusammenhänge. Der Grund für die Änderung von Scotts Auffassung liege eben nicht darin, dass die Erkenntnisse über die soziale Konstruktion Gender etwa widerlegt worden wären, obsolet geworden seien oder zu Aporien führten. Vielmehr sei der „Ansturm soziobiologischer Behauptungen, die aus anatomischen Geschlechtsunterschieden soziale Ordnungen ableiten und einen *backlash* orchestrieren" (200) so immens, dass sie Scott zu einer Reflexion der Schlagkraft dieses Begriffs und seiner Funktion als politische Waffe führten. Forsters anschließende genealogische Analyse erweitert die epistemologische Problematisierung des Begriffs ‚Gender' um die politische Dimension: „Gender auf der epistemologischen Ebene zu problematisieren, bedeutet, daraus ein Problem der Repräsentation zu machen" (203). Dies ermöglicht ihm aufzuzeigen, dass die Gründe für die Abnutzung der Kategorie Gender in ihrer Transformation vom Begriff zur Proposition, von der Artikulation zur Repräsentation, vom kritischen Analyseinstrument zur Differenzkategorie zu finden seien.

Astrid Deuber-Mankowsky schließt an diese Lesart an: Scotts Kritik an dem Begriff ‚Gender' ziele auf den Zusammenhang einer reduktionistischen Verwendung von ‚Gender' als Synonym für Frauen und Männer und biologistischen Auslegungen von Gender. Deuber-Mankowsky versucht daraufhin eine Alternative zu formulieren, welche die Kategorie ‚Gender' „entgegen Scotts Bedenken doch zu der anstehenden Arbeit einer Kritik der reduktionistischen Spielarten biowissenschaftlicher, neurobiologischer und neodarwinistischer Theorien" (188) befähige. Sie plädiert dafür, sex und gender, das biologische und das kulturelle Geschlecht, als zwei unterschiedliche miteinander verflochtene Wissenssysteme zu begreifen, sich der Gender-Paradoxie bewusst zu sein und nicht danach zu fragen, ob, sondern *wie* wir (Geschlecht) wiederholen. Ihr Analysekonzept entwickelt sie im Anschluss an H.-J. Rheinberger und begreift Gender als eine Frage des Wissens: „Gender löst sich dabei von dem Konzept der Genderidentität und wird zu einem epistemischen Ding, einem Objekt des Wissens, das Wissen zum Objekt des Begehrens und die Erkenntnis zur Übung selbst" (182). Damit entwirft sie ein Konzept, das sich vom klassischen Repräsentationsdenken ablöst und es ermöglicht, „vermeintlich natürliche Gegebenheiten mit ihrer Medialität und ihrer spezifischen Geschichtlichkeit und ihren Ursprüngen aus Wissenschaften, Ökonomie und Technik" zu (184) konfrontieren. Die Materialität von Gender werde damit nicht marginalisiert, sondern erweise sich immer wieder neu, kontingent und widerständig in der Variation, Verfehlung und Differenz der Wiederholung. Das hier entworfene Modell wird damit seinem Anspruch gerecht, „weder die Genderforschung noch die Wissenschaften, noch unsere technischen Lebensformen in einer reduktionistischen Darstellung zu

verkürzen“ (187). Gleichzeitig ist es dementsprechend komplex. Der Frage der Vermittelbarkeit begegnet Deuber-Mankowski mit ihrer Beobachtung „Die Komplexität ist den Studierenden zumutbar, wenn sie nur zu einem besseren Verständnis der Gegenwart führt“ (181). Diese Feststellung, die unter neuen Vorzeichen Ingeborg Bachmanns 1959 geäußerte Forderung „Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar“ wiederholt, ist und bleibt wohl gemeinsamer Horizont und Hoffnung feministischer Frauen- und Geschlechterforschung, die stets – und das verdeutlicht auch dieser Sammelband – vielfältig verschieden, dynamisch und komplex ist.

Ursula Degener

Wider die Hierarchisierung der Wissensformen?

Angelika Wetterer (2008) Hg. Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. (301 S., 24,90 Euro).

Der viel versprechende Begriff des Geschlechterwissens, 2003 von Irene Dölling geprägt, hat sich nach einer Reihe von Konferenzen und Tagungen zum Thema einen sicheren Platz im Werkzeugkasten vieler GeschlechterforscherInnen erobert. Der vorliegende Aufsatzband, der von Angelika Wetterer herausgegeben wird, dokumentiert zwei dieser interdisziplinären Tagungen, in denen Bedeutung und theoretische Grundlagen, aber auch das Verhältnis zwischen sozialer Praxis und unterschiedlichen Arten von Geschlechterwissen am Beispiel verschiedener Professionalisierungsprozesse diskutiert werden.

Der Begriff des Geschlechterwissens ermöglicht die differenzierte Analyse von Verständigungsschwierigkeiten zwischen Geschlechterforschung, Gleichstellungspraxis und allgemeineren kollektiven sowie individuellen Wissensbeständen zum Thema Geschlecht, indem er dementsprechend drei Formen von Geschlechterwissen unterscheidet: das wissenschaftliche, das ExpertInnen- und das alltagsweltliche Geschlechterwissen (49-57). Weitere Differenzierungen erhöhen das analytische Potenzial des begrifflichen Instruments noch darüber hinaus: Die Soziologin Angelika Wetterer liest Stefan Hirschauers Unterscheidung zwischen diskursivem, praktischem und visuellem Wissen sowohl als Vorläuferin wie auch als Anregung zur Weiterentwicklung der Geschlechterwissen-Typologie. Mit Dölling unterteilt Wetterer Geschlechterwissen auch in kollektives, biografisches und feldspezifisches Wissen. Diese Unterscheidungen erklären der akademischen Öffentlichkeit die Beharrlichkeit traditioneller, vorreflexiver Vergeschlechtlichungspraktiken im Alltag und umgekehrt die alltagsweltliche Bezuglosigkeit einiger Konstruktivismen. Latent vorhandene und inkorporierte Wissensbestände traditioneller Geschlechterordnungen sorgen dafür, dass explizites und diskursfähiges Geschlechterwissen über Emanzipation und Individualisierung in der Praxis nicht zum Tragen kommt

(„rhetorische Modernisierung“, 44 f). Sie helfen außerdem gerade durch das Aufzeigen der unterschiedlichen Wirklichkeitskonstruktionen, das politische Potenzial und die gesellschaftliche Wirkung von akademischer Forschung, gesellschaftlichem Wandel und Gleichstellungspolitik zu erkunden, und in der heutigen Wissensgesellschaft strategisch zu nutzen. Das Buch möchte dabei keinesfalls zur Hierarchisierung der verschiedenen Wissensformen beitragen, was einem Besser-Wissen oder Belehren gleichkäme, sondern lenkt den Blick auf die qualitativen Unterschiede zwischen akademischem, ExpertInnen- und Alltagswissen über Geschlechter (19).

Die Einleitung der Herausgeberin zur Geschichte des Begriffs Geschlechterwissen wird im ersten Teil des Aufsatzbandes, der theoretische Zugänge zu Geschlechterwissen erschließen soll, mit einem weiteren Artikel von Wetterer zu Typologien des Geschlechterwissens fortgesetzt. Die beiden Aufsätze bieten eine spannende und äußerst anregende Zusammenstellung, Einordnung und Weiterentwicklung verschiedener Beiträge zur Diskussion über den Begriff. Auf diesen Überblick folgen Beiträge zu verschiedenen Typen des Geschlechterwissens; mit dem latenten und inkorporierten sowie dem visuellen Wissen sind hier vor allem die in der Forschung bislang vernachlässigten Formen vertreten.

Die Philosophin Silvia Stoller beschäftigt sich aus der Perspektive der Phänomenologie Husserls und Merleau-Pontys mit dem latenten oder vorreflexiven Geschlechterwissen, das sich allerdings, würde man diesen Theoretikern folgen, nicht in Zweigeschlechtlichkeit erschöpfe, sondern dieser eher noch vorausgehe, da es sich um ein anonymes, ein nicht benanntes Wissen handele (76 f). Stefan Hirschauer hingegen sucht die „Somatisierung des Wissensbegriffs“ (82) voranzutreiben, um den „intellektualistischen Bias“ (85) der geisteswissenschaftlichen Grundhaltung zu korrigieren. Eindrücklich wird die Bedeutung des Körpers als Träger von Wissen, aber auch als Kommunikationsmedium über Haltung, Gestik, Mimik und Blick geschildert. Die Unentrinnbarkeit aus visueller Kommunikation und die von ihr erzeugten „Evidenzen jenseits des Begründungszwangs“ (92) verdeutlichen die unmittelbare Wirkung dieser vor allem von den Sozialwissenschaften lange ignorierten Form des Wissens. Eva Flicker analysiert in einer Betrachtung der „Visualisierung von Geschlechterwissen im öffentlichen Raum“ eine Reihe bildlicher Darstellungen von Frauen- und Männerkörpern, vor allem in Form von Werbeplakaten. Der Beitrag erscheint zwar kaum als „theoretischer Zugang“, liefert aber eine interessante und durch die Visualisierungen erfrischende Analyse des werbestrategischen Umgangs mit gesellschaftlichen Spannungen in den Geschlechterverhältnissen. Flicker argumentiert, dass die analysierten Werbedarstellungen Bildwissen über Geschlechter auf humorvolle Weise aktualisierten, wenn auch mit unterschiedlichen Motivationen: Einige Plakate setzten dieses Wissen gezielt ein, um alltagsweltlich-latentes Geschlechterwissen zu stabilisieren, während andere bewusst subversiv die geschlechtstypischen Darstellungen unterliefen und damit auch mehrdeutige Codierungen auf verschiedenen Ebenen des Geschlechterwissens ermöglichten (119). Auf einem Werbeplakat von Iglo für Fischgerichte beispielsweise zeigen sieben Männer, auf dem Rücken liegend, ihre Unterhosen. Auf diesen sind

Kürzel der Wochentage abgedruckt – die Botschaft: Jeden Tag Fisch, hilft die sportliche Figur erhalten. Gleichzeitig handelt es sich um das Zitat einer älteren Werbung für Unterwäsche. Diese war kontrovers diskutiert worden, weil sich Frauen ausschließlich in durchsichtigen Strümpfen dem Betrachter präsentiert hatten. Die Visualisierung des Geschlechterwissens erfolgt auf mehreren Ebenen: Es wird einerseits mit der Konvention gebrochen, nur Frauen müssten auf ihre Figur achten (Alltags-Geschlechterwissen). Andererseits wird gleichzeitig die sexistisch-voyeuristische Darstellung der zitierten Werbung kritisch kommentiert, besonders, da die Männer keine Models, sondern bekannte Skisportler sind (Kontext- und ExpertInnen-Geschlechterwissen).

Der zweite, weitaus größere Teil des Bandes stellt eine große Vielfalt empirischer Erträge aus der Professionalisierungsforschung verschiedener Disziplinen vor. Karin Sardadvar zeigt, wie werdende Mütter verschiedene Wissensformen über Geschlecht und Schwangerschaft strategisch und auch instinktiv nutzen, um beunruhigendes Wissen zu verdrängen oder Erwünschtes zu bestätigen. Außerdem können Wissensbestände über Schwangerschaft, Fruchtbarkeit und Geburt geschlechtsspezifisch kodiert werden, um „Verantwortlichkeit" zuzuordnen oder von dieser abzulenken. Torsten Wöllmann beschreibt daran anschließend, wie das neue medizinische Fach der Andrologie, das der historischen Besonderung der Frau im Fach Gynäkologie etwas entgegensetzen sollte, Zweigeschlechtlichkeit verfestigt und diese mit der Anwendungs- und Klientelorientierung des expandierenden Gesundheitsmarktes möglicherweise noch verstärkt.

Tanja Paulitz weist im ersten Beitrag zum Verhältnis von Professionalisierung und Geschlechterwissen in der Geschichte nach, dass „die männliche Codierung von Technik", wie sie vor allem auch in der Geschlechterforschung noch immer selbstverständlich angenommen wird, historisch eine Reihe von Brüchen und Divergenzen aufweist. Ihre Quellen sind ingenieurwissenschaftliche Fachdiskurse um 1900 herum. Mit Judy Wajcman schlägt sie vor, der Ko-Konstruktion von Technik und Sozialem nachzuspüren, um die Konstruiertheit der Allianz zwischen Technik und Männlichkeit sichtbar zu machen. Die Historikerin Christina Altenstraßer berichtet über die Gefährdung des Habilitationsverfahrens einer Berliner Wirtschaftswissenschaftlerin in den 1920er Jahren. In dem umstrittenen Verfahren wurde der von der Habilitandin gewählte historistische Ansatz der Nationalökonomie mit den Eigenschaften des weiblichen ‚Geschlechtscharakters' assoziiert und damit als unwissenschaftlich charakterisiert. Ein weiteres Verfahren passierte die Kommission unproblematisch, da die zweite Habilitandin sich des Ansatzes der theoretischen Ökonomie bediente und dabei aufgrund des mathematischen Charakters latent männlich codierte Wissensbestände aktualisierte (199).

Die folgenden Beiträge beschäftigen sich mit Geschlechterwissen und Professionalisierung aus aktueller Perspektive. *Gender Mainstreaming* wird in der öffentlichen Verwaltung häufig als organisationsfremd und als Verstoß gegen das Prinzip der Chancengleichheit wahrgenommen. Irene Dölling und Sünne Andresen erklären, dass eine gleichstellungspolitische Orientierung nicht ein-

fach per Weiterbildung verordnet werden kann, weil sie ein praktisches Wissen infrage stellt, das sich oft über lange Zeit und in einem komplexen sozialen Zusammenhang bewährt hat. Bärbel Könekamp argumentiert in ihrem Beitrag, dass das Alltags-Geschlechterwissen von Führungskräften bei IngenieurInnen und NaturwissenschaftlerInnen in Verbindung mit Annahmen über die Lebensführung die Aufstiegschancen von Frauen und Männern beeinflusst: Männer mit nicht berufstätigen Partnerinnen können durchschnittlich größeren beruflichen Erfolg vorweisen als Männer ohne Partnerschaft, stellt Könekamp in ihren Untersuchungen fest. Unreflektierte Annahmen über Lebensführung und Alltagswissen über Geschlecht könnten demnach die Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt erheblich verstärken. Johanna Hofbauer berichtet über das Phänomen des *presenteeism*, der demonstrativen und häufig unproduktiven Anwesenheit am Arbeitsplatz jenseits der vorgeschriebenen Arbeitszeiten. Vorgesetzte verstünden diese Praxis häufig als Signal der zeitlichen Flexibilität ihrer Angestellten. Vor diesem Hintergrund erscheint jedoch, so Hofbauer, der regelmäßig als freiwillig interpretierte Ausstieg von Frauen aus dem Wettbewerb um Führungspositionen in anderem Licht. Sabine Blaschke analysiert das Geschlechterwissen von frauenpolitischen Expertinnen in österreichischen und deutschen Gewerkschaften. Auch der letzte Artikel von Anita Thaler, in dem die Ergebnisse von Fokusgruppendiskussionen mit IndustrieforscherInnen in verschiedenen europäischen Ländern zu Karrierechancen von Frauen und Männern vorgestellt werden, fördert ein interessantes Wechselverhältnis von latentem Alltags- und ExpertInnen-Geschlechterwissen zutage. Ein öffentlicher Diskurs über diese Thematik wie in Schweden begünstigt sicherlich die Umsetzung von Geschlechtergerechtigkeit, folgert sie, während selbst hier das Einfließen von unreflektiertem alltagsweltlichem Geschlechterwissen in Personalentscheidungen weiterhin Realität ist.

Am interessantesten erscheint der Begriff des Geschlechterwissens, wenn Dynamiken im Verhältnis verschiedener Ebenen von Geschlechterwissen analysiert werden. Besonders deutlich wird dies in den disziplinhistorischen Texten zu Brüchen in der geschlechtlichen Codierung der technischen Wissenschaften ebenso wie bei der Verknüpfung verschiedener Ansätze der Volkswirtschaftslehre mit Geschlechterwissen. Döllings und Andresens Artikel über den ‚Umbau' des Geschlechterwissens durch Gender Mainstreaming analysiert die engen Grenzen erzwungener Dynamik, und Thalers internationaler Vergleich von Gruppendiskussionen zu Karrierechancen eröffnet die Aussicht, dass aus der Erfahrung Anderer zu lernen wäre, wenn es darum geht, ExpertInnenwissen in Alltagswissen einfließen zu lassen. Ohne jede Hierarchisierung der Wissensformen hätte eben auch die gesellschaftspolitische Zielsetzung des Bandes aufgegeben werden müssen.

Helga Kotthoff

Gender im Gespräch

Ruth Ayaß (2008) Kommunikation und Geschlecht. Stuttgart: Kohlhammer (205 S.,18 Euro).

Ruth Ayaß hat eine informative Einführung in das sprachsoziologische und soziolinguistische Themenfeld von Kommunikation und Geschlecht verfasst, welche gegenwärtige Tendenzen und Debatten gut vermittelt.

Deutlich inspiriert ist das Buch durch Sichtweisen und Studien von Soziologen wie Erving Goffman und Harold Garfinkel, die schon vor dem Aufleben der neuen Frauenbewegung empirisch gezeigt haben, welche Konstruktionsleistung dahinter steht, dass Männer und Frauen sich in vielen Bereichen des Verhaltens voneinander unterscheiden und den Unterschieden im Alltag oft Relevanz zuschreiben.

In Anlehnung an Garfinkels ethnomethodologischen Ansatz und Goffmans interaktionssoziologische Studien wurde innerhalb der soziologischen und linguistischen Geschlechterforschung das Konzept des ‚*doing gender*' (West/Zimmerman 1991) entwickelt: d.h. die soziale Geschlechtszugehörigkeit wurde nicht länger als eine Angelegenheit des BEING, sondern primär des DOING betrachtet, wobei der sprachlichen Interaktion eine besondere Rolle zukommt. Ayaß beschreibt dieses Konzept des „doing gender" wirklich sehr einführend, ohne beispielsweise zu problematisieren, welchen Grad an Salienz „doing" haben muss, damit Forscher/innen ein Phänomen (oder geht es immer um Bündel von Phänomenen?) einem „doing" zuordnen können. Im ersten Kapitel schließt Ayaß sich der in der Geschlechterforschung der letzten 10 Jahre verbreiteten Kritik am zu engen Aufeinanderbezug von „sex" und „gender" an.

Im zweiten Kapitel rollt sie die Geschichte der Beschäftigung mit Frauen- und Männersprachen und die Debatte um das Genus in der Linguistik auf. Für das Deutsche haben Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch die in der Systemlinguistik vertretene These der Generizität des Maskulinums bei Personenbezeichnungen als erste angezweifelt. Trömel-Plötz (1978) beschrieb die Ambiguität des Maskulinums für viele Kontexte als nahegelegte Referenz auf männliche Wesen und das Verschwinden weiblicher Wesen in der mentalen Repräsentation. Das blieb nicht unwidersprochen. Ayaß diskutiert die Bemühungen der feministischen Linguistik auch im Rahmen der These zur sprachlichen Relativität, also der Prägung des Denkens durch die Sprache. Diese These gilt nicht uneingeschränkt und es ist deshalb berechtigt, die feministische Forderung der Beid-Nennung der Geschlechter in diesem Kontext zu beleuchten. Eine klare Antwort ist derzeit nicht möglich (und Ayaß gibt sie auch nicht).

Das dritte Kapitel ist dem Sprachvergleich und der traditionellen Soziolinguistik etwa eines William Labov gewidmet. In der Soziolinguistik ist vielfach belegt worden, dass Frauen sowohl auf der phonetisch-phonologischen, als auch

auf der morpho-syntaktischen Ebene mehr zur Standardvarietät neigen. Labov interpretierte diesen Befund dahingehend, dass Frauen, die häufig einen niedrigeren gesellschaftlichen Status innehaben, die Standardvarietät nutzen, um ein höheres Prestige zu signalisieren. Ayaß problematisiert diese Ergebnisse und geht ausführlich auf die Studie von Susan Gal ein, die das Sprachverhalten von Frauen und Männern in dem ehemals ungarischen, bilingualen Ort Oberwart mehr in den Zusammenhang mit ökonomischer Tätigkeit gestellt hat. Nachdem der Ort zu Österreich gehörte, gingen die Frauen viel stärker als die in der Landwirtschaft arbeitenden Männer zur deutschen Sprache über. Sie führten damit den Sprachwandel an, was primär der Tatsache zuzuschreiben ist, dass ihre Verbindungen zur deutschsprachigen Welt der Fabrikarbeit stärker waren. Sie markierten mit der Sprachwahl auch eine Ablehnung bäuerlicher Tradition. Sprachverhalten wird hier in einem sozialen Kontext untersucht, wofür Ayaß selbst auch mehrfach plädiert.

Das vierte Kapitel dreht sich um Gesprächsstile. Über den Stil werden verschiedenste Kategorisierungen und Selbstkategorisierungen vorgenommen, die wir innerhalb einer Kultur angemessen interpretieren können. Unterbrechungen galten in der frühen feministischen Linguistik als kompetitiver Eingriff in das Rederecht von anderen, als Zeichen von Machtausübung und dominantem Stil. Ayaß diskutiert verschiedene Untersuchungen zum Zusammenhang von Unterbrechung und Dominanzherstellung und kommt zu dem Schluss, dass die meisten Studien weder in gleichgeschlechtlichen noch in gemischtgeschlechtlichen Gesprächen einen signifikanten Unterschied in der Zahl der Unterbrechungen gefunden haben. Generell wird in der Konversationsanalyse die Überlappung von der Unterbrechung unterschieden, welche tiefer in die Struktur der laufenden Sprecheräußerung eingreift und darum als Verletzung des Sprecherwechselmechanismus betrachtet werden kann.

Mit den populären Büchern von Deborah Tannen geht die Autorin kritisch ins Gericht (fünftes Kapitel). Dass Frauen hauptsächlich im Gespräch Beziehungsarbeit leisten und Männer sich permanent in Konkurrenz zueinander begeben, hält Ayaß für zu dichotom veranschlagt.

Im sechsten Kapitel erfahren wir einiges über Sprechweisen in anderen Kulturen. Ayaß fasst berühmte Studien zusammen, wie z.B. Margaret Meads „Coming of age in Samoa“ und soziolinguistische Studien zu rituellen Angriffsspielen unter jungen Männern in den USA, in der Türkei und anderen Gegenden. Auch Beweinungs- und Lamentationsrituale, die in vielen Kulturen dieser Welt von Frauen dargeboten werden, wenn jemand gestorben ist, finden Erwähnung (darunter Studien der Rezensentin).

Im Kapitel sieben geht es um die ‚Geschlechterschlagseiten’ der Medien. Ayaß führt die Leser/innen zunächst in Goffmans Werbungsanalyse ein, von der die Text-Bild-Forschung noch immer profitiert. Dann beleuchtet sie die Dramatisierung „tragischer Gefühlsstrukturen“ in Fernsehserien vom Typ „Dallas“,

die ein weiblich dominiertes Publikum haben. Auch das Medium Buch wird als genderisiert markiert – Frauen und Mädchen lesen bekanntlich mehr.

Im achten Kapitel wird die Zweigeschlechtlichkeit problematisiert. Gildemeister und Wetterer haben Biologen gefunden, die Männlichkeit und Weiblichkeit als Kontinuum sehen. Dazu wäre für eine Rezension zu viel zu sagen.

Es freut mich, dass Ayaß so ausführlich auf die in feministischen Kontexten kaum erfolgte Rezeption von Garfinkels Studien eingeht. Vor allem Judith Butler habe davon profitieren können, dass sie sich seine Thesen von der Konstruiertheit des Geschlechts zuschreiben konnte (die Goffman und Garfinkel 30 Jahre früher bereits gezeigt hatten). Wie wahr! Interessant ist auch, wie Ayaß unter Rückgriff auf Ausführungen von Norman Denzin erläutert, wie Garfinkel selbst sich daran beteiligt hat, die transsexuelle Agnes als Frau zu bestätigen.

Im letzten Kapitel finden wir ein Plädoyer für die Aufgabe der Rede von einer „geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung“ zugunsten der Bezeichnung „geschlechtsdifferenzierende Arbeitsteilung.“ Das ist in der Tat zutreffender, generiert doch die Arbeitsteilung das kulturelle Geschlecht mit. Ayaß kritisiert auch zu Recht, wie ideologisch in vielen Wissenschaften mit der Dichotomie männlich/weiblich umgegangen wird. So spricht der Psychologe Geert Hofstede in seinen Büchern zur interkulturellen Kommunikation beispielsweise von „männlichen und weiblichen Kulturen.“ Japan will er mit höchst fragwürdigen Methoden als besonders männliche Kultur identifiziert haben. In einer Fragebogenstudie hätten sich die Japaner besonders mit „assertiveness, competiveness und toughness“ identifiziert. Machart und Terminologie der Studie zeigt sie als gleichermaßen fragwürdig.

Das Buch endet mit dem Rat, in Zukunft zuerst Strukturen von Handlungsgemeinschaften zu beschreiben, bevor die Forscherin/der Forscher sich fragt, welche sozialen Kategorien in diesen Gemeinschaften in welchen Kontexten relevant gesetzt werden. Das ist gegenwärtig in der Soziolinguistik der von vielen favorisierte Ansatz (nicht nur im Bezug auf *gender*, sondern auch auf die Relevantsetzung anderer sozialer Kategorien).

Ayaß geht auf viele Debatten ein, ohne nur Studie an Studie zu reihen – und bezieht an einigen Stellen Position, an anderen regt sie zu weiterem Nachdenken an. Ich kann dieses Buch zum Einsatz in soziolinguistischen und soziologischen Seminaren sehr empfehlen.

Eva Voß

Der Traum von Vielfalt

Sünne Andresen/ Mechthild Koreuber/ Dorothea Lüdke (2009) Hg. Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur ‚Modernisierung' von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik. Wiesbaden: VS-Verlag (260 S., 34,90 Euro).

Seit fast zwei Jahrzehnten ist *Gender Mainstreaming* als Strategie zur Herstellung von Chancen- und Ergebnisgleichheit von Frauen und Männern in der (inter-)nationalen Politik präsent und hat sowohl in der Wissenschaft als auch in der praktischen Gleichstellungsarbeit zahlreiche Anhänger_innen wie auch prominente Gegner_innen hervorgebracht. Die Grenzlinie der kontroversen Auseinandersetzung verläuft dabei zum einen zwischen Theoretiker_innen, denen das Konzept nicht radikal genug ist und Praktiker_innen, die auf konkrete Anwendbarkeit und Transfer setzen. Zum anderen haben sich auch innerhalb der theoretischen Diskurse unterschiedliche Positionen herausgebildet, die von gleichheits- und differenztheoretischen bis hin zu dekonstruktivistischen Annahmen reichen. Der Erfahrungsaustausch zwischen Praktiker_innen hat hingegen so gut wie keine (wissenschaftliche) Vertiefung gefunden, so dass noch immer fundierte Aussagen über den tatsächlichen Mehrwert der Strategie und die Rückbindung an das theoretische Gerüst ausstehen.

Diesen wenigen praktischen Umsetzungserfahrungen (und deren noch unzureichender Analyse) auf der einen Seite steht eine spürbare Ermüdungserscheinung auf der Seite der wissenschaftlichen Reflexion gegenüber, die sich darin äußert, dass immer stärker nach einer Weiterführung von Gender und Gender Mainstreaming gesucht und die Frage aufgeworfen wird, was nach *sex* und *gender* eigentlich überhaupt noch kommen soll. Jüngste Veröffentlichungen (vgl. dazu beispielsweise den von Rita Casale 2008 herausgegebenen Sammelband *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung* oder den von Esther Donat 2009 herausgegebenen Band: *‚Nie wieder Sex': Geschlechterforschung am Ende des Geschlechts*) stellen sogar die gesamte Fachrichtung der Gender Studies kritisch in Frage, müssen aber nach eingehender Debatte feststellen, dass selbige noch lange nicht ihr volles Potenzial ausgeschöpft hat. Betrachtet man nämlich die gesellschaftliche Realität, die momentan zwischen ‚Eva-Prinzip' und ‚Feuchtgebieten' ihre eigene Mitte ergründet, so wird deutlich, dass die Sinnsuche in den Gender Studies möglicherweise mit der Frage nach besserer Anschlussfähigkeit an die Praxis zusammenhängt, die sowohl über einen Diskriminierungs- als auch über einen Individualisierungsdiskurs hinausgeht.

Die Frage, wie der Brückenschlag zu anderen, ebenfalls relevanten gesellschaftlichen Themen wie demografischen Wandel, Migration oder Religion gelingen kann, lässt sich möglicherweise mit dem ursprünglich aus den USA

stammenden *diversity*-Konzept beantworten. Dieses setzt darauf, dass Menschen nicht allein Frauen oder Männer sind, sondern sich durch persönliche Dispositionen, innere (wie Alter, Geschlecht, Hautfarbe, Behinderung, sexuelle Orientierung, soziale und nationale Herkunft,) und äußere, wandelbare Merkmale (z.B. Familienstand, Berufserfahrung, Religionszugehörigkeit) sowie organisationale Dimensionen (Status und Dauer der Zugehörigkeit in einer Organisation) voneinander unterscheiden und zwar nicht nur zwischen den Genus-Gruppen, sondern vor allem innerhalb derselben. Die Erkenntnis der menschlichen Verschiedenheit und ihrer nachdrücklichen Förderung ist an sich kein neuer Zugang zu Gleichstellungs- oder Antidiskriminierungsfragen, sondern wurzelt unter anderem in der Personalentwicklungspolitik von Unternehmen, die in den 1970/80er Jahren in den USA entstanden ist (*Diversity Management*).

Neu daran ist, wie schnell sich das Konzept im feministischen Theoriediskurs zu einem veritablen Stein des Anstoßes respektive Meilenstein entwickelt hat. Während die einen die gerölllawinenartige Überlagerung des Gender-Themas durch *Diversity* befürchten, sehen andere darin wiederum die Chance, den steinigen Gleichstellungsweg freier für eine sachbezogene Beschäftigung mit Geschlechtergerechtigkeit zu machen. In jedem Fall aber belebt diese potentiell als Konkurrenz empfundene Situation das ‚Geschäft' – wie nicht zuletzt die im Jahr 2006 an der Freien Universität Berlin abgehaltene Tagung *Gender und Diversity: Alptraum oder Traumpaar?* und die daraus entstandene vorliegende Veröffentlichung zeigt. Darin beschäftigen sich mehrere namhafte Autor_innen mit den Optionen einer Zu-, Über- und Unterordnung von Gender und *Diversity*.

Neben zwei einleitenden Beiträgen von Dieter Lenzen („Diversity als Herausforderung an eine zukunftsfähige Universität") und Christine Keitel („Geschlechtergerechtigkeit und männlich dominierte Fachkulturen in Mathematik und Naturwissenschaften") steigt die inhaltliche Diskussion mit den Artikeln von Tove Soiland („Gender als Selbstmanagement. Zur Reprivatisierung des Geschlechts in der gegenwärtigen Gleichstellungspolitik"), Claudia von Braunmühl („Diverse Gender – Gendered Diversity: Eine Gewinn- und- Verlust-Rechnung") und Barbara Riedmüller/ Dagmar Vinz („Diversity als Herausforderung für die Sozialpolitik") in die kritische Auseinandersetzung um *Diversity* als Erweiterung des Gender-Ansatzes ein. Die Argumentation dieser Autorinnen bezieht sich kritisch auf ein unterkomplexes Gender-Verständnis, das durch oberflächliche Anwendung eine Abkehr und Zuwendung zu dem vermeintlich umfassenderen Diversity-Konzept zur Folge hat. Vor allem die Reduktion der Strategie des Gender Mainstreaming auf Maßnahmen der Personalentwicklung und Erwerbsstrategien für Frauen – wie es vor allem in der Europäischen Union erfolgt ist – hat dem Konzept erheblich geschadet und zu seiner Nachrangigkeit in einzelnen Organisationen beigetragen. Dabei, so die Begründung, sei Gender Mainstreaming als politische Strategie wesentlich weit reichender und nicht allein auf ökonomischen Nutzen der zu entwickelnden (weiblichen) Human Ressourcen ausgerichtet, wie dies von dem marktorientierten *Diversity*

Management ausgehe. Gerade im Bereich der Sozialpolitik, wie von Riedmüller und Vinz dargelegt wird, fände die *Diversity*-Strategie mangels macht- und herrschaftskritischem Impetus recht schnell ihre Grenzen, da die Herstellung von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern damit nicht aufgedeckt würde.

Anders diskutiert Susanne Schröter („Gender und Diversität. Kulturwissenschaftliche und historische Annäherungen") die Bedeutung von *Diversity*, das sie als eine Sprosse in der Weiterentwicklung der Emanzipationsbewegung von den 1960er Jahren bis heute liest. Beispielhaft pointiert sie diesen Gedanken an aktuellen Themen wie dem Kopftuchstreit und der Zwangsehe, die darauf verweisen, dass neben der Dimension Geschlecht auch Kultur und Ethnie als zentrale Kategorien einzubeziehen sind, um an den Kern der Ungleichheit vorzudringen.

Aus einer ökonomischen Perspektive betrachten Michael Meuser („Humankapital Gender. Geschlechterpolitik zwischen Ungleichheitssemantik und ökonomischer Logik") und Günther Vedder („Diversity Management: Grundlagen und Entwicklung im internationalen Vergleich") die gewachsene Bedeutung von *Diversity Management* für Unternehmen und hinterfragen gleichzeitig, ob diese eher wertschöpfende Ausrichtung von Gleichstellungspolitik auch zum Abbau von Ungleichheit führen wird. Zumindest argumentieren beide, dass es auf den Versuch ankomme, die bislang marginalisierte Gleichstellung(-srhetorik) für einen an Vielfalt orientierten gesamtgesellschaftlichen Diskurs zu öffnen, der sich in vielen Ländern der Welt bereits als erfolgreich erwiesen habe.

Gertraude Krell widmet sich in ihrem Aufsatz („Gender und Diversity: Eine ‚Vernunftehe' – Plädoyer für vielfältige Verbindungen") der spannenden und vielen Verfechter_innen des einen oder anderen Konzeptes besonders wichtigen Frage der Verbindung beider Ansätze. Dabei geht es Krell nicht um eine Bewertung von Gender (Mainstreaming) oder *Diversity (Management)* und damit einer Gewichtung der einen Strategie zu ungunsten der anderen. Sie zeigt auf, wie die Verknüpfung beider aussehen kann (Gender unter dem Dach von *Diversity*, *Diversity* unter dem Dach von Gender, Gender *&* *Diversity*) und untersucht, wie sich die zwischen Wissenschaft und Praxis ausnehmenden Unterschiede auswirken. Ihr Artikel zeigt damit vorbildhaft, wie ein Anschluss beider Konzepte aneinander gelingen und so beide voneinander profitieren können.

Beate Rudolf („Gender und Diversity als rechtliche Kategorien: Verbindungslinien, Konfliktfelder und Perspektiven") und Sigrid Schmitz („Gender und Diversity treffen Naturwissenschaften und Technik") befassen sich in ihren Beiträgen jeweils mit den spezifischen Auswirkungen von Gender und *Diversity*-Ansätzen innerhalb ihrer fachlichen Disziplinen, d.h. Rudolf in der Rechtswissenschaft mit der Genese von Gender und *Diversity* in (internationalen) Rechtstexten, Schmitz wiederum in der Biologie mit der Herausarbeitung von Gender als relevanter Parameter für *Diversity* in geschlechtlich kodierten Produktionsprozessen von Wissenschaft.

Gegenstand der Ausführungen von Debra Meyerson und Deborah Kolb („Moving Out of the ‚Armchair': Developing a Framework to Bridge the Gap Between Feminist Theory and Practice") und Susan Meriläinen, Keijo Räsänen und Saija Katila („Autonomous Renewal of Gendered Practices: Interventions

and their Pre-conditions at an Academic Workplace“) sind Selbstversuche in den eigenen Arbeitskontexten. Hierbei soll herausgefunden werden, ob mit den gewählten genderzentrierten Forschungsprojekten konkrete Organisationsveränderungen in den vorhandenen Arbeitsbeziehungen und -kulturen etabliert werden können. Obgleich diese Experimente nur bedingt erfolgreich im Sinne der Zielsetzung waren, haben sie doch zu einem gewissen Bewusstseinswandel und Austausch zur Thematik der Geschlechter(un)gerechtigkeit in den lokalen Untersuchungsfeldern geführt.

Andrea Löther fokussiert in ihrem den Sammelband abschließenden Beitrag die Messbarkeit von Gleichstellungspolitik und Gleichstellungsmaßnahmen im Handlungsfeld Hochschule. Dabei kommt sie nach Vorstellung der einzelnen Qualitätsentwicklungs- und Sicherungsverfahren (Indikatorenbildung, Monitoring, Controlling, Evaluation) zu dem Ergebnis, dass keines der betrachteten Verfahren allein zur validen Herstellung von Aussagen über die Qualität von Gleichstellungsmaßnahmen ausreiche, sondern eine Mischform aus verschiedenen Elementen und eine Kontextualisierung der anzuwendenden Instrumente nötig sei.

Insgesamt greift der Sammelband eine Bandbreite an Themen auf, die zwar nicht immer eindeutig im Zusammenhang mit der eingangs formulierten Frage nach der Verbindung von Gender und *Diversity* stehen, aber genau dadurch auch die Komplexität der Forschungslandschaft zu beiden Themenbereichen demonstrieren. Alle Beiträge gehen auf eine überaus positive Weise mit den Spannungen im Arbeits- und Forschungsfeld der Gleichstellung um und bereichern mit ihren vielfältigen Herangehensweisen den Dialog zwischen den Disziplinen einerseits und zwischen den Vertreter_innen der einzelnen Konzepte andererseits. Das Buch ist ein Lehrstück wissenschaftlicher Innovation, da es Diversität nicht nur beschreibt, sondern selbst auch durch die unterschiedlich gewählten Zugänge zum Thema ausstrahlt. Da es aktuell noch viel zu wenige fruchtbare Diskussionen über einen beiderseitigen Anschluss von Gender und *Diversity* im deutschsprachigen Raum gibt, wäre es wünschenswert, wenn dieser Sammelband den Ausgangspunkt zu weiteren kritisch konstruktiven Auseinandersetzungen markierte.

Rezensionen zum Thema ‚Queering Gender – Queering Society'

Jennifer Moos

Wachgerüttelt[1]

Leslie Feinberg (2008) Drag King Träume. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Ekpenyong Ani. Berlin: Querverlag (323 S., 19,90 Euro).

„Ich öffne die Augen. Ich habe viele Jahre lang geschlafen. Jetzt bin ich wach" (323), erkennt Max am Ende von Leslie Feinbergs Roman *Drag King Träume*. Doch Max' Aufwachen ist keine behutsame Rückkehr in den Tag aus einem erholsamen Schlaf, es ähnelt vielmehr einem schmerzhaften Wachgerütteltwerden, das in erschütternden Erdbebenstößen erfolgt: Gleich zu Beginn des Romans wird Max' genderqueere Freundin Vickie brutal ermordet; der AIDSkranken Ruby wird im Krankenhaus jede Menschenwürde aberkannt; nach dem Ausbruch des Irakkriegs verschwinden spurlos Menschen aus New York, werden verschleppt und tauchen nie wieder auf; in Max' Wohnung wird eingebrochen, die Wände werden mit antisemitischen und homophoben Kritzeleien beschmiert und der schützende Zufluchtsort auf diese Weise zerstört.

Handelte es sich bei *Drag King Träume* um einen Kriminalroman, würden diese Verbrechen aufgeklärt. Stattdessen fesseln uns kaleidoskopartige Einblicke in das Leben von Max und Max' Bezugspersonen: der genderqueeren Wahlfamilie bestehend aus Ruby, Thor, Jasmine und Deacon, dem jüdischen Jugendfreund Heshie, den unter Terrorverdacht stehenden Hatem, Mohammed und Netaji. Sich selbst bezeichnet Max mehrfach als Nachtmensch. Wenn andere schlafen, arbeitet Max: zuerst im New Yorker Chaos Club, dann im Pi Club – gleichsam eine ‚Ode an die Unendlichkeit der Möglichkeiten'. Die Nacht als liminaler Zeit-Raum, in dem genderqueere Identitätsformationen ge- und erlebt werden (können), ist Max' Terrain. In dieser Zeitzone gelten andere Spielregeln als am Tag, und Max kennt die Gesetze der Nacht. Ähnliches gilt für die virtuelle Computerwelt, in die sich Max von Zeit zu Zeit Zutritt verschafft. Doch auch diese ist, wie Max schnell herausfindet, nicht frei von den (Geschlechter-)Gesetzen des Tages.

In spannenden Schnappschüssen beleuchtet *Drag King Träume* Diskriminierungen, mit denen sich genderqueere Menschen alltäglich konfrontiert sehen. Beschimpfungen, körperliche Gewalt, ‚das Toilettenproblem' und willkürliche Polizeiübergriffe erschweren das (Über-)Leben von Butches, Transvestiten, Drag Kings, Crossdressern, Transmännern und anderen Genderqueers. Dass es dabei kein queerer oder weniger queer gibt, keine besseren oder schlechteren Queers, ist eine der zentralen Botschaften des Romans. Den Gefahren einer heteronormativen wie -sexistischen Gesellschaft sind alle ausgesetzt.

Drag King Träume zeigt zudem, dass *sex*, *gender* und *desire* nicht isoliert von anderen identitätsstiftenden Kategorien wie beispielsweise Generation, Religion oder Ethnizität behandelt werden können. Damit eröffnet der Roman einen Begegnungsraum theoretischer und fiktionaler Überlegungen zu Intersektionalität. Starre Identitätspolitik stellt Feinberg exemplarisch in Frage

anhand eines spontanen, Generationen übergreifenden Zusammenschlusses unterschiedlichster Gruppierungen im Protest gegen den Irakkrieg und der damit verbundenen Verstärkung des staatlichen Überwachungssystems.

Max wird im Verlauf des Romans durch Vickies Ermordung und die Ereignisse um 9/11 aus einem angstbesetzten, schläfrigen Zustand wachgerüttelt – frei nach dem Motto ‚das Private ist politisch'. Der Aktivismus aus Max' und Rubys gemeinsamen Tagen der 1960er erwacht aufgrund der aktuellen Vorfälle zu neuem Leben. Durch Ruby, Jasmine, Deacon und Thor erkennt Max schließlich, dass politische Alleingänge zwar gefährlich sind, politische Kämpfe aber dennoch gefochten werden müssen. Denn wer den Krieg nicht bekämpft, wird von ihm eingeholt werden, gab Tante Raisa Max einst mit auf den Weg. Und dies trifft auf äußere wie innere Kriege zu: auf Auseinandersetzungen mit Heshie über das israelisch-palästinensische Verhältnis und über ihre unterschiedliche Auffassung von Jüdischsein genauso wie auf Max' innere Kämpfe mit Ängsten, Schmerzen, Verletzbarkeit, dem Zulassen körperlicher Nähe und der Suche nach einem Zuhause.

Obwohl der Roman sehr stark im US-amerikanischen Kontext verhaftet ist, sind viele der geschilderten Diskriminierungen von *outlaws* – sei es nun im Bezug auf Geschlecht, Sexualität, Glaube, Herkunft oder *ability* – auf den deutschsprachigen Raum übertragbar. Umso besser, dass *Drag King Träume* nun in der Übersetzung vorliegt. Auf diese Weise findet Feinbergs Plädoyer für ein menschenwürdiges Miteinander jenseits von starren Identitätskategorien auch über sprachliche Grenzen hinweg Gehör.

Mit *Drag King Träume* gelingt Feinberg die ‚Fortsetzung' des Klassikers *Stone Butch Blues* (1993). Wer *Stone Butch Blues* nicht mehr aus der Hand gelegt hat, wird auch *Drag King Träume* gerne lesen. Und falls eine jüngere Generation von Leser_innen zuerst Max Rabinowitz in *Drag King Träume* begegnet, wird sie danach unbedingt auch Jess Goldberg in *Stone Butch Blues* kennenlernen wollen. Und das obwohl – oder gerade weil – sich die Themen so sehr ähneln: Die Charaktere mit all ihren Stärken und Schwächen sind einfühlsam und komplex gezeichnet, die politischen Forderungen machen Mut und spornen zu eigenem Aktivismus an, jedoch immer unter der Prämisse, dass es keine einfachen Lösungen geben kann. Mit *Drag King Träume* rüttelt Feinberg nicht nur Max wach, sondern auch die Leser_innen.

1 Die Rezension ist in einer leicht abweichenden Fassung bereits erschienen in *Virginia – Zeitschrift für Frauenbuchkritik* 45/2009: 15.

Irina Gradinari

Vorsicht: Schräg!

Franziska Bergmann/ Jennifer Moos/ Claudia Münzing (2008) Hg. queere (t)ex(t)perimente. Freiburg: FWPF (170 S., 19,90 Euro).

Der Band *queere (t)ex(t)perimente*, herausgegeben von Franziska Bergmann, Jennifer Moos und Claudia Münzing, stellt den gelungenen Versuch dar, *queer* – aus dem US-amerikanischen für die Abweichung von den heterosexuellen Normen entnommen – zu definieren, seine Anwendungsbereiche aufzuzeigen und seine analytischen und kritischen Potentiale zu bestimmen. Queer steht hier für ein fruchtbares Lektüreverfahren, aber auch für die Pluralisierung der Perspektiven, die Auflösung der Traditionen und die Freude am Experimentieren: „Queer entgrenzt. Queer ist vielfältig." (7)

Die Perspektivenvielfalt spiegelt sich in der Definitionsmannigfaltigkeit von queer wieder. Jede AutorIn unternimmt vorweg eine Begriffsbestimmung, die die Implikationsbreite der Queer Theory deutlich macht. Diese Vielfalt findet sich auch in der spannenden Zusammenstellung der Beiträge. Der Sammelband ist ein buntes Kaleidoskop aus Aufsätzen, Essays, Gedichten, Collagen und Comics, das der Trockenheit der akademischen Schreibtradition entgegensteht und ein Beispiel innovativer, ja attraktiver, wissenschaftlicher Praxis darstellt. Der Band hat zwar keine strenge Struktur, ermöglicht dafür aber einen facettenreichen Einblick in queer als analytische Theorie und ästhetische Praxis. Seine Zusammenstellung deckt Beispiele der queeren Kunst, Literatur, des queeren Films und Theaters ab und wirft einen queeren Blick auf die ‚normative' Kunst- und Literaturpraxis. Die Entgrenzungen gehen soweit, dass queer zum ästhetischen Schreibverfahren einiger AutorInnen des Bandes wird. Unkonventionell verfasste Aufsätze zur Queer Theory in diesem Sammelband können gerade dadurch das Interesse an queer wecken, da sie durch ihre Schreibexperimente die Denkgewohnheiten der LeserInnen ‚stören'. Allerdings stellt sich die Frage, ob die queeren Schreibstrategien der theoretischen Texte das Verständnis von queerem Wissen und queeren Ideen in ihrer Verbreitung nicht beeinträchtigt.

Sämtliche Beiträge richten ihr Forschungsinteresse auf verdrängte Formen des Begehrens und die zugrunde liegenden Exklusionsmechanismen, die Heteronormativität als ‚Normalität' hervorbringen. Unter anderem werden die Ursprungs- und Wahrheitskonzepte, die die Dominanz des weißen, männlichen, heterosexuellen Subjektes in der westlichen Kultur legitimieren, unterwandert. Den Ursprungs- und Wahrheitsfantasien wirken einige AutorInnen auch mit ihren Pseudonymen entgegen. So kann etwa tom boi geschlechtslos, anonym und als literarische Referenz auf Thomas Meineckes Gender-Roman *Tomboy* (2000) gelesen werden. Tom boi unterwandert darüber hinaus den akademischen Habitus, indem er/sie sich in Anlehnung an Foucault als UrheberIn des Textes auflöst.

Da diese Rezension der Vielfalt der Beiträge nur ansatzweise gerecht werden kann, liegt ihr Fokus auf akademischen Beiträgen, die die Beispiele der queeren Kunst beleuchten, queere Lektüreverfahren anwenden und die Perspektive auf queer als akademische Disziplin öffnen.

Die höchst interessanten Analysen von Franziska Bergmann und Nora Filipp setzen sich mit den konstitutiven Geboten und Mythen des Patriarchats, die die queeren literarischen Texte zu unterwandern versuchen, auseinander. In ihrer Untersuchung „‚Mann, was sind wir hart!' – Eine queer-feministische ANALyse geschlechts-differenzierter Körpergrenzen" richtet sich Franziska Bergmann gegen gegenwärtige homophobe Tendenzen in der deutschen Kultur, die am Penetrationstabu des männlichen Körpers abzulesen sind. Der notorische Körperpanzer des soldatischen Mannes, der laut Theweleit im Wilhelminismus seinen Höhepunkt erreichte, erscheint auch heute noch als aktuelle Männlichkeitskonstruktion, die sich während ihres Konstitutionsprozesses mit festen Körpergrenzen gegen das Weibliche wappnet. Dem männlichen Körperpanzer stellt Bergmann in ihrem Lektüreteil das Theaterstück *Crazyblackmuthafuck in'self* (2002) des britischen Autors und Schauspielers DeObia Oparei gegenüber. Das Penetrationsverbot des männlichen Körpers überschreitend postuliert das Stück laut Bergmann in einer provokativen Weise das Begehren jenseits der heteronormativen Ordnung und fordert dazu auf, die bestehenden, festen Körpergrenzen zu dekonstruieren.

Nora Filipp greift in ihrem Aufsatz „Conceiving Pregnant Men: Männliche Schwangerschaften in der Literatur" die fundamentalen Schöpfungsmythen des Patriarchats auf, die der Frau die schöpferische Fähigkeit absprechen und sogar versuchen, das Weibliche auszulöschen, um den Mann als Schöpfer zu konstituieren. Filipp stellt Kurzgeschichten verschiedener AutorInnen internationaler Herkunft vor, die diese misogyne Tradition unterlaufen: Sie imaginieren die Schöpfung als eine vertraute Partnerschaft zwischen dem männlichen Selbst und dem weiblichen Anderen, die sich bis zu einer fruchtbaren Symbiose entwickeln kann, ohne das Weibliche zu vernichten.

Als Beispiel eines queeren Analyseverfahrens dient der Vergleich der viktorianischen Badekultur mit deren Reflexion in den literarischen Texten von Frauen, durchgeführt von Kathrin Tordasi in „Walking Barefoot: Women's Sexuality on the Liminal Beach". Die Autorin deckt die Verzahnung von ‚normativem' und ‚nicht-normativem' Begehren in der enorm polaren, misogynen viktorianischen Geschlechterordnung auf, da eben diejenigen Kontrollmechanismen die Abweichung vom heterosexuellen Begehren bedingen, die sich auf die Triebdisziplinierung mit dem Ziel der Aufrichtung der heteronormativen Binarität richten. Werden Frauen beim Baden von Männern ausgegrenzt, so kommt es genau durch diese heteronormative Ökonomie zur Vervielfältigung des illegitimen weiblichen Begehrens.

Laurie K. Taylor liest Jelineks Stück *Krankheit oder Moderne Frauen* mit der queeren Theorie von Lee Edelman, die das KIND als ein ideologisch aufgeladenes, gesellschaftliches Phantasma für die Gewährleistung eines kontinuierlichen Zukunftsentwurfes für das heterosexuelle Subjekt versteht. Die Protagonistinnen bei Jelinek verweigern durch die Kindestötung den „reproduktiven

Futurismus“ (Edelman) und zerstören dadurch die sinnstiftenden Prozesse der bestehenden symbolischen Ordnung. Taylor erweitert Edelmans Konzept, dem im deutschsprachigen Raum vorgeworfen wird, nur das Begehren von männlichen Homosexuellen zu betrachten, um eine weibliche/lesbische Perspektive.

Während die vorgestellten Beiträge queer als analytische Kategorie anwenden, eröffnen tom boi und Jim Baker eine kritische Perspektive auf queer. In dem Aufsatz „Translocationg Queer Feminism oder: Randbemerkungen“ fordert tom boi einen konstruktiven Dialog mit feministischen Theorien, appelliert aber auch an die Naturwissenschaften, die kulturkritischen Befunde und Debatten nicht zu ignorieren. Problematisiert werden sowohl hierarchisch organisierte Grenzen zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen als auch die Hierarchiebildung innerhalb der Queer Studies selbst, die eine „metronormative“ oder urbane Perspektive bevorzugen. Während tom boi für „exzentrische Stimmen“ (36) im akademischen Bereich der Queer Theorie plädiert, wehrt sich Jim Baker gegen die Ausschlussphänomene innerhalb der *Queer Community*. In „Ausschluss der Richtigen – Überlegungen zu einem noch immer aktuellen Thema“ kritisiert Baker die Mechanismen der Identitätsbildung der LGBT (*lesbian*, *gay*, *bisexual*, *transgender)*, die die Diskriminierungsmechanismen und Exklusionsverfahren der heteronormativen Ordnung gegenüber den Anderen reproduzieren.

Abschließend muss die Gestaltung des mit 170 Seiten umfangreichen Bandes gewürdigt werden. Das Layout spricht an, Fußnoten und Bibliographie sind als Marginalien neben den Haupttext gesetzt. Besonders hilfreich ist die kurze Zusammenfassung der Thesen vor dem Haupttext, die die Lesenden gut auf die Lektüre vorbereiten.

Lina Wiemer

Gelungen queer

Nina Degele (2008) Gender/Queer Studies. Eine Einführung. München: UTB. (284 S., 18,90 Euro).

Nina Degeles Buch *Gender/Queer Studies. Eine Einführung* reiht sich in die zahlreicher werdenden Lehrbuchpublikationen der letzten Jahre ein. Es scheint im deutschsprachigen Raum glücklicherweise immer wichtiger und gleichzeitig angesagter zu werden, verständliche Einführungsbände herauszugeben. Gehört nun Nina Degeles Buch auch dazu? Hierzu einige Anmerkungen: Das Buch gliedert sich in vier große Abschnitte zu Geschichte, Theorie, Methoden und Anwendung der Gender und Queer Studies. Es gestaltet sich nicht einfach, wenn man, wie Degele selbst, die Gender und Queer Studies als Verunsicherungswissenschaften versteht und gleichzeitig den Anspruch hat für StudienanfängerInnen möglichst klare und verständliche Einblicke in das neue Fachgebiet zu geben. Aber die Abschnitte sind gut zusammengefasst, übersichtlich und strukturiert aufgebaut und nicht zuletzt lässt auch die didaktische Aufbereitung nichts zu wünschen übrig. Auch wenn es, speziell im theoretischen Teil, zu teils verein-

fachten Darstellungen komplexer theoretischer Ideen kommt, bietet das Buch erste Orientierungsmöglichkeiten. Und gerade bei Judith Butlers teils schwerverständlicher Theorie sind vereinfachende Darstellungen für den Anfang nicht das Schlechteste.

Hervorzuheben ist besonders der letzte Teil des Buches, in dem sich sieben kurze, anwendungsorientierte Stellungnahmen zu gendertheoretischen Fragestellungen finden lassen. Verfasst wurden diese teilweise von schon bekannten Politikern und Wissenschaftlerinnen wie Christian Schenk, Eveline Kilian und Sigrid Schmitz, aber auch von (noch) unbekannten Studentinnen bzw. Absolventinnen. Diese anwendungsorientierten Texte über queer und Hartz IV, Frauenförderung oder Pornografie bilden einen nahezu perfekten Abschluss des Buches und gehen einen Schritt weiter als thematisch verwandte Werke. Besonders durch diese abschließenden Texte ist es gelungen, den den Gender und Queer Studies so wichtigen Anspruch auf Interdisziplinarität zu unterstreichen. So gelingt es beispielsweise Volker Woltersdorff, Hartz IV und die Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis aus einer queertheoretischen Perspektive zu beleuchten. Woltersdorff macht darauf aufmerksam, wie wichtig die Analyse nicht nur auf der Ebene der Repräsentation, sondern ebenso die Beachtung ökonomischer Aspekte unerlässlich sei.

Neue Erkenntnisse sind im Buch zwar nicht zu finden, was aber für ein Einführungswerk auch nicht zwingend notwendig ist. Und da die Queer Studies in Deutschland meist immer noch erfolgreich ignoriert werden, ist es besonders positiv hervorzuheben, dass es Degele gelungen ist, Gender und Queer Studies zusammenzudenken. Davon können beide Disziplinen nur profitieren.

Kritikpunkte? Die Verwendung von Barbiebildern als Versuch, Zweigeschlechtlichkeit darzustellen und diese gleichzeitig zu parodieren, ist sicherlich Geschmackssache. Aber wenn es an einem Buch, außer den verwendeten Bildern, kaum erwähnenswerte Kritikpunkte gibt, dann kann das nur eines bedeuten: *Gender/Queer Studies. Eine Einführung* ist ein empfehlenswertes Buch; egal ob zum zwischendurch Lesen oder zur Prüfungsvorbereitung.

Gisela Wolf

Zur Psychodynamik einer analytischen Forschungsarbeit zu „lesbischer Sexualität"

Isabella Manuela Torelli (2007) Zur Psychodynamik lesbischer Sexualität. München: Ludwig-Maximilians-Universität, Fakultät 11 für Psychologie und Pädagogik.<http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=983684804> (271 S.).

Manuella Torelli, lesbische Psychoanalytikerin aus München, hat ihre psychologische Dissertation Zur *Psychodynamik lesbischer Sexualität* vorgelegt. Explizites Ziel der Dissertation ist,

> lesbischen Frauen, die ihr eigenes Sexualleben jedweder Art problematisch finden, (…) einen Rahmen zu bieten, eine sexuelle Schwierigkeit als solche zu erkennen und verändern zu wollen. (226)

Im Literaturteil widmet sich Torelli ausführlich ausgewählten psychoanalytischen Theorien zur Entwicklung von Sexualität. Die mangelhafte empirische Fundierung dieser Theorien wird von ihr dabei billigend in Kauf genommen. Es begegnet mir dabei tatsächlich vielerorts der „Penisneid" (z.B. 86), der Lesben angeblich dazu bringt, mit Ingrimm auf die sexuellen Möglichkeiten von Heterosexuellen zu starren. Auf Seite 111 werde ich dann mit der ‚Tatsache' konfrontiert,

> dass Homosexuelle einer Minderheit angehören, die dem unverrückbaren Umstand ins Auge schauen muss, dass nicht die gleichgeschlechtlichen, sondern die gegengeschlechtlichen Genitalien aus biologisch-anatomischer Sicht aufeinander abgestimmt sind und damit Generativität bei Homosexuellen nicht gegeben ist.

Zum Glück wartet auf Seite 113 wenigstens an der Seite schwuler Männer eine solidarische Stärkung der durch die mangelnde Passung ihrer Genitalien mit denen ihrer Partnerin verunsicherten Lesbe:

> Lesbische Frauen sind eine Minderheit in der Minderheit und auf die Solidarität der homosexuellen Männer angewiesen. Das Misstrauen lesbischer Frauen schwulen Männern gegenüber und die Abwertung von Lesben durch schwule Männer gehören heute der Vergangenheit an, so dass viele gemeinsame Projekte entstehen.

Unkritisch und kommentarfrei zitiert Torelli analytische Kollegen wie z.B. Bergmann auf Seite 120 mit den Worten:

> Homosexuelle, die sich einer Analyse unterziehen und dabei nicht heterosexuell werden, müssen eine Phase der Trauer durchmachen angesichts der Tatsache, dass ihre Homosexualität die Elternschaft ausschließt.

Oder Stoller, der davon ausgeht, dass die Ursache von Diskriminierungen und Gewalt gegen Homosexuelle darin läge, dass Lesben und Schwule aus unbewusstem Selbsthass heraus ihre Umwelt provozierten (129).

Weder werden Modelle aus der feministischen Psychologie aufgegriffen, um Diskriminierungen und Gewalt gegen Frauen und Lesben innerhalb eines heterosexistischen Machtgefüges zu verorten, noch werden die Diskurse um lesbische Sexualität umfassend nachgezeichnet. Aber all dies erscheint vernachlässigbar, denn die Dissertation soll ja auch durch

> [d]ie Einschränkung der Fragestellung auf den Bereich des sexuellen Lebens und der darin existierenden Schwierigkeiten zwischen zwei homosexuellen Frauen (…) eine Reduzierung der Komplexität des gesamten lesbischen Lebenszusammenhangs ermöglichen. (140)

Sehr kritisch sind die psychoanalytisch geprägten Deutungen von Torelli zum Thema sexualisierte Gewalt. Werden Mädchen von ihrem Vater sexuell missbraucht, so führt Torelli dies z.B. darauf zurück, dass sich ein Mädchen auf der Suche nach seinem Vater bzw. auf der „Flucht vor einer überprotektiven oder parentifizierenden Mutter (…) hin zum Vater" bewegt. Der Vater „beantwortet" dies dann „durch Überschreitungen der Inzest- wie Generationengrenze" (132). Initiatorin des sexuellen Übergriffs wird damit das Mädchen. Torelli zeigt sich mit dieser Haltung konform mit psychoanalytischen Theorien, die sich durch die Umdeutung von sexualisierten Gewalterfahrungen von Kindern als fatal erwiesen haben. So wird in vielen psychoanalytischen Ansätzen durch die Fixierung auf die Triebtheorie sexualisierte Gewalt gegen Kinder geleugnet oder bagatellisiert und der sexuelle Übergriff als Wunschfantasie des Kindes konstruiert. Die Mutter wird in diesen Ansätzen als haupt- oder mitschuldig dargestellt. Von der Verantwortung des Täters wird abgelenkt. Selbst unter PsychoanalytikerInnen findet dieser Deutungsansatz unterdessen scharfe und fundierte Kritik, die Torelli allerdings nicht aufgreift. Stattdessen führt sie ihre Überlegungen auf Seite 135 ff weiter zum Konzept des „gewählten Traumas" (nach Volkan). Demnach „wählen" sich Menschen nach einer Verletzungserfahrung ein Trauma aus, das von anderen erlebt worden ist, um sich damit eine Identität zu schaffen.

Für ihre Arbeit hat Torelli insgesamt 24 lesbische Frauen befragt (sechs davon im direkten Kontakt, 18 in einem Telefoninterview). In ihrer Dissertation stellt sie die tiefenhermeneutisch ausgewerteten Telefoninterviews mit vier Frauen vor. Jede der vier Frauen hat Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt in der Kindheit. Die Erfahrungen der anderen 20 Probandinnen greift Torelli in ihrer Arbeit nicht weiter auf.

Die Gewalterfahrungen ihrer Probandinnen konstruiert Torelli wie folgt: Die befragten Frauen hätten sich die sexualisierte Gewalt, von der sie berichtet haben, als Thema „gewählt", um sich damit eine Identität zu schaffen und um für ihre Probleme mit Sexualität eine Erklärung zu haben. Auf Seite 133 schreibt Torelli:

> manche Frauen [versuchen] (…) sich ihre Probleme ausschließlich mit Inzesterfahrungen zu erklären. Sie projizieren die Ursache ihrer Leiden und ihrer Aggression nach außen, auf die Männer und Väter, um keine Verantwortung für die eigene Sexualität in ihrer ganzen Konflikthaftigkeit übernehmen zu müssen.

Torelli erwägt nicht, ob ihre Forschung irgendwelche Auswirkungen auf die von ihr befragten lesbischen Frauen hat. Ich frage mich, wie ergeht es einer Probandin, die einer Forscherin Erfahrungen mit sexualisierter Gewalt berichtet und dann hinterher, wenn sie die fertige Arbeit liest, damit konfrontiert wird, dass die Forscherin diese Erfahrungen als Wunschphantasien abtut oder die Gewalt als Resultat der „Verführung" des Vaters durch die Tochter darstellt.

Offensichtlich gelingt es Torelli nicht, sexuellen Missbrauch als solchen zu erkennen und die Machtverhältnisse, in denen die sexualisierte Gewalt stattgefunden hat, zu sehen. Die Interpretationslinie von Torelli ist deswegen ethisch ausgesprochen problematisch, und dies ist sicherlich der entscheidende Kritikpunkt an der Arbeit. Betrachtet frau die Durchführung der Studie unter den Kriterien der Wissenschaftlichkeit, lässt sich darüber hinaus ein zentraler Forschungsfehler konstatieren: Durch die Systemverhaftung im psychoanalytischen Triebmodell werden gezielt alle diejenigen Forschungsbefunde ausgeblendet, die darauf hinweisen, dass Erinnerungen an sexuelle Gewalt nicht etwa das Resultat von Wunschphantasien eines Kindes darstellen, sondern ein Abbild erfahrener Gewalt und Verletzung sind.

Wie lesbische Frauen auch nach einer Gewalterfahrung ihre Sexualität jenseits von analytischen Konstrukten definieren und leben, hat Torelli in ihrer Arbeit nicht interessiert. Der Schaden, der durch die Verhaftung im Modell des „gewählten Traumas“ (135) entsteht, wiegt schwer. Der Rekurs auf dieses Modell führt Torelli zu einer Abwertung der Probandinnen, zur Verzerrung von Gewalterfahrungen als gewünschte und gewählte Konstruktionen, und zur Aufgabe des Anspruchs, herauszufinden, was geschehen ist und welche Bedeutungen die biografischen Erfahrungen der Probandinnen für ihr Leben und ihre Sexualität haben.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Diana Baumgarten

Der „traditionelle Vater" – Diskurs oder Wahrheit?

Barbara Drinck (2005) Vatertheorien. Geschichte und Perspektive. Opladen: Barbara Budrich (257 S., 19,90 Euro).

In den meisten Diskussionen und Forschungsarbeiten zum Thema „Vaterschaft" wird zwar vom klassischen bzw. traditionellen Vater gesprochen, jedoch nicht hinreichend geklärt, was sich hinter diesen Vorstellungen verbirgt. Um diese Lücke zu schließen erforscht Barbara Drinck in ihrem Buch zu Vatertheorien, „wie über den Vater im Verlauf von 250 Jahren geschrieben wurde und welche Veränderungen im Schreiben über ihn zu beobachten sind" (224).

Historische Wahrheit oder Diskurs?

Drinck warnt in ihrem Buch vor der Suggestion, es gäbe so etwas wie ein stereotypes Bild der Geschichte der Väter. Vieles, was wir heute für historische Wahrheiten über Vaterschaft halten, stammt aus einem „diskursiven Raum" über Väter (vgl. 7) und kann nicht durch empirische Fakten bestätigt werden. Um den Konstruktionen von Vaterschaft auf den Grund gehen und genauer definieren zu können, was historische Fakten sind und was Diskurs über Vaterschaft ist, untersucht sie pädagogische, psychologische, soziologische sowie aktuelle geschlechtertheoretische Klassiker bzw. Theorien im Zeitraum vom Ende des 18. Jahrhunderts bis Anfang des 21. Jahrhunderts auf deren Aussagen zur Figur des Vaters hin.

Wie die Wortwahl bereits nahe legt, wählt Drinck für ihre Analysen die Methode der kritischen Diskursanalyse. Es könnte Drinck vorgehalten werden, dass die Erläuterung ihres Ansatzes für das eigentliche Anliegen des Buches etwas zu ausführlich geraten ist. Den mit dieser Methode nicht vertrauten Lesenden wird so jedoch die Perspektive der Diskursanalyse deutlich gemacht, die die meisten historischen Quellen nicht als Abbild sozialer Realitäten behandelt, sondern als die (sprachlichen) Äußerungen historischer ProtagonistInnen. Somit wird noch einmal das Anliegen der Autorin betont, den pädagogischen, psychologischen und soziologischen Diskurs über die Figur des Vaters von einer Geschichte der Vaterschaft zu trennen.

Vatertheorien in pädagogischen Klassikern

Als erstes zu untersuchendes Diskursfeld hat Drinck Handbücher „pädagogischer Klassiker" von Rousseau über Pestalozzi, Fröbel, Herbart, Schleiermacher und Riehl ausgewählt. „Handbücher haben eine hohe Bedeutung für die Entstehung von Herrschaftsdiskursen" (37), bündeln sie doch zumeist das gesamte Wissen ihrer Disziplin. Auffallend bei den Klassikern ist, wie selten sie sich

(offenbar) direkt mit dem Thema „Vater" beschäftigt haben. Drinck zufolge scheint der Vater als pädagogischer Begriff für die Zeit von 1797 bis 1911 nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Wenn dieses Thema aufscheint, dann in sehr unterschiedlicher Form. Welche Rolle oder Aufgabe dem Vater zukommt, darüber wurde also auch schon früher gestritten. Dies stellt sich als ein Hinweis dafür heraus, dass, wie Drinck am Ende des Buches zusammenfasst, „von einem kohärenten Diskurs der pädagogischen Klassiker über den Vater keine Rede sein kann" (225).

Anhand ihrer Analyse der Handbücher zeigt Drinck jedoch, wie es über die Darstellung des römischen „pater familias" zur Konstruktion des „traditionellen" Vaters kam. Die „Klassiker" berufen sich in der Begründung der väterlichen Rechtsposition auf römische Tradition, verlieren dabei jedoch aus den Augen, dass sie sich nur noch auf Aspekte derselben beschränken. So lautet Drincks Resümee, dass durch die (unreflektierte) Antike-Rezeption dieser Autoren „der *traditionelle* Vater eine Schöpfung oder sogar *Erfindung* des Handbuchdiskurses im 19. Jahrhundert zu sein scheint" (225, Hervorhebungen i.O.).

Vatertheorien in den psychologischen und soziologischen Klassikern

Als zweites großes Analysefeld versucht Drinck in den Denktraditionen der psychologischen bzw. soziologischen Klassiker/Theorien von Engels, Freud, Jung, der Frankfurter Schule, Marcuse sowie bei Alexander und Margarete Mitscherlich deren Bezug auf den Vater zu zeigen. Mit dieser Auswahl verweist sie bezüglich der Vaterfigur auf drei theoretische Grundpositionen des 20. Jahrhunderts: „der *tiefenpsychologischen* Annahme einer archaischen Vateridee, der skeptischen Betrachtung der väterlichen Autorität innerhalb der *Kritischen Theorie* und der Postulierung der *„vaterlosen Gesellschaft"* durch Mitscherlich (122, Hervorh. i.O.).

Im Zuge der Diskussion über die Figur des Vaters innerhalb dieser verschiedenen Positionen wird deutlich, dass hier keine Aufwertung des Vaters stattfindet. Vielmehr zeigt sich, wie es u.a. über den Ödipuskomplex bei Freud, die Imago-Theorie von C.G. Jung und den Aufstand gegen die väterliche Autorität bei Horkheimer zur Ausrufung der Vaterlosigkeit bei Mitscherlich kommen konnte. Am Ende dieses Abschnitts finden wir eine Figur des Vaters vor, die sich durch Abwertung und Verunsicherung auszeichnet. Der Vater verliert immer mehr an Bedeutung und in den Jahren nach 1968 entsteht sogar „das Bild des *abgelehnten* Vaters, der wie ein Delinquenter aus der Erziehung ausgeschlossen werden soll" (228).

Vaterkonzepte in der gegenwärtigen Geschlechter- und Männerforschung

In dem Versuch, die Figur des Vaters innerhalb der Geschlechtertheorien der letzten 30 Jahre – ihrem dritten Analysefeld – näher zu beleuchten, konzentriert sich Drinck auf die Darstellung einzelner theoretischer Positionen und verliert

den Vater dabei gelegentlich aus dem Auge. Zwar liest es sich durchaus interessant, wie die heutige Geschlechterdebatte entstanden ist, auf welche Wurzeln und theoretische Grundlagen sie zurückgreift; aber für ein Buch, das den Titel „Vatertheorien" trägt, geht es in diesem Abschnitt zu stark um Geschlechtertheorien bzw. die Konstruktion von Geschlecht. Auf Vaterschaft als ein Aspekt von beispielsweise geschlechtsspezifischer Sozialisation wird dabei zu wenig eingegangen.

Erst im Abschnitt zur zeitgenössischen Männerforschung wird Vaterschaft wieder stärker in Bezug zu den Positionen der (kritischen) Männerforschung gesetzt bzw. als ein Teil dieser verhandelt. Drinck bezieht sich bei der Analyse gegenwärtiger Vaterkonzepte vor allem auf das Kursbuch *Die Väter* (2000), in dem verschiedene AutorInnen Texte zum Thema Vater publiziert haben. Anhand der einzelnen Artikel arbeitet sie gut heraus, welche Elemente die heutige Diskussion über den „traditionellen Vater" bestimmen. Dabei wird deutlich, dass es aktuell zu einer paradox anmutenden Gleichzeitigkeit alter und neuer Vaterideale kommt: Sowohl der traditionelle, als auch der neue, engagierte Vater erfahren aktuell eine sehr starke Aufwertung (vgl. 228). „Der *traditionelle* Vater verkörpert den Patriarchalismus und der *neue, engagierte* Vater das Selbstbewusstsein des aktiven Vaterseins" (229, Hervorh. i.O.). Die heutige Darstellung des traditionellen Vaters unterscheidet sich von der des 19. Jahrhunderts jedoch in einem entscheidenden Punkt: In den Handbüchern der pädagogischen Klassiker ging es vor allem um die Verpflichtungen des Vaters gegenüber den Söhnen und dem Staat. Heute wird, so die Autorin, Vatersein vor allem auf seine entwicklungspsychologische Funktion hin diskutiert und damit auch reduziert.

Zum Schluss stellt Drinck die Vermutung in den Raum, dass „die derzeitigen Gegner der Väter in ihren Angriffen eigentlich diesen abgelehnten Vatertypus meinen, aber irrtümlich den *traditionellen* Vater attackieren" (220, Hervorh. i.O.). Denn der ‚richtige' traditionelle Vater hat in seinen Funktionen viele Gemeinsamkeiten mit dem neuen Vater: beide „bieten ihrem Kind Schutz und Unterstützung und weisen es in die Welt ein" (219). Zudem weiß der traditionelle Vater sein Kind richtig einzuschätzen und zu fördern.

Zusammenfassung

Die Arbeit von Drinck ist detailreich und ausführlich. Mit einer großen Fülle an Originalzitaten versucht die Autorin, einen umfassenden Überblick über den historischen Zusammenhang von Theorien über den Vater und die darin stattfindende Konstruktion desselben darzustellen. Zwischen den einzelnen Abschnitten hätte sich der/die Lesende mehr Überleitungen gewünscht, in denen die Autorin stärker die Bezüge zwischen den einzelnen Theorien erklärt. So fühlt man sich z.T. etwas verloren in der Informationsfülle der dargestellten Positionen und das Material erweckt an manchen Stellen den Eindruck, ein Sammelsurium von Texten verschiedenster Denker zu sein, die irgendwann

einmal etwas zum Thema „Vater“ geschrieben haben. Auch fehlt am Ende der Darstellung der jeweiligen Diskursfelder eine Zusammenführung der einzelnen Theorien auf deren Bedeutung für die Konstruktion der Figur des „traditionellen Vaters“ hin. Damit verschwimmt z.T. die Darstellung der theoretischen Position zu stark mit der Analyse der darin enthaltenen Diskurse über den Vater und die Grundlage für eine differenzierte Diskussion verschiedener Väterdiskurse in der untersuchten Zeitspanne geht verloren.

Liane Muth

Zeit oder Leben? Plädoyer für eine neue Zeitpolitik

Martina Heitkötter/ Karin Jurczyk/ Andreas Lange/ Uta Meier-Gräwe (2009) Hg. Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien. Opladen & Farmington Hills/Michigan: Verlag Barbara Budrich (440 S., 39,90 Euro).

„Darf ich …“ – „Nein, wir haben keine Zeit.“ „Könntest du …? – „Warte, ich muss erst …“ Kinder lernen heutzutage früh, was Zeitstress ist. Befallen vom Tempo-Virus, hasten ihre Eltern von einer Aufgabe zur nächsten. Angetrieben durch Taktgeber wie Kindergarten, Arbeitgeber und Ämter, versuchen sie tapfer, Öffnungs-, Wege-, und Arbeitszeiten unter einen Hut zu bekommen. Denn wer in unserer „Beschleunigungsgesellschaft“ (9) sein Zeitmanagement nicht beherrscht, bleibt auf der Strecke. Besonderen Koordinierungsbedarf haben jene, die Fürsorgetätigkeiten leisten. Ihnen ist das Buch *Zeit für Beziehungen* gewidmet (auch wenn sie selbst vielleicht keine Zeit haben, es zu lesen). Es bleibt nämlich nicht bei der Problemanalyse stehen, sondern regt auf mitreißende Weise zum politischen Handeln an.

Schon auf den ersten Seiten wird klar: Die Auseinandersetzung mit dem Thema Zeit ist keine „akademische Luxusbeschäftigung“ (9), sondern führt zu den gesellschaftlichen Brennpunkten. Umgekehrt müssen Diskussionen um geschlechtsspezifisch verteilte Arbeit, um Kinderbetreuung und betriebliche Konzepte immer auch vor dem Hintergrund von Zeitfragen geführt werden. Dabei auf Geschlechtergerechtigkeit hinzuarbeiten ist eines der Anliegen des Buches *Zeit für Beziehungen.* Es will „die Gestaltbarkeit und die empirischen Phänomene von Beziehungs- und Familienzeiten“ aufzeigen (13). Dafür wird Familie – ähnlich wie die Kategorie Geschlecht – als täglich herzustellendes soziales Konstrukt mit sehr unterschiedlichen realen Ausformungen definiert. Sie wird „als Lebenszusammenhang der Generationen und Geschlechter in seinen zeitlichen Bezügen sowie den daraus resultierenden zeitpolitischen Gestaltungsanforderungen“ betrachtet (12). In den Blick geraten allerdings vor allem Familienkonstellationen, die von einem besonderen Zeitdruck gekennzeichnet sind, also Familien mit berufstätigen Eltern und kleinen Kindern. Die speziellen Zeitfragen und -wahrnehmungen von Familien mit Erwerbslosigkeit

und am Rande auch von Familien mit Migrationshintergrund werden ebenfalls berücksichtigt.

Von der Erkenntnis zum Handeln: Zeit als prekäre Ressource

Der Sammelband gliedert sich in vier Abschnitte. Der erste liefert Beiträge zur „Problemanalyse von Zeitnot und entwerteter Zeit" (35 ff). Anschließend werden verschiedene „Zeiten in der Familie" (111 ff) wie beispielsweise Ess-Zeiten oder Beziehungs-Zeiten betrachtet. Der dritte Teil mit dem Titel „Zeitliche Verschränkung verschiedener Lebensbereiche" (233 ff) beschäftigt sich mit dem Zusammenspiel verschiedener Zeitanforderungen. Im letzten Teil werden die Aufgaben und Ziele von „Zeitpolitik" (349 ff) diskutiert.

Die Beiträge, die Ergebnisse der Familien- und Kindheitssoziologie, der Frauen- und Genderforschung, der Sozialisationsforschung und Arbeitssoziologie, der Haushalts-, Mobilitäts- und Zeitbudgetforschung aufgreifen, entstammen zwei Kontexten: Der Workshop *Zeit und Familie* wurde 2004 im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführt. Die Tagung *Keine Zeit für Beziehungen? Zeit in und für Familien* wurde 2005 von der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik und dem Deutschen Jugendinstitut initiiert. Dies erklärt den politischen Fokus. In ihrer Einführung beschreiben die HerausgeberInnen den durch eine veränderte Warenproduktion in den westlichen Industrieländern evozierten Wandel der familialen und erwerbsförmigen Zeitverhältnisse. Sie rekurrieren dabei auf den Wechsel vom Fordismus, einer von der Massen-Produktion am Fließband gekennzeichneten Wirtschaftsform, zum Postfordismus, der durch flexible Arbeitsorganisation und Produktdifferenzierung gekennzeichnet ist. Dieser Wandel erfordere zeitpolitische Interventionen bzw. das Neujustieren gesellschaftlicher, staatlicher und lokaler Zeitregimes. Hierbei sei Zeitwohlstand, das heißt Lebensqualität aus zeitlicher Hinsicht definiert, das Ziel.

Der Einführung folgen insgesamt 15 Beiträge. Sie werden hier kurz vorgestellt, um die Vielfalt der mit dem Problem Zeit verbundenen Themen zu veranschaulichen.

Problemanalyse von Zeitnot und entwerteter Zeit

Im ersten Abschnitt erfahren wir Näheres zum Zeitproblem der Familien**.** *Karin Jurczyk* stellt in ihrem Beitrag „Familienzeit – knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten" die These auf, dass „das Zeithandeln" immer anspruchsvoller wird. Die „Konstruktion subjektiver Zeitordnungen" müsse auffangen, was an „starren Zeitstrukturen weg bricht [sic!] und an neuen Anforderungen, z.B. an Offenheit, Flexibilität und Beschleunigung, auf sie zukommt". (59) Hieraus zieht sie zeitpolitische Schlussfolgerungen, die die Abstimmung zwischen Familienmitgliedern verbessern sollen und eine Balance zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit herstellen. *Benedikt Rogge* zeigt in „Entwertete Zeit? Erwerbslosenalltag in

Paarbeziehung und Familie", dass es auch ein Problem sein kann, zu viel Zeit zu haben. Dabei ist die (Ent-)Wertung der Zeitverwendung stark geschlechtsgebunden. Erwerbslose Familienmänner können die in der Familie verbrachte Zeit in der Regel weniger gut nutzen und wertschätzen als erwerbslose Familienfrauen. *Irene Kahle* und *Uta Meier-Gräwe* beschreiben mit ihrem Beitrag die „Balance zwischen Beruf und Familie – die Zeitsituation von Alleinerziehenden" die Herausforderungen einer häufiger werdenden Familienform. Eine Verbesserung für Alleinerziehende erwarten sie vor allem durch ausdifferenzierte familien- und kindbezogene Infrastrukturen, etwa bei der Kinderbetreuung.

Nach diesem ersten Problemaufriss widmet sich der zweite Teil des Buches der Beschreibung unterschiedlicher Formen gemeinsamer Zeitverwendung und nennt Akteure, Beziehungen und Anlässe.

Zeiten in der Familie

Karl Lenz fokussiert mit seinem Beitrag „Zeit in und Zeit für Zweierbeziehungen" das Paar. „Wenn die Dyade zur Triade wird" (126) reduziert sich die gemeinsame Zeit, was die Paarbeziehung in der Regel stark belastet. *Andreas Lange* widmet sich in „Wer hat an der Uhr gedreht? Einblicke in die Zeitverwendung von Kindern und ihren Eltern" dem „doing family" (139) und den Perspektiven der Akteure selbst. *Christine Küster* beschreibt in „Mahl-Zeit?! Ernährungsmuster von Familienhaushaltstypen" wie viel Zeit und Lust von Familien in Mahlzeiten investiert wird. Darum geht es auch bei *Uta Meier-Gräwe*. In „Zeitliche Choreographien des Essalltags von Familien in der flexibilisierten Gesellschaft" definiert sie Ernährungsversorgertypen. Sowohl Küster als auch Meier-Gräwe nehmen vor allem Mütter in den Blick, die in den meisten Haushalten für die Ernährung verantwortlich sind. *Michael Meuser* dagegen widmet sich den Vätern. In „Keine Zeit für die Familie? Ambivalenzen involvierter Vaterschaft" plädiert er für neue Geschlechterarrangements, die durch Bewusstseinswandel und veränderte lokale und betriebliche Strukturen evoziert werden sollen.

Diese Blickrichtung nach außen führt zum nächsten Abschnitt, der zeigt, wie Familien ihre Zeit im Kontext unterschiedlicher Anforderungen einteilen.

Zeitliche Verschränkung verschiedener Lebensbereiche

Frank Bauer bezieht sich in „Nicht viel Neues in Küche und Kinderzimmer – Zur Beharrlichkeit der traditionellen geschlechtsspezifischen Zeitverwendung in Deutschland und Großbritannien" auf repräsentative Zeitbudgeterhebungen. Damit kann er belegen, dass das Gros der Betreuungs- und Hausarbeit von Frauen geleistet wird – auch in Großbritannien, wo Mütter häufiger vollzeitbeschäftigt sind als in Deutschland. *Christina Klenner* und *Svenja Pfahl* werten in „Jenseits von Zeitnot und Karriereverzicht – Wege aus dem Arbeitszeitdilemma" repräsentative statistische Erhebungen und Befragungen von Eltern mit Erziehungs- und Pflegeaufgaben aus. Sie zeigen, dass das „Arbeitszeit-

dilemma zwischen Zeitnot oder Karriereverzicht“ (280) nur politisch lösbar ist. Die Arbeitszeit müsse „auch die fürsorgliche Einbindung der Menschen, ihr Recht und ihre Pflicht für andere zu sorgen, berücksichtigen“ (281). Auch *Sabine Geiss* und *Sybille Picot* setzen in ihrem Beitrag „Familien und Zeit für freiwilliges Engagement“ auf statistische Daten. Diese offenbaren, dass Eltern zu den engagierten Bevölkerungsgruppen zählen und entlastet werden müssen. *Caroline Kramer* analysiert in „‚Taxi Mama‘ und noch mehr: Wegezeiten für Haushalt und Kinderbetreuung“ Zeitqualität und -umfang zur Überwindung von Raum. Kramer will die Raum-Zeit-Planung in den Städten um den Faktor Zeit erweitern.

Ausführlich diskutiert werden zentrale Konzepte zeitpolitischen Handelns im letzten Abschnitt des Buches:

Zeitpolitik

Ulrich Mückenberger vergleicht in „‚Vereinbarkeit‘ in der städtischen Erwerbsgesellschaft – was wird da eigentlich womit vereinbar gemacht?“ verschiedene Vereinbarkeitskonzepte. Diese versuchen, die „Vektoren“ (351) Beruf, Pflege, Freizeit, Betreuung etc. unter einen Hut zu bringen. Die „alte“ Methode favorisiert die Teilzeiterwerbstätigkeit von Müttern, die „neue“ sieht Elternschaft und (Vollzeit-)Erwerbstätigkeit für beide Geschlechter vor (352 ff). Eine optimale Lösung für das „Systemproblem“ (353) scheint es aber noch nicht zu geben, da die Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen tradierte, beispielsweise durch Großeltern gewährleistete Zeitpuffer geraubt haben. Deswegen plädiert Mückenberger für eine grundlegende Umgestaltung des Sorge- und Bildungswesens sowie der Arbeitswelt. Inspiriert von Italien, wo es bereits Zeitämter und Zeitleitpläne gibt, schlägt er vor, in Deutschland ein Ministeramt für Zeitpolitik einzuführen (370). *Jürgen P. Rinderspacher* diskutiert in seinem Beitrag „Zeitwohlstand und Zeitsouveränität – gegensätzliche Konzepte oder zwei Seiten derselben Medaille?“ die Grundlagen der Zeitpolitik. Die in den 1980er-Jahren in Bezug auf Erwerbsarbeit entwickelten Konzepte zielen auf Wohlbefinden. Das Ausmaß der Souveränität über die Zeit soll dabei die Chancen einer subjektiv guten Verwendung der eigenen Zeit erhöhen. *Martina Heitkötter* entwickelt dieses Konzept von Zeitwohlstand in Bezug auf Familie weiter. Sie zeigt, was die Lokalpolitik leisten kann. Ihr Beitrag „Der ‚temporal turn‘ in der Familienpolitik – zeitpolitische Gestaltungsansätze vor Ort für mehr Zeitwohlstand in Familien“ fokussiert Ansätze, die die Gestaltung von Arbeitswelt und Biografie unterstützen, indem sie das Lebensumfeld von Familien verändern.

Gesucht: Lösungsansätze jenseits von Zeitnot und Karriereverzicht

Dem Sammelband liegt das Anliegen zugrunde, Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass Menschen sich guten (Zeit-)Gewissens für Kinder und Familie entscheiden können. Gleichzeitig sollen strukturelle Ungleichheiten zwischen Personengruppen bzw. den Geschlechtern in Bezug auf Zeit aufgelöst werden. Da dies nicht individuell zu leisten ist, rührt der Sammelband die Werbetrommel für eine neu zu etablierende Zeitpolitik. Ziel dieser Politik wäre ein durch alternative Zeitarrangements und mehr Selbstbestimmung erreichter Zeitwohlstand. Was aber ist zu tun? Die vorgeschlagenen Lösungsansätze sind konkret und richten sich an verschiedene gesellschaftliche Akteure, etwa an EU, Gesetzgeber, Tarifvertragsparteien, Betriebsräte, Verbände und Kirchen (vgl. Klenner/Pfahl, 282 ff). Betriebe beispielsweise könnten sich gegenüber familialen Aufgaben öffnen, einen neuen Arbeitszeitstandard mit Recht auf Fürsorge einführen, substanzielle Teilzeitarbeit an jedem Arbeitsplatz ermöglichen, Arbeit beweglich organisieren, kluges Arbeiten statt überlange Arbeitszeiten honorieren und Arbeitszeit lebensverlaufsbezogen gestalten. Die Arbeitszeiten müssten Fürsorgearbeit, Familienleben und die berufliche Entwicklung *beider* Eltern erlauben. Gefordert sind

> *Arbeitszeiten im Rahmen eines geschlechtergerechten Zweiverdienermodells*, bei dem Zeitnot auch in Phasen intensiver Familienarbeit vermieden wird und die zeitliche Entlastung im Familieninteresse nicht auf Kosten der Frauen geht (Klenner/Pfahl, 281, Hervorh. im Original).

Bleibt die Frage, was passiert, wenn das „Korsettstangenprinzip des Lebenslaufs" aufgebrochen wird und „neue Mischungen von Tätigkeiten im Lebensverlauf ermöglicht werden", die „flexible Varianten zwischen Erwerbsarbeit, der Fürsorge für andere und für (Weiter-)Bildung eröffnen" (22). Werden diese flexiblen Zeitarrangements uns nicht langfristig überfordern? Werden wir es wirklich schaffen, den Zeitstress damit zu überwinden? Dies sind Fragen, die das Buch meines Erachtens nicht beantworten kann. Trotzdem ist es gut, dass der Sammelband nicht bei der Problem-Diagnose verharrt. Alle Autorinnen und Autoren richten die Perspektive auf eine umfassende Zeitpolitik. Dies tun sie theoretisch fundiert und mit viel empirischem Material. Jeder Artikel ist spannend und auch ohne Fachwissen lesbar. Damit wendet sich der Band an ein großes, interdisziplinär interessiertes Publikum. Und das ist gut so, denn ein zukunftsfähiges Zeitkonzept muss in einer breiten gesellschaftlichen Debatte entwickelt werden. Hier ist der Auftakt. Mein Fazit: Lesen! Diese Publikation ist ein Meilenstein.

Rezensionen zum Thema ‚Herstory'

Franziska Bergmann

Neue Erkenntnisse für die Annemarie-Schwarzenbach-Forschung

Alexis Schwarzenbach (2008) Auf der Schwelle des Fremden. Das Leben der Annemarie Schwarzenbach. München: Collection Rolf Heyne (420 S., 58 Euro).

Anlässlich ihres 100. Geburtstages erfuhr die Schweizer Schriftstellerin und Reisejournalistin Annemarie Schwarzenbach 2008 eine rege mediale und literaturwissenschaftliche Beachtung. Eine Vielzahl an Feuilletons in Magazinen und Tageszeitungen zeugt von einem ungebrochenen Interesse an der 1987 wieder entdeckten Autorin. Im Fokus der Auseinandersetzungen steht Annemarie Schwarzenbachs außergewöhnliche Biografie, denn Schwarzenbach führte ein kurzes, aber äußerst intensives, unkonventionelles Leben. Die Beschäftigung mit ihrem literarischen und journalistischen Werk hingegen nimmt zumeist eine marginale Position ein.

Alexis Schwarzenbach, promovierter Historiker und Großneffe der Schriftstellerin, legt nun einen grafisch aufwändig gestalteten Band vor, dem es in überzeugender Weise gelingt, nicht allein das Leben der Autorin, sondern gleichermaßen ihr Werk, ihre Wirkung sowie ihre Zeit eingehend zu beleuchten. Anhand eines sorgfältig recherchierten und aufbereiteten Quellenmaterials zeichnet Alexis Schwarzenbach die Biografie seiner Großtante detailliert nach und reichert seine Darstellungen gewinnbringend durch historische und literaturwissenschaftliche Kontextualisierungen an. Neben Fotografien aus Familienalben der Schwarzenbachs sind in *Auf der Schwelle des Fremden* u.a. Nachdrucke von Briefen, medizinischen Gutachten, Abdrucke von Buchcovern oder Zeitungsartikeln versammelt. Wie umfangreich und zugleich aufschlussreich die Sichtung der ausgewählten Quellen gewesen sein muss, beschreibt der Historiker selbst in seinem Vorwort:

> Zum Teil stammen diese [i.e. historischen Quellen] aus privaten Archiven, zum Teil aus öffentlichen, in vielen Fällen wurde das Material zum ersten Mal ausgewertet. So war es dank eines Digitalisierungsprojektes möglich, nicht nur die Schriftstücke des im Schweizer Literaturarchiv Bern befindlichen Nachlasses meiner Großtante einzusehen, sondern auch ihr gesamtes, mehr als 5000 Aufnahmen umfassendes Fotowerk (…). Eine neue Bibliografie ermöglichte es mir außerdem, Annemaries über 300 Einzelartikel umfassendes journalistisches Werk erstmals komplett und in chronologischer Reihenfolge zu lesen. (6, 7)

Die vorliegende Rezension soll primär die neuen Erkenntnisse, die sich aus der Sichtung des Archivmaterials für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Annemarie Schwarzenbach ergeben, beleuchten. Weniger wird hier die Biografie in den Fokus gerückt, denn diese dürfte durch die enorme mediale Präsenz der Schriftstellerin in den vergangenen Jahren hinlänglich bekannt sein (vgl.

hierfür auch die Rezension von Esther Fischer-Homberger in diesem Band). Es sei nur soviel bemerkt, dass Annemarie Schwarzenbach 1908 als Tochter einer reichen Schweizer Großindustriellenfamilie zu Welt kam, sich schon früh für das Schreiben begeistern konnte und zu Beginn der 1930er Jahre in der Berliner *Bohème* verkehrte. Dort freundete sie sich mit Erika und Klaus Mann an. Annemarie Schwarzenbach verstieß gegen viele bürgerliche Konventionen, stand offen zu ihrem lesbischen Begehren, konsumierte häufig Drogen und war erklärte Antifaschistin. Die guten finanziellen Verhältnisse der Familie ermöglichten ihr zahlreiche Reisen u.a. in den Orient, in die USA und nach Afrika, die Annemarie Schwarzenbach hervorragend durch Fotos und Reiseberichte dokumentiert hat. Im Jahre 1942 starb sie an den Folgen eines Fahrradunfalls im Schweizerischen Engadin.

Für eine *gender*-sensible Literaturwissenschaft dürfte insbesondere das jüngst aufgefundene Prosafragment von Annemarie Schwarzenbach, *Eine Frau zu sehen*, von Interesse sein, das dem Band *Auf der Schwelle des Fremden* als Hör-CD beigefügt ist. In *Eine Frau zu sehen* schildert eine Ich-Erzählerin ihre Sehnsucht nach einer Frau, der sie nur kurz während des Skiurlaubes in St. Moritz im Fahrstuhl begegnet und mit ihr begehrliche Blicke austauscht. Entgegen jeglichem Bedenken ihrer Familie folgt die Erzählerin allein ihrer Leidenschaft und setzt alles daran, diese Frau ein weiteres Mal zu treffen. Frappierend ist, dass es Schwarzenbach gelingt, mittels der gewählten Perspektive die Erzählhaltung kaum geschlechtlich zu markieren, denn ihr ‚ich' ist zunächst neutral. Die geringe oder fehlende geschlechtliche Einordnung von Figuren ließe sich, so Alexis Schwarzenbach, auch in anderen Texten der Autorin nachweisen (z.B. in *Das glückliche Tal*). Überzeugend hält Alexis Schwarzenbach diesbezüglich fest, es handele sich bei dieser narrativen Technik „weniger um den Versuch, die Liebe der Hauptfigur zu einer Frau dem heterosexuellen Standard anzupassen, um eine Veröffentlichung nicht zu gefährden", vielmehr gehe es dabei um „die Infragestellung traditioneller Geschlechtergrenzen an sich" (259). Schwarzenbachs Strategie scheint, wenn wir an die *gender*-kritische Gegenwartsautorin Jeannette Winterson denken, somit deutlich avantgardistisch zu sein.

Des Weiteren versammelt der Band zahlreiche Faksimile-Abbildungen von Schwarzenbach-Texten, die bislang nicht publiziert oder nach ihrem Tod nicht wieder aufgelegt wurden. Weitestgehend unbekannt dürften Annemarie Schwarzenbachs lyrische Arbeiten sein – ein Großteil gilt als verschollen. In *Auf der Schwelle des Fremden* findet sich der Nachdruck des Gedichtes *Krankenhausnacht*. Darin schildert ein – erneut geschlechtlich uneindeutiges – lyrisches Ich seinen Krankheitszustand und seine Sehnsucht nach einer abwesenden Geliebten (vgl. 81). Alexis Schwarzenbach konnte auch die Novelle *Eine Frühlingserscheinung* ausfindig machen, die 1938 in der *Neuen Züricher Zeitung* erschienen ist, die aber in der Buchausgabe der Novellensammlung *Bei diesem Regen* (1989) fehlt. *Eine Frühlingserscheinung* schildert die Unzufriedenheit und das Heimweh einer Offiziersgattin, die sich mit ihrem Mann für längere Zeit in Syrien aufhalten muss.

Neben den Faksimile-Nachdrucken konnte Alexis Schwarzenbach zudem zahlreiche, bisher teilweise unveröffentlichte Fotografien, die während Annemarie Schwarzenbachs Reisen entstanden sind, in *Auf der Schwelle des Fremden* publizieren. Diese Fotografien sind insofern für die Literaturwissenschaft aufschlussreich, als sich zwischen den Fotografien und den literarischen Texten Schwarzenbachs zahlreiche motivische Parallelen feststellen lassen. So finden sich immer wieder Fotostrecken, die, ebenso wie literarische oder feuilletonistische Texte, das Motiv der Reise aufgreifen: Annemarie Schwarzenbach lichtete mit Vorliebe leere Straßen ab, die schier unendlich erscheinen. Über die Landstraßen in Persien und Afghanistan schreibt die Autorin 1936, sie seien „das große Abenteuer des Orients" (zit. n. Alexis Schwarzenbach, 133). Ähnliche Straßenabbildungen tauchen in Fotoarbeiten auf, die Schwarzenbach 1936/1938 in den Vereinigten Staaten gemacht hat. Wie fruchtbar eine Auseinandersetzung mit dem Verhältnis ihrer Texte zu den Fotografien ist, konnte im Oktober 2008 die Konferenz „Annemarie Schwarzenbach. Werk, Wirkung, Kontext", die in Sils-Maria stattfand, belegen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Alexis Schwarzenbachs Band *Auf der Schwelle des Fremden* äußerst gelungen ist, da der Historiker eben nicht ausschließlich den Fokus auf die persönlichen biografischen Daten seiner Großtante legt, sondern diesen gleichberechtigt ihr literarisches und journalistisches Schaffen beiordnet. *Auf der Schwelle des Fremden* bietet eine enorme Bandbreite an detaillierten und wissenschaftlich fundierten Informationen und stellt somit eine wertvolle Quelle für literaturwissenschaftliche Arbeiten dar, die sich mit Annemarie Schwarzenbachs Werk beschäftigen.

Esther Fischer-Homberger

Leben zwischen Widerstand und Anpassung

Dominique Laure Miermont (2008) Annemarie Schwarzenbach. Eine beflügelte Ungeduld. Biografie. Aus dem Französischen von Susanne Wittek. Zürich: Ammann Verlag (470 S., 34,90 Euro).

Im ersten Halbjahr 2008 sind bereits 15 Publikationen von und über Annemarie Schwarzenbach (1908-1942) erschienen. Dazu gehört auch die hier vorgelegte deutsche Übersetzung von Miermonts Buch (Paris 2004). Schwarzenbach ist, nachdem ihr Name fast ein halbes Jahrhundert aus der Öffentlichkeit verschwunden war, seit den 1990er Jahren geradezu zur Kultfigur geworden.

Auffallend groß, schön, klug und reich – Tochter des Schweizer ‚Textilbarons' Alfred Schwarzenbach – übte Annemarie einen Zauber auf männliche wie weibliche ZeitgenossInnen aus, nicht zuletzt durch ihre androgyne Erscheinung – und mit ihrem repräsentativen Leiden an sich und der Welt. Untröstbar und unstillbar süchtig nach Nähe und Ferne, Frauen und Opiaten, ist sie im Alter von vierunddreißig Jahren zu Tode gekommen. Der Vater wird als freundlich

und fürsorglich geschildert, er pflegte viel zu wandern und im Engadin Golf zu spielen. Die Mutter Renée – Tochter von General Ulrich Wille und Clara von Bismarck – ist als autoritäre, dem Nationalsozialismus zugeneigte, dabei impulsive Herrin in Erinnerung geblieben. Sie schwärmte für Musik und Pferdesport. In ihrer Beziehung zur Tochter Annemarie zeigt sich eine fatale Störung (welcher sich Letztere nach dem Tod des Vaters 1940 noch vermehrt ausgesetzt finden sollte). Als Reiterin konnte es Annemarie zum Beispiel mit ihrer Mutter nicht aufnehmen – beim Springen stellten sich Lähmungserscheinungen ein. Die Welt stand ihr offen und war doch zu eng. Das *Märchen von der gefangenen Prinzessin* (1929) ist der erste ihrer erhaltenen literarischen Texte. Ihr Geschichtsstudium schließt sie mit *Beiträge zur Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit* (1931) ab.

Aus Miermonts Buch gewinnt man etwa folgendes Bild von Annermarie Schwarzenbach: Ihr Verhältnis zu ihrem großbürgerlichen, stramm rechts stehenden Elternhaus oszilliert – emotional und finanziell – zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit. Sie sucht einen Weg zwischen Loyalität und Rebellion, kein leichtes Unterfangen für die enge Freundin der Geschwister Erika und Klaus Mann, die offenen Widerstand gegen das Naziregime leisten. Mit Schuldbewusstsein und Leiden versucht Annemarie zu begleichen, was sie ihrer Herkunftsfamilie schuldig bleibt. Lebbare Räume findet sie im Aufbruch und auf Reisen: Sie zieht nach Berlin, wo sie in enger Verschränkung Drogen, homosexuelle Subkultur, Kunst und linke Politik kennen lernt. 1933 fängt sie an, journalistisch tätig zu sein und größere Reisen zu unternehmen: innerhalb von Westeuropa, später weiter östlich, in die USA und den (seinerzeit Belgisch-) Kongo. Immer sucht sie einen möglichen Bezug zum zerrissenen Europa, zu ihrer eigenen zerrissenen Welt, und in Grenzerfahrungen findet sie sowohl Festigung als auch Auslöschung der eigenen Identität. Von ihren Beziehungen zu den Frauen, die ihren Weg säumen, zeigen sich an der offiziellen Oberfläche hauptsächlich Turbulenzen, Verzweiflung, Leiden. Hie und da bahnen berauschende Substanzen einer maßlosen Wut den Weg. Unzählige Male wird ihre Drogenabhängigkeit in verschiedenen psychiatrischen Einrichtungen durch Entzug kuriert – zur eigenen Qual und zu derjenigen ihrer zahlenden Familie. Aber nicht nur damit bleibt Annemarie am Geldtropf der Schwarzenbachs hängen: Ihr Lebensstil ist aufwändig, ihre Einkünfte als freie Autorin sind mäßig. Im Schreiben findet sie jedoch eine sozial verträgliche und produktive Art von Austausch mit ihrer Umwelt: Als Neunjährige hat sie, nach eigener Aussage, ihren ersten Roman geschrieben, weitere sollten folgen. In ihren Reportagen und Fotografien spiegeln sich Sozialkritik und Menschlichkeit und ein Engagement für die Versöhnung – ‚der verlorene Sohn' ist ein Motiv, das ihr Werk durchzieht – namentlich Versöhnung der Welt der Mächtigen und derjenigen der Ausgebeuteten, der Armen. 1935 heiratet Annemarie Schwarzenbach in Teheran den französischen Diplomaten Claude Clarac, mit dem sie bis an ihr Lebensende locker verbunden bleibt.

1933 schreibt sie *Flucht nach oben*, wobei ‚oben' offenbar in Richtung der kindlichen Reinheit, des Geistes, der Liebe, der Menschlichkeit – und der Berge – weist.

1935, so berichtet Miermont, mieten ihr die Eltern ein Haus in Sils Baselgia. Die Silser mögen sie gerne, und Gäste gehen ein und aus, allen voran die Geschwister Mann. Nach dem Tod des Vaters will die Familie das Haus nicht weiter finanzieren, dank der Hilfe einiger FreundInnen kann es aber weiter gehalten werden.

1942 stürzt Annemarie Schwarzenbach im Engadin vom Fahrrad, es wird von einer Schramme im Schläfenbereich, schwerer Gehirnerschütterung, Koma, ernstem psychiatrischem Syndrom gesprochen; in der psychiatrischen Klinik Prangins ist von geistiger Verwirrung und einer toxischen Encephalitis nach Drogenmissbrauch die Rede. Zwei Monate später stirbt sie in Sils unter der von der Mutter organisierten isolierenden Obhut zweier Pflegerinnen, die angewiesen gewesen seien, keinerlei Besuche zuzulassen.

Die Diagnostik erscheint unscharf und irrlichternd – dass eine Euthanasie vorlag, hat Annemaries Großneffe Alexis Schwarzenbach belegt. Es wäre interessant, ihren Fall unter medizinhistorischem Aspekt genauer zu untersuchen.

Es folgen ehrende Nachrufe, während die Familie ihr schwarzes Schaf aktiv zu vergessen strebt: Erst, nachdem die Mutter und die Großmutter Clara Annemaries gesamte Korrespondenz vernichtet haben (Hunderte von Briefen – von Klaus und Erika Mann, Carson McCullers, Ella Maillart etc.), erfährt die Freundin Anita Forrer, dass sie testamentarisch als Nachlassverwalterin eingesetzt ist. Auch die Tagebücher der Toten sollten getilgt werden. „Ich (…) fand immer das Aufrühren jedweden Unerfreulichen und jeden Schmutzes eine Niedertracht. (…) Es sind schon der ‚wilden' Gerüchte genug", (407 f) schreibt die Großmutter Clara an die Nachlassverwalterin, die sich vergeblich gegen die familiäre Übermacht zur Wehr zu setzen sucht.

Aber Annemarie Schwarzenbach hat sich, was auch die vorliegende Biografie belegt, als ‚revenant' erwiesen. Ihr ebenso außergewöhnliches wie zeittypisches Leben fasziniert noch umso mehr, als es hätte geheim bleiben sollen. 1987 ist Charles Linsmayers ausführliches biografisches Nachwort zum Neudruck von *Das glückliche Tal* (Original Zürich 1940) erschienen. Fast gleichzeitig ist auch Roger Perret im Schweizerischen Literaturarchiv auf den Nachlass Schwarzenbach gestoßen – „Annäherung an ein Porträt" hat er seinen Beitrag in der zweiten Nummer von „Der Alltag" betitelt. Mit Alexis Schwarzenbach hat auch die Familie die verlorene Tochter repatriiert. Etwas von dem Zauber, welchen Annemarie Schwarzenbach auf viele ihrer ZeitgenosseInnen ausübte, wirkt weiter, im Rahmen des enttabuisierten Nachdenkens über Genderfragen darf er auch benannt werden. Und zunehmend interessieren sich auch weitere Kreise für ihre Schriften. Miermont zitiert daraus in erster Linie autobiografisches Material, welches, zwar in verschlüsselter Form, Schwarzenbachs literarisches Werk dichter durchzieht als ihre Reportagen, die auf sehr berührende Weise einen geschärften, differenzierten Blick auf Atmosphären, Landschaften und menschliche Verhältnisse ihrer Zeit vermitteln.

Dominique Laure Miermonts Buch ist zuerst unter dem Titel *Annemarie Schwarzenbach ou le mal d'Europe* erschienen. Der deutschen Übersetzung ist vorangestellt, es seien hier „seit der französischen Erstveröffentlichung gewonnene Erkenntnisse" (4) berücksichtigt worden.

Miermont schreibt, wie es auch der deutsche Titel bezeugt, für ein breiteres Lesepublikum, und ihr Buch kann insofern eigentlich kaum Gegenstand einer Rezension in einer wissenschaftlichen Zeitschrift sein. Die Fakten sind vielfach in der Art eines historischen Romans komplettiert („daß Gegensätze sich anziehen (…) könnte für niemanden besser zutreffen als für das Paar Renée und Alfred Schwarzenbach", 25), Trivialitäten fehlen nicht („Klingt das nicht wie die Vorausahnung ihres eigenen Schicksals?", 53), die Quellen wichtiger Aussagen, sogar von Zitaten bleiben oftmals unklar. Zeitweilig tendiert Miermont dazu, Annemarie Schwarzenbach vor fremdem Zugriff zu retten und ihr verstehend und helfend zur Seite zu stehen, wie das vor ihr so viele getan haben – in biografischer Gestik spiegelt sich häufig unreflektiert etwas vom Bezug der zeitgenössischen Umwelt zu den Porträtierten. Dass Miermont gewöhnlich von „Annemarie" redet, ist angesichts von deren langem und später durch Clark-/Clarac- komplizierten Namen verständlich, wirkt aber manchmal allzu vertraulich.

Die Übersetzung ins Deutsche scheint dem Originaltext insgesamt angemessen, zuweilen (etwa 248) ist sie politisch weniger nuanciert als das Original, welches Annemarie Schwarzenbachs Leben schon im Titel in den Kontext des „mal d'Europe" stellt. Merkwürdig ist, dass der Ammann Verlag Zürich nicht korrigiert hat, dass die sogenannte Zürcher ‚Goldküste', die Wohngegend reicher Leute, als „Goldene Küste" bezeichnet wird, die Basler National-Zeitung als „Baseler" und das Oberengadin als „Hochengadin". Und die „Lesbierinnen" gehörten heutzutage eigentlich in Anführungszeichen gesetzt.

Insgesamt kann das vorgelegte Buch, das auf reichen Quellen basiert, als Einführung in die Welt der Annemarie Schwarzenbach dienen. Begeistern kann es nicht.

Ruth Brand-Schock

Hundert Jahre Kampf um gleiche Teilhabe für Frauen – Ziele und gelebte Realität in Frankreich

Christine Bard (2008) Die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Köln: Böhlau (340 S., 29,90 Euro).

„Wozu eine Geschichte der Frauen?", so fragt Christine Bard gleich zu Anfang ihres umfassenden Werkes über die Frauen in der französischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Frauen und deren Lebensrealitäten, so die Antwort der Autorin, blieben lange von der die Geschichtswissenschaft dominierenden Politik- und Ereignisgeschichte „der großen Männer" ausgeschlossen. Auch in der

Wissenschafts- und Sozialgeschichte, die außerhalb Deutschlands bereits zwischen den beiden Weltkriegen verbreitet war, fanden Frauen trotz der Fokussierung dieser Forschungsrichtung auf Schichten oder Klassen in vergangenen Gemeinwesen nur untergeordnete Beachtung. Erst mit Beginn der Frauengeschichte wurde dieser androzentrischen Ausrichtung entgegengewirkt.

Christine Bard geht es insbesondere um die Herausarbeitung des „männlichen Machtmonopols" (1) in Staat, Armee und Justiz, aber auch bei den gesellschaftlichen Gegenkräften wie Gewerkschaften und Oppositionsparteien. Zwei Kapitel über Kultur in den beiden Jahrhunderthälften widmet die Autorin Religion, Künstlerinnen, Intellektuellen und der Freizeitgestaltung.

Bard sieht in der Komplementarität einer als naturgewollt verstandenen und gesellschaftlich den Frauen zugeteilten Mutterrolle den entscheidenden Ausschlag für den gesellschaftlichen Ausschluss der Frauen. Sie fokussiert also insbesondere die Gleichsetzung von Geschlecht und Gender in den verschiedenen Phasen des Jahrhunderts, thematisiert jedoch nicht die Infragestellung einer Aufteilung aller Menschen in genau zwei Geschlechter. Dementsprechend gilt ein besonderes Augenmerk der Diskussion um die Gewichtung der weiblichen Mutterrolle und ihren Missbrauch zur Verunglimpfung weiblicher Erwerbstätigkeit in den verschiedenen Phasen des Jahrhunderts. Dabei werden jeweils verschiedene gesellschaftliche Strömungen und Bewegungen und ihr jeweiliger Einfluss in den verschiedenen Jahrzehnten betrachtet. Die Analyse umfasst die Entwicklung der politischen Rechte und Teilhabe der Frauen, gesellschaftliche Entwicklungen wie das Familienbild und Rollenverständnis von Männern und Frauen sowie damit einhergehend Idealbild und Realität weiblicher Erwerbstätigkeit. Dabei wird ausdrücklich auch das Privatleben betrachtet, distanziert sich die Autorin doch bereits im Vorwort vom Ausschluss des Privaten als Ausdruck einer auf die männliche Lebenswelt ausgerichteten Geschichtsschreibung.

Bard beginnt ihre Analyse des 20. Jahrhunderts mit dem 1. Weltkrieg und betrachtet die Entwicklung weiblicher Erwerbstätigkeit sowie deren gesellschaftliche Bewertung. Ein weiterer Aspekt ist die Entwicklung politischer Teilhabe, die sich vor allem im Kampf um das Frauenwahlrecht äußerte. Anhand dieses jahrzehntelangen Kampfes falsifiziert Bard die Sichtweise der neueren und neuesten Geschichte von Kriegen als beschleunigendes Moment weiblicher Emanzipation, da die Frauen die abwesenden Männer ersetzen mussten. So waren Frauen definitiv nicht bis 1914 auf das Haus beschränkt und haben sich keineswegs erst ab Kriegsbeginn abrupt in die Arbeitswelt und die Gestaltung des öffentlichen Lebens eingemischt. Stattdessen stellten Frauen bereits bei einer Volkszählung des Jahres 1906 rund ein Drittel aller Erwerbstätigen. Zwar wurde Frauenarbeit während des ersten totalen Krieges, bei dem auch das Hinterland mobilisiert wurde, von der Regierung als Ausdruck von Patriotismus begrüßt, jedoch setzte nach Kriegsende eine Welle des Ausschlusses von Arbeitnehmerinnen von ihren Berufen ein, so dass der Erste Weltkrieg letztlich keinen Schub für die Anerkennung weiblicher Erwerbstätigkeit bringen konnte. Auch auf politischer Ebene gab es schon ab 1901 parlamentarische Initiativen zur Einführung des Frauenwahlrechts, die jedoch mit Kriegsbeginn 1914 abrupt

abbrachen. Es sollte dann noch 30 Jahre dauern, bis die Französinnen endlich wählen durften, nachdem sie durch das Vichy-Regime während des Zweiten Weltkrieges einer weiteren Welle der Entrechtung durch die Familienmystik der Regierung ausgesetzt waren – die beiden Weltkriege verzögerten also die Erlangung weiblicher politischer Teilhabe um rund 30 Jahre.

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts war weniger von scharfen Zäsuren geprägt als die Zeit bis zum Ende des Zeiten Weltkrieges. Einen wesentlichen gesellschaftlichen Einschnitt stellten die neuen sozialen Bewegungen dar, die ab 1968 entstanden. Die Frauenbewegung bekam ab dieser Zeit wesentliche neue Impulse: Konkrete Ziele waren eine Legalisierung von Abtreibungen und die Einrichtung von Kinderkrippen, außerdem Rechte für gesellschaftliche Minderheiten wie Frauen. Eine weitergehende Forderung war eine Befreiung von der patriarchalischen Gleichsetzung von Frausein und Mutterschaft. Mutterschaft sollte eine bewusste Entscheidung sein und nicht ein sine qua non weiblicher Identität. Hier konnten zwar durch die Einrichtung von Krippen erhebliche Fortschritte verzeichnet werden – allerdings sieht die Autorin dies nicht als echten Schritt zur Gleichstellung, denn die niedrig bezahlten Stellen als Betreuerin in Krippen und Tagesmütter bleiben Frauensache (241). Spannend wäre hier noch eine genauere Darstellung der hierzulande als beispielhaft geltenden öffentlichen Betreuungsangebote für Kleinkinder und ihre Bedeutung für die weiblichen Erwerbsbiografien in Frankreich gewesen: Gab es im Jahr 2000 in Deutschland nur für 10 % der Kinder bis zu drei Jahren Betreuungsplätze, so waren es in Frankreich immerhin fast 30 %.

Während bei der Kinderbetreuung aber zumindest ein gewisser Fortschritt stattfand, zieht Christine Bard bei der Untersuchung der Gleichstellungskämpfe in der Arbeitswelt eine ernüchternde Bilanz: Im Gegensatz zu den großen Hoffnungen an die Präsidentschaft des Sozialisten François Mitterand war die Realität sogar von einer rückschrittlichen Entwicklung gekennzeichnet: Ab 1983 förderte die Regierung verstärkt Teilzeitarbeit, die insbesondere von Frauen geleistet wird. Diese Art der Vereinbarkeit von Familie und Beruf untergrabe die berufliche Gleichstellung und tue dies auch weiterhin, so Bard. Mit dem allgemeinen Verfall der Gewerkschaftsbewegung und dem Rückgang feministischer Positionen einher ging ab den 1980er Jahren ein bis heute fortbestehender Trend zu prekären Beschäftigungsverhältnissen, häufig in Teilzeit und mit atypischen Arbeitszeiten. Das Lohngefälle zwischen den Geschlechtern besteht fort. Daneben besteht auch in Frankreich der vielfach quantifizierte stark unterschiedliche zeitliche Einsatz für Kinderbetreuung und Hausarbeit von Frauen und Männern fort.

Fazit der Betrachtung der Frauengeschichte im Frankreich des 20. Jahrhunderts ist eine Entwicklung von einer Gesellschaft, die die Segregation der Geschlechter organisiert, hin zu einer Gesellschaft, die begonnen hat, die Beteiligung von Männern und Frauen in vielen Bereichen umzusetzen, die Parität anstrebt und zumindest prinzipiell Rechtsgleichheit garantiert.

Christine Bard hat eine umfangreiche und detaillierte, anhand zahlreicher Quellen empirisch genau belegte Betrachtung der Situation der Frauen verschie-

dener Gesellschaftsschichten und ihrer Veränderung vorgelegt. Besonders positiv ist dabei die differenzierte Darstellung der verschiedenen gesellschaftlichen Strömungen, die parallel existierten und unterschiedliche, teilweise gegensätzliche Ziele vertraten. So setzten sich beispielsweise gerade in den frühen Phasen des Jahrhunderts keineswegs alle Frauenverbände für eine Aufwertung oder überhaupt Ermöglichung von Frauenerwerbstätigkeit ein. Stattdessen hatten konservative, katholische Vereine, die eine Förderung einer ausschließlich auf Mutterschaft orientierten Frauenrolle forderten, erheblichen Zulauf. Während des Ersten Weltkrieges forcierten auch manche Frauenverbände die Unterbrechung der Diskussion um die Einführung des Frauenwahlrechts.

Ergänzt wird der Band durch thematisch geordnete Literaturempfehlungen, ein Glossar und ein Register, die erheblich zur Lesefreundlichkeit beitragen.

Britta Voß

Geschlechter(re)konstruktionen im und nach dem Nationalsozialismus

Elke Frietsch/ Christina Herkommer (2009) Hg. Nationalsozialismus und Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, „Rasse" und Sexualität im „Dritten Reich" und nach 1945. Bielefeld: transcript Verlag (456 S., 35,80 Euro).

Die Rolle von Frauen im Nationalsozialismus und ihre mediale Repräsentation (in der Nachkriegszeit) fand in der Forschung lange Zeit nahezu ausschließlich zweierlei Ausdrucksformen: zum einen als Opfer, passive Dulderinnen einer frauenfeindlichen NS-Politik und Unterdrückte, zum anderen als Täterinnen aus Überzeugung oder als fanatisierte Mutterkreuzträgerinnen, deren „gesteigerte Hingabefähigkeit" Hitler „erkannt" (Joachim C. Fest (1993): *Das Gesicht des Dritten Reiches*, 356; hier zitiert: 14) und für seine Zwecke eingespannt habe. Darüber hinaus beschäftigt sich ein Gutteil der feministischen NS-Forschung mit dem Blick auf Täterinnen und Opfer in der Nachkriegszeit, der nicht selten weibliche Täterschaft als normabweichend ‚unweiblich' pathologisierte und somit einer differenzierten Analyse entzog. Gegen diese Opfer-Täterinnen-Dichotomisierung der nicht verfolgten Frauen im Dritten Reich wendete sich die Frauenforschung früh, wenngleich sich der Forschungsfokus in den Anfängen weiterhin auf die Analyse des patriarchial-nationalsozialistischen Herrschaftssystems und seiner (vermeintlichen) Ausschlusskriterien weiblichen Engagements (und somit auch Täterschaft) richtete. Die Annahme eines strukturell erzwungenen Opferstatus der nichtjüdischen deutschen Frauen erfuhr im Zuge der feministischen Kritik an der Theorie von der grundsätzlichen Geschlechterdifferenz eine entscheidende Revision: Die Täterschaft von Frauen wurde erstmals sichtbar gemacht, allerdings ohne die zu Grunde liegenden Parameter der Zweigeschlechtlichkeit kritisch zu hinterfragen. Erst die dekonstruktivistische Theorie erlaubte eine Freilegung historisch kontingenter, sozial konstruierter Geschlechtermodelle, die ihrerseits zu einer Auffächerung des wahrgenomme-

nen Handlungs- und Darstellungsspektrums von Frauen zur NS-Zeit führte. In jüngster Zeit sind vor allem Studien zu den Möglichkeiten von Frauen, im NS-Staat aktiv ihre Karriere zu gestalten, entstanden, die die bloße Einordnung in das Opfer-Täterinnen-Schema überwunden haben.

Diese Entwicklung der Geschlechterstudien im Rahmen der NS-Forschung zeichnen die Herausgeberinnen in ihrer Einführung kritisch nach. Der Sammelband, der auf eine interdisziplinäre Tagung an der Freien Universität Berlin im Jahr 2007 zurückgeht, hat das Anliegen, in der NS-Forschung mitschwingende Essentialismen aufzulösen und biologistische Geschlechterdifferenzen in der Täter- und Opferschaft sozio-politisch zu analysieren. Der Beziehung zwischen Geschlecht und Nationalsozialismus wird dabei auf drei Ebenen nachgegangen: Zunächst wird nach den unterschiedlichen Zugriffen der Geschlechterforschung auf den Nationalsozialismus gefragt. So widmet sich Johanna Gehmacher in ihrem konzisen Aufsatz „Im Umfeld der Macht: populäre Perspektiven auf Frauen der NS-Elite" den so wirkmächtigen wie viel gescholtenen (Fernseh-)Bildern von ‚Hitlers Frauen'. Sie zeigt auf, dass es nicht so sehr die Abwesenheit der Frauen in der (wissenschaftlichen oder populären) Beschäftigung mit der NS-Zeit ist, die eine differenzierte Wahrnehmung verhindert, sondern vielmehr die stereotypen Bilder der NS-Elite-Frauen wie Eva Braun, Magda Goebbels oder Henriette von Schirach. Das Versprechen, über den banal-privaten (bzw. wie Gehmacher im Anschluss an Silke Wenk argumentiert „pornografischen", 62 f.) Zugriff auf die vorgeblichen heimlichen Geliebten, Verehrerinnen Hitlers bzw. Frauen der NS-Granden ein tieferes Verständnis für die Machtmechanismen des Nationalsozialismus zu erlangen, erweist sich als verharmlosender Trugschluss. Auch die Täterforschung zum Nationalsozialismus (Michael Wildt, Harald Welzer in Deutschland u.a.), die mal funktionale, mal strukturelle oder aber ideologische Aspekte der NS-Verbrechen als Erklärungsmodell dominant setzt, hat sich um die Einbeziehung des Geschlechterkonzeptes nur punktuell verdient gemacht, wie der Aufsatz von Lerke Gravenhorst „NS-Verbrechen und asymmetrische Geschlechterdifferenz: eine kritische Auseinandersetzung mit historischen Analysen zur NS-Täterschaft" belegt. Demnach muss die als selbstverständlich hingenommene Annahme, nach der die männlich-weibliche Verbrechensbeteiligung ungleich verteilt war, dringend auf ihre historisch kontingenten und eben nicht allein in den scheinbar biologisch unterschiedlichen Möglichkeiten und Sozialstrukturen untersucht werden (wie z.B. die männerbündischen Strukturen der NSDAP).

Ein zweiter Teil des Bandes analysiert daher auch die juristischen, sozialen und kulturellen Geschlechterdifferenzen im Dritten Reich, ihren Medialisierungen und Handlungsräume. Brigitte Hamann problematisiert in ihrem Aufsatz „Sexualisierte Gewalt gegen Frauen während der NS-Verfolgung" z.B. die ideologische Verknüpfung von Sexismus und Rassismus am Beispiel unterschiedlicher Gewaltanwendungen wie der erzwungenen Nacktheit, der Zwangssterilisation oder dem Scheren des Kopfhaares im Konzentrationslager Ravensbrück. Damit differenziert sie die dem Nationalsozialismus pauschal nachgesagte Misogynie in ideologisch unterschiedlich aktualisierte Varianzen der antisemitisch, antiziganistisch oder eugenisch konnotierten Frauenfeind-

lichkeit. Der anschließende Aufsatz „Maskulinität und sexuelle Ausbeutung: Bordellgänger in Konzentrationslagern“ von Robert Sommer beleuchtet die bislang kaum beachtete Seite der sexuellen Erfahrungen von Lagerhäftlingen, deren Bordellgänge der Autor als Versuch einer Rekonstruktion der im KZ zerstörten sexuellen Identität wertet.

Ein drittes Themenfeld widmet sich schließlich dem sozialen Gedächtnis und der Identitätspolitik nach 1945, auch hier wiederum gegliedert nach der juristischen (und historiographischen) Aneignung des Geschlechterkonzepts, der medialen Aufbereitung und persönlichen Handlungsräume. Ein Schwerpunkt liegt hierbei zwangsläufig auf der Benennung und Entlarvung geschlechterstereotyper Bilder, wie sie Simone Erpel in ihren Ausführungen „Vom Nutzen eines Klischees: Das Bild der unschuldigen Aufseherin in den Verteidigungsstrategien des letzten britischen Ravensbrück-Prozesses 1948“ präzise herausarbeitet. Anette Dietrich und Andrea Nachtigall („‚Was Sie schon immer über Nazis wissen wollten…‘: Nationalsozialismus und Geschlecht im zeitgenössischen Film“) wiederum haben Blockbuster des NS-Gedenkens wie *Schindlers Liste* und *Der Untergang* auf geschlechtliche Repräsentationen hin angesehen und nachgewiesen, wie sehr insbesondere die weiblichen Metaphern entweder zu einer „Feminisierung von Faschismus“ (64, in Anlehnung an Studien von Irit Rogoff und Kathrin Hoffmann-Curtius etwa zu filmischen Darstellungen wie der Figur von Magda Goebbels in *Der Untergang*) oder aber zu einem sinnstiftenden Versöhnungsangebot mit der Vergangenheit (die Darstellung Hitlers Sekretärin Traudl Junge in *Der Untergang*) führen.

Den Herausgeberinnen ist es gelungen, die so augenfällige wie schwierige Verknüpfung von Geschlecht und Nationalsozialismus klar zu strukturieren. Die theoretische Annäherung ebenso wie die einzelnen Fallstudien stellen eine Zugangsform dar, die dem Thema signifikant mehr Tiefenschärfe verleiht. Es ist der interdisziplinäre Ansatz, der hier so gewinnbringende Erkenntnisse ermöglicht und die eingangs problematisierte Täterinnen-Opfer-Dichotomisierung obsolet macht. Dem von den Autorinnen und Autoren formulierten Forschungsdesiderat der differenzierten Auseinandersetzung mit der Kategorie des Geschlechts im (Gedenken an den) Nationalsozialismus wird sich in diesem Band beispielhaft angenommen.

Gertraud Lenz

Philosophisch-theologische Überlegungen zu einem anderen Zusammenleben am Paradigma der weiblichen Stadt – eine Buchnotiz

Andrea Günter (2007) Welt, Stadt, Zusammenleben. Pluralität und Geschlechterphilosophien. Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag (231 S., 26,00 Euro).

In ihrem in mehrfacher Hinsicht auf die Welt gerichteten Buch unternimmt es Andrea Günter, die Stadt und damit das Zusammenleben von Menschen neu und anders: von ‚weiblichen' Prämissen her zu denken. So wird die Stadt vorgestellt als ein Raum der Pluralität, der Freiheit und des Werdens; von ihren Anfängen her ist die Stadt ein Raum des Sozialen, der gelebten Beziehungen, doch insbesondere auch der Individualisierung und kulturellen Entfaltungsmöglichkeiten für Frauen. Sie bildet damit den Gegenpol zur Organisationsform des normierenden, vereinheitlichenden, Macht ausübenden Staates.

Die Stadt fungiert als philosophisches Denkbild, in dem der Wandel vorherrscht, das Weltliebe und Gebürtigkeit im Sinne Hannah Arendts als Ausgangspunkte für eine frei gestaltete Bezogenheit der Menschen aufeinander entfaltet und in dem Differenz als Möglichkeit der Verschiedenheit in der Gemeinsamkeit angenommen wird. Günter bearbeitet ihr Feld in interdisziplinärer Weise von philosophischen, theologischen, (städte-)soziologischen, anthropologischen, politischen und, in allem, feministischen Zugängen her. Ihre Denkwege münden schließlich in eine Ethik der Pluralität und der Temporalität, in der Lebensbedingungen und Konventionen stets neu betrachtet und verhandelt werden müssen und können, um Gerechtigkeit, die gleichfalls niemals festgeschrieben ist, zu erlangen. Dabei sind die Menschen in ihrer Individualität und in ihrem aufeinander Angewiesensein gefragt.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender Studies'

Stephanie Bethmann

Liebes(v)erklärungen – ein soziologischer Versuch über die Liebe

Yvonne Niekrenz/ Dirk Villányi Hg. (2008) LiebesErklärungen. Intimbeziehungen aus soziologischer Perspektive. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (248 S., 24,90 Euro).

Vermutlich kennen Sie diese Szene: Zwei dicknasige Comicfiguren am Frühstückstisch; ein Mann, eine Frau, ein zu hart gekochtes Ei. Im Handumdrehen eskaliert die Situation zum Ehestreit. Es geht in diesem Sketch von Loriot um mehr als nur ein Viereinhalb-Minuten-Ei; es geht um die Kompetenz der Hausfrau, um die Anerkennung ihrer Arbeit, um das Eheglück und am Ende sogar um Leben und Tod: „Ich bringe sie um... Morgen bringe ich sie um...“ (Junge 137).

Damit ist treffend auf den Punkt gebracht, was für den Soziologen Niklas Luhmann paradigmatisch für Liebe ist: In Liebesbeziehungen ist sämtliche Kommunikation *persönliche* Kommunikation, d.h. auf die gesamte Person und Individualität der PartnerInnen bezogen. Also wird die ‚Eifrage‘ zur Beziehungsfrage, vielleicht sogar zum Trennungsgrund, so die Analyse von Matthias Junge in den *LiebesErklärungen* (136 ff). Dass Liebesbeziehungen die ‚Zuständigkeit‘ für persönliche Kommunikation übernehmen, hat laut Luhmann mit dem Gesellschaftssystem zu tun, in dem wir leben. In der funktional differenzierten Gesellschaft ist der Mensch „Dividuum“ (140); er erlebt sich immer nur in sozialen Funktionen und Rollen, in denen er sich nie *ganz* gemeint fühlt. Ganzes ‚In-dividuum‘ ist er nur im eigens für diese Aufgabe ausdifferenzierten ‚Intimsystem‘. Damit sich zwei Menschen zu dieser ganz unwahrscheinlichen, intimen Kommunikation zusammenfinden können, bedienen sie sich eines historisch gewachsenen und sozial gelernten ‚Kommunikationscodes‘. Der Code ist das, was man – ungleich romantischer – auch als ‚Liebe‘ bezeichnet.

Diese Analyse ist eine der zugegebenermaßen allesamt recht unromantischen Perspektiven auf Liebe, die der Sammelband *LiebesErklärungen* anzubieten hat. Liebe ist ein Gefühl, irrational und unbeschreibbar, eine Naturgewalt – sagt der *common sense*. Eine Soziologie der Liebe dagegen ist ein ernüchterndes, entzauberndes Unterfangen, warnt einleitend Yvonne Niekrenz (12).Wer mutig ist und weiter liest, dem oder der wird gleich achtzehn Mal die Liebe erklärt. Alle Beiträge basieren auf einem gemeinsamen Grundgedanken:

> Obwohl Liebe als etwas ganz ‚Natürliches‘ daherkommt, wird sie (...) sozial und kulturell konstruiert. Sie ist abhängig von den gesellschaftlichen Verhältnissen, von den Orten und Zeiten, in denen sie gelebt wurde und wird. (Niekrenz/ Villányi, 9)

Anstatt den LeserInnen ausgehend von dieser Grundannahme das Phänomen und Mysterium Liebe verständlicher zu machen, schreiben einige der AutorInnen jedoch hauptsächlich eine „Liebeserklärung an die Soziologie" (Niekrenz, 12).

Aufschlussreiche Einblicke in das Thema Liebe bekommt man am ehesten bei den AutorInnen, die sich auch schon in anderen Publikationen intensiv damit befasst haben (Hahn; Hill/ Kopp; Schütze; Illouz; Larcher). Deren Beiträge sind größtenteils Neuabdrucke oder Reformulierungen älterer Publikationen.

Für NeueinsteigerInnen ins Thema ebenfalls interessant sind jene Artikel, die bestehende soziologische Literatur über Liebe wiedergeben: darunter Luhmanns systemtheoretischen Ansatz (Junge), Beck/ Beck-Gernsheims individualisierungstheoretische Perspektive (Poferl), Analysen von Fromm/ Marcuse als Vertreter der Kritischen Theorie (Marz), Giddens Diagnose vom „Wandel der Intimität" (Kahlert) und eine fiktive Podiumsdiskussion einiger KlassikerInnen der Liebessoziologie (Niekrenz/ Villányi).

Gelingt es den genannten AutorInnen, das Phänomen Liebe aus den spezifischen theoretischen Blickwinkeln darzustellen, so zeigt sich in anderen Artikeln, dass primär soziologische Werke oder Theorien referiert, aber diese nicht oder nicht konsequent genug auf die Liebe bezogen werden (Coelen, Niekrenz, Knoblauch, Winter).

So bildet Thomas Coelen in seinem Beitrag nur die Rolle von Sexualität bei Foucault ab, um die letzte Seite der Einsicht zu widmen, dass wir von Foucault wenig über die Liebe erfahren. Dabei hätte gerade eine Foucault'sche Perspektive sehr ausbaufähige Anknüpfungspunkte geboten, um Liebesdiskursen näher auf den Grund zu gehen. Mit Foucault könnte man eine Perspektive gerade rücken, die sich in vielen Beiträgen des Bandes niederschlägt: Denn oft steht eine naturalisierende Auffassung von Liebe zwischen den Zeilen, bei der Liebe als etwas im Grunde Essentielles aufgefasst wird. Das individuelle, authentische Gefühl wird dann gesellschaftlicher Repression gegenüber gestellt. Am deutlichsten wird dies, wenn Ulrike Marz mit Fromm und Marcuse die Sublimierung und Entfremdung emotionaler Bedürfnisse im Kapitalismus beschreibt (81 ff), aber auch wenn bei Rainer Winters Sennett-Rezeption vom „Umgang mit natürlichen Gefühlen" (201) die Rede ist oder Heike Kahlert mit Giddens eine ‚Demokratisierung der Gefühle' diagnostiziert (182 ff). Müsste man hier nicht nachhaken, wo die Gefühle und Bedürfnisse von Männern und Frauen, die da scheinbar frei, selbstbestimmt und demokratisch verhandelt werden, ihren sozialen Ursprung haben? Gerade hier hätte die Foucault'sche These von der nicht allein *repressiven*, sondern gleichzeitig *produktiven*, *hervorbringenden* Macht Potential gehabt: für eine Analyse, die Liebe wirklich als etwas grundlegend *sozial generiertes* versteht.

Bezeichnend ist, dass nicht ein einziger Beitrag einen gendertheoretischen Bezug im Titel führt. Und ausgerechnet die beiden Artikel, die Geschlecht systematisch zum Thema machen (Poferl, Kahlert), vergeben das kritische Potential soziologischer Analyse. Geschlechterungleichheiten in der Liebe sind für sie zwar existent, aber ein historisches Relikt. Die romantische Liebe hielt

dem Patriarchat lange Zeit den Rücken frei (so konstatierte es schon die Frauenforschung der 1970er Jahre) und eine (hierarchische) Geschlechterdichotomie ist für sie geradezu programmatisch. Diese Liebe nennt Kahlert mit Giddens aber ein „Auslaufmodell" (192). Im Kommen sei dagegen die auf Aushandlung basierende ‚partnerschaftliche Liebe' und ‚reine Beziehung'. Kurzum, wir seien auf dem richtigen Wege zu mehr Freiheit, Pluralität und Demokratie.

Die Gleichheitssemantik von Individualisierung und Partnerschaft ist aber auch eine Ideologie, die verschleiernde Wirkung hat. Sie setzt freie, autonome Individuen voraus, die in der Liebe bewusste Entscheidungen treffen. Evident ist jedoch, dass das (heterosexuelle) Liebespaar nach wie vor der Prototyp komplementär inszenierter Geschlechterdifferenz ist und damit wesentlich zur Stabilisierung und Romantisierung von Geschlechterhierarchien beiträgt. Und die hegemoniale Geschlechterordnung wird immer noch durch vergeschlechtlichte Arbeitsteilung in Paarbeziehungen hergestellt. Das funktioniert am besten, wenn soziale Ordnung und persönliche Wünsche quasi in eins fallen, weil die Arbeitsteilung im Geschlechtshabitus internalisiert ist und sich sozusagen wie von selbst ergibt. Von einer demokratischen Aushandlung zu sprechen, verstellt in diesem Sinne den Blick aufs Wesentliche eher als dass es ihn erhellt. Studien, die zu solchen Themen kritische Perspektiven nahe legen, werden in den *LiebesErklärungen* leider gar nicht rezipiert. So schafft der Sammelband es letztlich nur stellenweise, Liebes-Verklärungen und ihren Funktionen entzaubernd entgegenzutreten.

Angesichts dieser unzureichenden Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht ist es letztlich auch nicht verwunderlich, dass Überlegungen zum Zusammenhang von Liebe und Heteronormativität völlig fehlen. Ein Beitrag über Homosexualität zum Beispiel würde sicherlich in keinem Sammelband zu Sexualität fehlen; in den *LiebesErklärungen* hat es dieses Thema lediglich in einige Randbemerkungen geschafft. Umso schlimmer fällt ins Gewicht, wie Homosexualität in Kahlerts Giddens-Rezeption thematisiert wird: als „Rückzug der Geschlechter voneinander" (192). Dies sei im Gegensatz zu Dialog und Diskurs eine „nicht zeitgemäß[e]" Reaktion auf den „Geschlechterkonflikt" (193). Es überrascht doch sehr, dass Kahlert damit Giddens' diskriminierende Äußerungen völlig unkommentiert und unkritisch wiedergibt.

Die abschließende Beurteilung kann angesichts dieser Mängel nicht allzu positiv ausfallen. Das soziologisch hochinteressante Thema Liebe bleibt in diesem Buch trotz der vielen Perspektiven an einigen entscheidenden Stellen unterbeleuchtet. Die am Thema interessierten LeserInnen wären besser damit beraten, auf eine Literaturauswahl im Original zurückzugreifen. Luhmanns Liebessoziologie gibt es postum herausgegeben in reduzierter, gut lesbarer Form (*Über die Liebe* 2008); Illouz' Thesen der ambivalenten Liebe in der Moderne sind in ihrer Studie *Konsum der Romantik* (2003) aufschlussreicher dargestellt; und es gibt durchaus Forschungsarbeiten, die einen geschlechtssensiblen Blick auf Liebe demonstrieren. Niekrenz' Warnung trifft indes auch auf diese Bücher zu: In der Liebessoziologie geht es unromantisch zu. Dass der entzaubernde

Blick dennoch sehr spannend sein kann, davon haben wir in den *LiebesErklärungen* zumindest eine Ahnung gewonnen.

Irmtraud Hnilica

Archäologie des Foucault-Wissens: Das Foucault-Handbuch zeichnet Leben, Werk und Wirkung des Diskursivitätsbegründers nach

Clemens Kammler/ Rolf Parr/ Ulrich Johannes Schneider (2008) Hg. Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart/Weimar: Metzler (454 S., 49,95 Euro).

In der Reihe der Metzler-Handbücher neben Freud, Heidegger und Nietzsche einen Band zu erhalten, ist so etwas wie ein akademischer Ritterschlag. Michel Foucault ist diese Ehrung jetzt, 25 Jahre nach seinem Tod 1984, zuteil geworden. Dass dies mit Recht geschieht, dokumentiert der Band deutlich. Die Herausgeber Clemens Kammler, Rolf Parr und Ulrich Johannes Schneider – alle drei ausgewiesene Foucault-Kenner – zeichnen darin Leben, Werk und Wirkung Foucaults nach, übersichtlich gegliedert in Abschnitte zur Biografie, zum Werk, zu Kontexten, Begriffen und Konzepten, zur Rezeption. Hinzu kommt ein Anhang mit Zeittafel und Bibliografie. Was auch immer die Leserin, der Leser nachschlagen möchte – ob es um den Überblick über eine Schrift oder die Präzisierung eines Begriffes wie ‚Diskurs' oder ‚Heterotopie' geht –, immer ist die Orientierung leicht und schnell anhand des vorbildlichen Inhaltsverzeichnisses zu bewerkstelligen. Dass ein Sachregister fehlt, wie Patrick Baum auf literaturkritik.de moniert, stört darum kaum.

Foucaults Blick, mit dem er auf der auf dem Titel abgebildeten Fotografie an der Leserschaft knapp vorbeischaut, ist schwer zu deuten: ironisch, skeptisch, maliziös? Ebenso opak wirken Leben und Werk Foucaults. Es ist die Leistung der Herausgeber und der vielen Autorinnen und Autoren der Beiträge, ein hohes Maß an Klarheit zu schaffen, ohne sich allzu grober Vereinfachungen zu bedienen. Foucault, das wird deutlich, war auf der theoretischen Ebene ein großer Pessimist – was ihn nicht hinderte, so sehr an die Möglichkeiten politischen Engagements zu glauben, dass er sich selbst daran beteiligte, etwa mit seiner Forderung nach besseren Haftbedingungen in Frankreich. „Theorie und Praxis laufen parallel, sie sind aber nicht auseinander begründbar" (6), wie die Herausgeber schreiben.

Ähnliches lässt sich auch von der Geschlechterforschung sagen, die von Foucault einige ihrer entscheidendsten Anregungen erhalten hat. Zu denken ist hier an die in *Sexualität und Wahrheit* vertretene These, „dass ‚die' Sexualität, also die Annahme, der Mensch habe eine im Körper verankerte sexuelle Natur, eine Erfindung des 19. Jh.s sei" (85). Gerade die Verabschiedung alter Vorstellungen von ‚natürlicher' Sexualität bzw. Geschlechtlichkeit ist ja Kernanliegen

der Gender-Forschung. Foucaults These von der Erfindung der Sexualität hat die Geschlechterforschung entscheidend inspiriert, auch wenn er sich selbst nur wenig für die Sache der Frauen interessierte, ihm gar (wie der Abschnitt zu Gender Studies/Feminismus im besprochenen Band das tut) Androzentrismus vorgeworfen werden kann.

So findet sich neben dem Artikel zur Rezeption Foucaults in Gender Studies und Feminismus unter „Anschlüsse an Foucault" auch ein Artikel zu Judith Butler. Hannelore Bublitz, Autorin der im Junius-Verlag erschienenen Einführung zu Judith Butler, belässt es in ihrem Beitrag nicht beim bloßen Aufweis des ohnehin evidenten Einflusses von Foucaults Denken auf Butlers Ansatz. Angesprochen wird auch – durchaus kritisch –, dass Butler die Foucault-Rezeption nicht nur zum Vorteil gereicht. So entgehe Butler, dass sich geschlechtliche Verhaltenscodices „in der Gegenwartsgesellschaft ihrerseits, nicht nur im performativen Handeln des Subjekts, längst verflüssigt haben" (197). Sinnvoller als der von Butler hergestellte Bezug auf Foucaults Machtanalyse der Disziplinargesellschaft sei daher die Rezeption seiner „Analyse[ ] der Normalisierungsgesellschaft, die das Subjekt im Fokus von optimierenden Selbsttechnologien und Taktiken der Selbstnormalisierung verorten" (197). Der abschließende Satz freilich („Darin zeigt sich einmal mehr die fehlende Historizität von Butlers sprachanalytisch fundierter Körper- und Subjekttheorie" (197)) zeigt – und das gerade im Kontrast zu der im ganzen Band spürbaren würdigenden Haltung Foucaults Œuvre gegenüber –, dass Butlers Status als Säulenheilige der Gender-Studies schon lange im Wanken ist. Das wird man und frau zwar im Sinne eines Methoden- und Theorienpluralismus begrüßen, doch stellt sich der Rezensentin die Frage, ob nicht der vorliegende Band beispielhaft für einen kritisch-würdigenden Umgang mit großen DenkerInnen ist, den man auch Judith Butler gönnte.

Dass gerade der Paranoiker Michel Foucault, der die Möglichkeiten und den Spielraum von Individuen unter den Bedingungen der Macht so pessimistisch einschätzte, ja überhaupt „der Idee der personalen Identität eine entschiedene Absage erteilt[e]" (1) zu einem Diskursivitätsbegründer werden konnte – dieser Gedanke spendet einen gewissen Trost. Das Foucault Handbuch sei jeder Geistes- und Sozialwissenschaftlerin, jedem -wissenschaftler ans Herz gelegt. Denn Foucault wird noch lange im theoretischen Kanon präsent sein.

Antonia Eder

Der ästhetische Pakt mit dem Mythos

Maria Moog-Grünewald (2008) Hg. Mythenrezeption. Die antike Mythologie in Literatur, Musik und Kunst von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Neue Pauly Supplemente Band 5. Stuttgart/ Weimar: Metzler (749 S., 179,95 Euro, 188 s/w Abb.).

Ein zentrales Nachschlagewerk zur Antike ist *Der Neue Pauly*. Auf aktuellem Wissens- und Forschungsstand ergänzen Supplementbände die enzyklopädische Darstellung um neue, vertiefende Fakten und Forschungszusammenhänge. Der hier zu besprechende fünfte Ergänzungsband *Mythenrezeption*, herausgegeben von der Tübinger Romanistin Maria Moog-Grünewald, bietet eine ebenso kompakte wie dezidierte Zusammenstellung der ästhetischen Mythosumdeutungen anhand von 85 Lexikoneinträgen international renommierter WissenschaftlerInnen. Er präsentiert ausführlich, aufwendig gestaltet, höchst kompetent und zudem ausgesprochen gut verständlich die Wirkung und Rezeption mythischer Figuren der griechisch-römischen Antike und geht der Frage nach: Was hat LiteratInnen, MusikerInnen, bildende KünstlerInnen aller Epochen (meist) europäischer Kulturen und jüngst auch den Film motiviert, antike Gestalten immer wieder aufs Neue mit Leben zu füllen? Diese Frage konsequent im Blick, stellen die Beiträge zunächst den ‚Urmythos' dar, verfolgen dann intertextuelle Verweise oder interdisziplinäre Filiationen und berücksichtigen dabei neben der gattungsspezifischen Relevanz vor allem die rezeptionsästhetische Funktion zentraler mythischer Figuren. Die Zusammenstellung von Kult und mythischer Erzählung ermöglicht die gegenseitige Erhellung in einzelnen Motiven und lässt zugleich das über die Einzelfiguren kohärent wirksame Prinzip des Mythos deutlich werden: seine Funktion als Wirklichkeitsdeutung (Blumenberg 1979). Dass die Geschlechterforschung inzwischen auch aus einem kanonisierten Lexikon wie dem *Neuen Pauly* nicht mehr wegzudenken ist, zeigen die Lemmata sowohl in motivischer wie methodischer Hinsicht. Kaum einer der Beiträge verzichtet auf eine Analyse spezifisch mythischer Geschlechterkonstellationen, die ein dem Mythos inhärentes Potential der Subversion spiegeln.

So alt wie der Mythos selbst ist die Tradition der ästhetischen Umdeutungen – nach Hans Blumenbergs *Arbeit am Mythos* ist eine den Mythos besonders auszeichnende Eigenschaft die Variation. Im Rückgriff auf die Antike gestaltet jede Epoche einen konstanten Kernmythos in ästhetischen, historischen, ideologischen Transformationen als Zugriff auf die spezifisch eigene Problematik: In der Wiederholung des immer schon Bekannten liegt das Augenmerk auf der kunstvollen Abweichung, der bemerkenswerten Variation. Dass sich damit im Mythos stets auch das Andere zeigt, stellt ihn in das vieldiskutierte Spannungsverhältnis zur Ratio (Adorno/Horkheimer 1969, Jamme 1999). Die in gendersensibler Perspektive bedenklichen und, wie das Lexikon zeigen kann, nicht erst seit der Aufklärung perpetuierten Zuschreibungen des mythisch Anderen, der archaischen Gewalt und des naturhaft Unzähmbaren als stets bedrohlich Weib-

liches werden in einigen Beiträgen kritisch reflektiert *(Sirenen*, *Gorgo*, *Medea)* und unter aktuellen Forschungsaspekten von Maskerade *(Zeus)*, performativer Geschlechterverwirrung *(Achilleus)*, Entgrenzung und Liminalität *(Dionysos*, *Silen)* diskutiert. Bspw. der nicht nur in dieser Hinsicht beeindruckend aufbereitete und differenzierte Beitrag von Susanne Gödde diskutiert ausführlich die ambivalenten Geschlechtsimplikationen, die die Achillesfigur bestimmen. So gelingt ihrer Darstellung des heroischen, ebenso Knaben wie Mädchen liebenden und so zornigen Göttersohns eine Zusammenschau von Adolatrie und Androgynität bis hin zur subversiv verkehrten Parodie der Skyrosepisode in *Deïdamia* (1876): Der von seiner Mutter Thetis zu seinem Schutz als Mädchen verkleidete Achill verbirgt sich auf der Insel Skyros in einer Gruppe von tanzenden Frauen. Doch als Odysseus, gekommen, um Achill für den Krieg gegen Troja zu gewinnen, Waffen und Schilde zwischen die Tanzenden wirft, imitieren die tanzenden Mädchen Achilleus' kriegerisch ‚männliches' Verhalten und greifen ebenfalls zu den Waffen, so dass Odysseus' auf Geschlechterstereotype vertrauende List scheitert – er kann Achill (in dieser komischen Variation) durch die gedoppelte Geschlechtermaskerade nicht erkennen.

Besonders hervorzuheben sind die qualitativ hervorragenden, den jeweiligen Mythos veranschaulichenden Abbildungen, die je eine antike Szene und eine der nachfolgenden Rezeption zeigen. Die meisten Lemmata folgen dem Schema: Präsentation des antiken Mythos in seiner wirkmächtigsten Version und anschließendem chronologischen Gang durch die Epochen unter den Aspekten der jeweils rezipierenden Kunstform. Flexibel auf die spezifische Rezeptionsgeschichte reagierend gibt es davon abweichende Beiträge, die thematisch-motivisch aufgebaut sind *(Zeus)* oder umgekehrt vorgehen *(Oidipus),* also übergeordnet die Rezeptionsgebiete – hier neben den gängigen Feldern wie Literatur, Musik, Kunst auch Philosophie, Psychoanalyse oder Literaturtheorie – angeben, innerhalb derer dann chronologisch verfahren wird; eine Ordnung, die sich unter Umständen sogar für den gesamten Band angeboten hätte.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Lektüre des Supplementbandes *Mythenrezeptionen* ein sinn- und reizvolles Unternehmen ist. Nicht zuletzt aufgrund seiner übersichtlichen Anlage (umfangreiches Register und Abkürzungsverzeichnis), der instruktiven Abbildungen sowie des benutzerfreundlichen einbändigen Formats animiert der Erweiterungsband zum Blättern und Lesen ebenso wie zur intensiven Forschungslektüre. Ein hervorragendes Instrument, um sich schnell und gezielt über epochenspezifische Mythenadaptionen zu informieren, wodurch er zu einem wertvollen Werkzeug für die humanwissenschaftliche Lehre und Forschung wird. Insgesamt handelt es sich um ein Werk, das nicht nur die Rezeption des Mythos, sondern darüber hinaus dessen Funktion quer durch die europäische Kulturgeschichte wahrhaft umfassend und auf höchstem Niveau präsentiert.

Mona Hanafi El Siofi

Auch wir sind Wessis!

Sabine Mannitz (2006) Die verkannte Integration. Eine Langzeitstudie unter Heranwachsenden aus Immigrantenfamilien. Bielefeld: transcript (346 S., 30,80 Euro).

Inmitten der Diskussionen um Leitkultur und Parallelgesellschaften legt Sabine Mannitz die überraschenden Ergebnisse ihrer Studie zu Nachkommen von MigrantInnen vor. Vom Leitkulturkonzept und der Frage der Integration, die mit dem moralischen Zeigefinger „sowohl Bring- als auch Holschuld bei der eingewanderten Bevölkerung ansiedeln" (312), distanziert sich die Autorin dabei eindeutig. Überraschend dürften ihre Ergebnisse vor allem für diejenigen sein, die annehmen, dass ‚ausländische' MitbürgerInnen ihre Integration in die deutsche Gesellschaft notorisch verweigern und sich in Großstadtghettos abschotten. Solchen stigmatisierenden Zuschreibungen hält die lesenswerte Publikation zu sozialen Erfahrungen und Selbstpositionierungen junger Menschen aus dem Migrationsmilieu kritisch den Spiegel vor. Ihre Daten gewann Mannitz zunächst mittels einer zehnmonatigen stationären Feldforschung an einer so genannten ‚Brennpunkt'-(Gesamt)Schule in Berlin-Neukölln. Daraus hatten sich engere Kontakte zu fünf befreundeten Mädchen sowie einem Jungen unterschiedlicher ethnischer und religiöser Herkunft ergeben. Diese Teenager begleitete Mannitz dann auch über deren Schulzeit hinaus für insgesamt fünf Jahre.

In Deutschland hat das neuere Sozialisationstheorem von Adoleszenz als „eine[m] krisenhaften Übergang[ ] mit anschließender Anpassung an die bestehenden Strukturen" (12) keine Geltungskraft für Jugendliche aus Familien mit Migrationshintergrund. Vielmehr reduziert man sie auf ihre als ‚völlig anders' klassifizierte kulturelle Herkunft, die sie in ihrer familiären Primärsozialisation erfahren haben. Aufgrund der mutmaßlich daraus hervorgehenden unauflöslichen Kulturkonflikte gelten sie per se als besonders belastet und folglich in Schulen als das Problemklientel schlechthin. So erörtert Mannitz in Kapitel 1, *Konzeptionelle Grundlagen*, erst einmal rezente Auffassungen zu Sozialisationsprozessen – und eben jene Merkwürdigkeit, weshalb MigrantInnenkindern, im Gegensatz zu Gleichaltrigen ohne Migrationshintergrund, die „sozialisationstheoretisch allgemein angenommene Handlungsfähigkeit und soziale Transformationskompetenz … aberkannt" (45) wird. Die Autorin wendet sich gegen dieserart pathologisierende Standpunkte, die eine kulturell determinierte Basispersönlichkeit behaupten, Sozialisation auf den Einfluss der Eltern verkürzen und die Wirkmächtigkeit aller anderen Sozialisationsagenturen ausblenden.

Dass „Adoleszenz im Kontext einer Immigrantenfamilie (…) von speziellen Umständen beeinflusst" ist (46), leugnet Mannitz jedoch nicht. Insbesondere muslimische Mädchen sind den hegemonialen Diskursen um den vermeintlich demokratie-inkompatiblen Islam sowie den hartnäckigen Klischees von dessen angeblich rückschrittlichen Geschlechterverhältnissen ausgesetzt. Dementsprechend unterliegen sie einer „verdoppelten Minoritätserfahrung von Ethnisierung und Vergeschlechtlichung" (70), darauf geht Mannitz in späteren

Kapiteln noch mehrfach ein. Weil die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft von den ‚AusländerInnen' sehr sensibel registriert werden, stellen sie für die Jugendlichen aus MigrantInnenfamilien einen Sozialisationsfaktor dar, der Heranwachsenden ohne Migrationshintergrund erspart bleibt. Damit wird ihre Sozialisation „tatsächlich zu einer, die strukturellen Besonderheiten unterliegt" (62) oder strukturiert sie je nachdem machtvoll vor. Wie die Autorin in ihrer Studie verdeutlicht, enthebt diese Verkomplizierung ihrer Individuationsaufgabe Adoleszente mit familiärem Migrationshintergrund aber nicht gemeinhin der Kompetenz, AkteurInnen ihrer individuellen Lebensführung zu sein.

In Kapitel 2 stellt Mannitz das Forschungsdesign der Studie vor. Ihre zentralen Ergebnisse führt sie in den beiden Anschlusskapiteln aus, und zwar unter Verwendung vieler anschaulicher Zitate, die das Lesen reizvoll machen:

Kapitel 3 beschäftigt sich mit den Auseinandersetzungen der untersuchten Heranwachsenden in der Schulzeit. Sie hatten gelernt, sich als different von ‚den Deutschen' aufzufassen. Und das nicht nur durch die Ausschlussnarrative der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft im Allgemeinen, der LehrerInnen und den Schulbüchern im Speziellen, sondern ebenso durch Abgrenzungen im Elternhaus. Sehr interessant ist nun, dass von den Jugendlichen „nicht eine spezifische national-kulturelle, ethnische oder religiöse Eigenart zum Angelpunkt der eigenen Verortungen wurde" (117), wie es ihre Eltern eigentlich von ihnen erwarteten. Stattdessen wählten sie „wir sind Ausländer" (ebd.) als gemeinsame Position, um etwaige Besonderheiten der eigenen Herkunft zu relativieren und um ihre geteilte Lage im Aufenthaltsland zu betonen.

Bei Konflikten verwendeten die Eltern gegenüber den Jugendlichen häufiger den Vorwurf des ‚schon völlig Verdeutschtseins', gemünzt etwa auf ihr Diskussionsverhalten und die Durchsetzung eigener Interessen; bei Besuchen in den Herkunftsländern der Eltern wurde von den Verwandten Ähnliches geäußert. Der Wert dieser kognitiven Fertigkeiten stand für die untersuchten Teenager aber „völlig außer Frage" (155). Und „besonders Mädchen (sahen) sich als Nutznießerinnen der elterlichen Migration …, da sie die Chancen auf Bildung und eine persönliche Entwicklung in den Herkunftsländern der Familien als schlechter einschätzten" (183). Die Verlust- und Entfremdungsängste der Eltern indessen betrachteten die Jugendlichen mit Nachsicht. Sie fassten sich sogar als *deren* ErzieherInnen auf, um die Eltern „in den Entwicklungsprozess einzubeziehen, den sie an sich selbst als das ‚Verdeutschen' im positiven Sinne erlebten" (182 f).

Ein ‚Verdeutschtsein' als Inklusionsangebot an MigrantInnen und ihre Kinder wird von der deutschen Gesellschaft, den Lehrkräften und dem Unterrichtsmaterial bis heute nicht gemacht. Sie bleiben schlicht die unerwünschten, schwierigen ‚Anderen'. Für die untersuchten Jugendlichen stellte nach Abwägung der Vor- und Nachteile ihrer Sonderposition das ‚richtig' Deutschwerden im Sinne gänzlicher Adaption aber definitiv keine Option dar. Zumal ‚Deutschsein' ja einen negativen Beiklang habe, mit dem sich nicht einmal viele ‚normale' Deutsche ohne Weiteres identifizierten – eine Ambivalenz, die Mannitz zur Schwierigkeit der Definition von ‚deutsch' u.a. historisch ausführlich kontextu-

alisiert. Freilich war ‚AusländerIn' zu sein nicht das einzige, mit dem sich die Jugendlichen identifizierten; doch mit der Übernahme und Aufwertung dieser mehrheitsgesellschaftlich negativ konnotierten Identitätskategorie „bezogen die jungen Leute Position *in* und *für* eine Gesellschaft, die interner … Diversität und Prozessen der Vermischung Raum zugestehen solle" (186, Hervorh. i. Original).

Kapitel 4 thematisiert die Veränderungen, die sich für die Untersuchten im Laufe ihrer Berufs- bzw. Universitätsausbildung ergaben. Sie erlebten jetzt deutlich mehr Diskriminierungen im Alltag als zuvor in ihrer Gesamtschule, wo der AusländerInnenanteil überwog. Besonders spannend ist, dass die jungen Erwachsenen jene Problematik ursächlich in der deutsch-deutschen Wiedervereinigung verorteten und die *gemeinsame* westdeutsche Vergangenheit idealisierten. Ihnen nach hätten ‚AusländerInnen' und Westdeutsche früher ein faires Miteinander gelebt. Außerdem hätten

> der alltägliche Umgang und die Freundschaften mit ‚Ausländern' … dafür gesorgt, dass die ‚Westler' auf deren Präsenz nicht mit Aggressivität reagierten, sondern ‚normal' seien und darin auch für ihr Leben geprägt, während ‚die Ostler' von dieser Norm des zivilen Umgangs abwichen. (258)

Demgemäß appellierten die Untersuchten an Ostdeutsche mit den Argumenten von Assimilation, „die typischerweise an die Immigrantenbevölkerung in Deutschland gerichtet wird" (255). Ganz zurecht hält Mannitz diese eigenständige Positivkonstruktion von ‚AusländerInnen als InländerInnen' für

> beachtlich: Die Macht, Normalität zu definieren – (…) eine Ressource der gesellschaftlich Etablierten – verweist auf einen hohen Anspruch eigener Zugehörigkeit und Identifikation mit dem ehemaligen Westen und dem Leben der Vorwendezeit. (255)

Darüber hinaus ist bemerkenswert, dass alle der hier vorgestellten Nachkommen von MigrantInnen

> ihr Handeln an einer *eigenen* Konzeption vom guten Leben orientierten. Die im Jugendalter in Folge der adoleszenten Konflikte mit den Eltern antizipierten Barrieren waren zwar teilweise in Sicht geraten, hatten sich aber von den jungen Erwachsenen dann umstoßen oder überwinden lassen. (283, Hervorh. im Original)

Entgegen der üblichen Stigmatisierungen orientierten sie sich demnach nicht an den Normalitätsvorstellungen ihrer Eltern. Und das lässt sich in Anlehnung an die Differenznarrative der Mehrheitsgesellschaft als Distanzierungsprozess von ihren ‚Herkunftskulturen' bezeichnen, als ihre *verkannte Integration*, die sich schon während der Schulzeit abzeichnete.

Wer die Verallgemeinerbarkeit solch günstiger Studienergebnisse zu MigrantInnenkindern bezweifelt: Das reflektierte die Autorin umsichtig und gibt dem obendrein völlig Recht. Allerdings unter dem Vorbehalt, dass ihre qualitativ

erhobenen Daten einen wichtigen exemplarischen Aussagewert haben, der der unangemessenen Komplexitätsreduktion im Zusammenhang mit MigrantInnen entgegenwirkt. Mannitz' Ergebnisse

> belegen die Existenz eines vielschichtigen Spektrums an konzeptionellen Interpretations- und Handlungsmöglichkeiten, das als solches signifikant ist, weil es den Spielraum der individuellen Praxis in konkreten Lebenszusammenhängen ausleuchtet. (93)

Derartiges kann quantitative Sozialforschung nicht leisten, die nur Momentaufnahmen individueller Perspektiven ‚feststellt', obgleich lebensweltliche Erfahrungen ständig in Fluss sind, so die Autorin (94).

In Kapitel 5 resümiert Mannitz auch unter Bezug auf andere vergleichbare Studien, dass sich die mehrheitliche Präsenz ‚ausländischer' Kinder „im Berliner *setting* … in einer schützenden Weise für diese auswirkte" (300, Hervorh. im Original). Mögliche Negativwirkungen mehrheitsgesellschaftlicher Stigmatisierungen wurden entsprechend abgeschwächt. Das Peermilieu in der Schule hatte „ihnen die Gelegenheit zur intersubjektiven Verständigung über ähnlich gelagerte adoleszente Krisen und Probleme als ‚AusländerInnen' geboten" (301). Dies und die Ghettoisierung in bestimmten Wohnvierteln bedeutete für die MigrantInnenkinder folglich: „‚Ausländer/in' zu sein, [war] hier kein Stigma, sondern (…) schlichte Normalität, die emotionale und psychische Sicherheit gab" (305).

Am Ende ihrer methodisch überzeugenden und äußerst differenzierten Darstellung ruft Mannitz eindringlich dazu auf, Menschen mit Migrationshintergrund nicht generell zu Störfaktoren zu degradieren. Leistungen erwachsener Einwanderer für Deutschland seien endlich zu würdigen und deren Kindern mehr integrative Unterstützung im für sie gleichfalls bedeutsamen Sozialraum Schule anzubieten. „Ob Pluralität als gesellschaftliche Ressource oder als schiere Belastung verstanden wird, entscheidet mit über die Entwicklung von Lebenseinstellungen, Zukunftsperspektiven und Ambitionen" (316). Und dass man speziell MigrantInnenkinder statt nur als Bürde auch als ‚kompromissbereite MittlerInnen zwischen den Kulturen' deuten könnte, machte die Autorin in hervorragender Weise plausibel.

Annegret Erbes

Die Situation von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt: Eine empirische Untersuchung

Christine Färber/ Nurcan Arslan/ Manfred Köhnen/ Renée Parlar (2008) Migration, Geschlecht und Arbeit. Probleme und Potenziale von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt. Opladen & Farmington Hills: Budrich UniPress Ltd. (270 S., 24,90 Euro).

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um eine empirische Studie im Rahmen von MigraNet (einer EU-geförderten Entwicklungspartnerschaft), die die Analyse der Arbeitsmarktsituation von Migratinnen, die Rekonstruktion von benachteiligenden Strukturen und Prozessen sowie das Aufzeigen entsprechender arbeitsmarktpolitischer Integrationsstrategien zum Ziel hat. Die Untersuchung bezieht sich schwerpunktmäßig auf die Regionen Bayern und Brandenburg und zeigt die Dimensionen der Benachteiligung aus unterschiedlichen Perspektiven auf. Der Band verweist eindringlich auf Forschungsdesiderate zum Themenkomplex Arbeit, Migration und Geschlecht, wobei jedoch auch die prekäre Datenlage sehr deutlich gemacht wird. Die Benachteiligung von Migrantinnen auf dem Arbeitsmarkt entsteht durch das Zusammenwirken von individuellen und gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen; die VerfasserInnen resümieren, dass „grundlegende, strukturelle Veränderungen in der Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmarktpolitik" erforderlich seien (244) und zeigen, dass Migrantinnen zur effektiven Verbesserung ihrer Durchsetzungschancen auf dem Arbeitsmarkt Unterstützungskonzepte benötigen, die auf Geschlecht und Interkulturalität abstellen.

Die Studie setzt sich aus drei Teilstudien zusammen: Erstens wurde vorhandenes quantitatives Datenmaterial ausgewertet, zweitens wurden Interviews mit ExpertInnen und drittens Interviews mit Migrantinnen durchgeführt. Die Ergebnisse dieser drei Untersuchungsschritte werden ausführlich dargestellt und können gut in den vorangehend gesteckten Rahmen des Forschungsstandes eingeordnet werden.

Im ersten Untersuchungsschritt, einer Regionalanalyse von Daten zu Arbeitsmarkt, Geschlecht und Migration, werden arbeitsmarktrelevante Statistiken differenziert aufbereitet und wird so ein guter quantitativer Überblick geliefert. Die Ergebnisse der regionalen Analysen (bspw. Erwerbs- und Arbeitslosenquoten, Teilzeitquoten, Erwerbspersonenquoten usw.) werden auch in Bezug zu allgemeinen Daten zur Lage der ausländischen Bevölkerung in Deutschland (bspw. Aufenthaltsdauer und -status, soziale Lage, Bildungserfolg und Ausbildung) gebracht. Auf Defizite der vorhandenen Datenstruktur wird ausführlich hingewiesen (20 ff).

> Ergebnis der Gender- und Regionalanalyse ist, dass die Datenstruktur der Arbeitsmarktstatistik die strukturelle Benachteiligung von Migrantinnen und Migranten und die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt verdeckt. (231)

In diesem Teilschritt der Untersuchung wurden daher Daten verschiedener Quellen in die Analyse integriert (232). Die Autorinnen weisen darauf hin, dass die Ergebnisse dennoch vorsichtig zu interpretieren seien und die differenziertere Erhebung migrationsrelevanter Daten in den laufenden statistischen Erhebungen dringend erforderlich sei (233 f). Die Teilstudie zeigt, dass es gezielter arbeitsmarktpolitischer Integrationsansätze bedarf, sowie lokale Netzwerke gestärkt und für MigrantInnen gezielte Maßnahmen entwickelt werden müssen, die an ihren individuellen Potenzialen ansetzen (235).

Im zweiten Teil der Untersuchung werden Zusammenhänge zwischen Arbeitsmarkt, Migration und Geschlecht aus der Sicht von Expertinnen und Experten beleuchtet. Hierzu wurden 27 qualitative Interviews mit Fachleuten geführt, die an der Schnittstelle von Migrations-, Arbeitsmarkt- und Geschlechterpolitik tätig sind (86). Schwerpunkte der Auswertung dieser Interviews sind bspw. die Einschätzung der Arbeitsmarktintegration von MigrantInnen, Migrationsprobleme verschiedener Migrationsgruppen, der Einfluss von Bildung und Berufserfahrung auf die Integration in den Arbeitsmarkt, erschwerte Zugangsbedingungen für Frauen mit Migrationshintergrund, Selbständigkeit als Perspektive für Migrantinnen sowie Ideen, welche Strategien für die Integration von Migrantinnen am Arbeitsmarkt förderlich sein könnten (bspw. Diversity Management; Netzwerke).

Die in diesem Teil der Studie herausgearbeiteten Geschlechteraspekte betreffen vor allem Mechanismen der Verdrängung:

> Frauen werden schneller vom Arbeitsmarkt verdrängt als Männer. Migranten werden schneller abgedrängt als Deutsche, jedoch abgestuft nach Migrationsgruppe. Ganz unten in dieser Hierarchie stehen Türkinnen, Araberinnen, Afrikanerinnen sowie dunklere Asiatinnen und Lateinamerikanerinnen. (240)

Die Interviews mit den ExpertInnen weisen einerseits auf die Spezifika der Lage von Migrantinnen am Arbeitsplatz hin, gleichzeitig jedoch haben sie auch die Arbeitsmarktpolitik im Blick. Es wird deutlich dass es „die Migrantin" nicht gibt, „vielmehr sind die Integrationsprobleme so heterogen wie der Migrationshintergrund, die Genderaspekte noch heterogener als bei den Deutschen" (239). Es wird hervorgehoben, dass integrationsfördernde Maßnahmen benötigt werden, die auf die individuellen Bedürfnisse der Migrantinnen abgestimmt sind (239 ff).

In der dritten Teilstudie wurden Interviews mit MigrantInnen zu ihren persönlichen Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt geführt. Hier geht es bspw. um ihre Gründe für die Migration sowie ihre Selbstverortung in Bezug auf Ethnie

oder Religion, weiterhin auch um Bildungsstand und Qualifikation, Diskriminierungserfahrungen, Barrieren am Arbeitsmarkt und Unterstützungssysteme. Die Ergebnisse zeigen, dass die befragten Frauen bezogen auf den Arbeitsmarkt mehr Schwierigkeiten als Chancen sehen. Obwohl die Arbeit bei ihnen einen hohen Stellenwert hat, sind zahlreiche strukturelle Barrieren zu überwinden (241 f). Die Untersuchung zeigt auch, dass sich Frausein in Verbindung mit einem Migrationshintergrund negativ auf die Platzierungschancen auf dem Arbeitsmarkt auswirkt, verschärft wird dies zusätzlich bspw. durch Probleme bei der Kinderbetreuung. Die interviewten Frauen sind, so zeigen die Ergebnisse, zwar kompetent, die Existenz über den deutschen Arbeitsmarkt zu sichern, allerdings sind die entsprechenden Bedingungen/Rahmenbedingungen schlecht. Die Ergebnisse der Studie münden in der Feststellung:

> Alle Befragten sind unzufrieden mit der deutschen Arbeitsmarkt-, Integrations- und Familienpolitik, denn diese hindert sie daran, sich als Frauen, Mütter und Migrantinnen ihren Potenzialen und ihrer Leistungsbereitschaft entsprechend einzubringen. (243)

Der Band ist sehr informativ und gut lesbar, insbesondere die Ergebnisse der Interviews mit ExpertInnen und Migrantinnen sind sehr interessant. Kritik und Forderungen werden auf der Basis schlüssiger Analysen auf den Punkt gebracht. Die Studie eignet sich daher auch für interessierte LeserInnen, die sich noch nicht vertieft mit den Zusammenhängen von Arbeitsmarkt, Migration und Geschlecht beschäftigt haben.

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger Geschlechterstudien" im Wintersemester 2009/2010 und Sommersemester 2010

Feminisms Revisited

Die in jüngster Zeit vielerorts zu beobachtende Ausrufung eines ‚neuen Feminismus' provoziert die Frage nach dem Stand und Stellenwert des ‚alten Feminismus'. Die Reihe „Feminisms Revisited" nimmt diesen Anstoß auf.

Anders als etwa ‚die Alphamädchen' möchten wir uns jedoch weder kategorisch noch polemisch gegen frühere Feminismen und gender-orientierte Debatten abgrenzen. Vielmehr geht es der Reihe um eine zwar kritische, gleichzeitig aber auch wertschätzende Bestandsaufnahme. Dabei steht die Frage im Zentrum, wie relevant konkrete ‚feministische' Fragestellungen und Herangehensweisen heute (noch) sind. Es soll erkundet werden, wohin die Anstrengungen der Vergangenheit geführt haben, auch wenn deren Ergebnisse manchmal den ursprünglichen Intentionen widersprechen.

Der Blick geht aber auch nach vorne: In der kritischen Reflexion der Vergangenheit zeigen sich nicht nur Desiderate und blinde Flecken, sondern auch neue Perspektiven und Ansätze jenseits literarischer Aufmerksamkeitsgenerierung.

Angeregt durch den Erfolg der letzten Symposien haben wir diesen Teil des Programms weiter ausgebaut: An zwei aufeinanderfolgenden Nachmittagen wird jeweils ein Panel mit je vier Vorträgen und einer Podiumsdiskussion angeboten. Das erste fokussiert dabei eher auf die theoretisch ausgerichtete, das zweite auf die empirische orientierte Gender-Diskussion. Vorangestellt haben wir den Vorträgen und Diskussionen ein ‚Erzählcafé', in dem die eigene Biografie zum Ausgangspunkt genommen werden soll. Und: Ein Bewegungstheaterworkshop ermöglicht es, performative Praxis' zu erfahren.

Wintersemester

Donnerstag, 22. Oktober, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Nina Degele (Freiburg) und Prof. Dr. Gabriele Winker (Hamburg)
Feminismen im Mainstream, in Auflösung –
oder auf intersektionalen Pfaden

Feministische Bewegungen und Strömungen geraten vielfach unter Druck. Einerseits scheinen selbstgenügsam gewordene Theoriediskussionen den Bodenkontakt zur empirischen Realität verloren zu haben. Andererseits können Strategien rund um *diversity* und *gender mainstreaming* zur Verwässerung eines Profils beitragen, das gegen soziale Ungleichheiten und Herrschaftsverhältnisse immer auch deutlich politisch Position bezogen hat. Wenn sich aber die Kluft zwischen arm und reich vertieft, Frauen nach wie vor deutlich weniger verdienen als Männer, Nicht-Heterosexuelle immer noch als von der Norm Abweichende stigmatisiert werden, Kinder mit Migrationshintergrund selbst in

zweiter und dritter Generation deutlich schlechtere Bildungschancen haben als Einheimische, Alte und Kranke vom gesellschaftlichen Rand in die Mitte schauen, wo Junge und Gesunde sich zu behaupten versuchen: Was haben Feminismen, Frauen- und Geschlechterforschung dazu zu sagen? Eine Antwort könnte die praxeologisch orientierte intersektionale Mehrebenen-Analyse geben, die Wechselwirkungen zwischen den ungleichheitsgenerierenden Kategorien *sex*, *class*, *gender* sowie *body* benennt. Was das bedeutet, wie es funktioniert und wo feministisches Denken dabei bleibt, ist Thema dieses Vortrags.

Gabriele Winker ist Professorin für Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU-Hamburg-Harburg. Ihr Interesse gilt feministischen, intersektionalen und polit-ökonomischen Theorieansätzen. Empirisch arbeitet sie im Bereich der Arbeits-, Geschlechter- und Internetforschung. Sie ist Mitbegründerin des Feministischen Instituts Hamburg (www.feministisches-institut.de). E-Mail: winker@tu-harburg.de, Homepage: www.tu-harburg.de/agentec/winker

Nina Degele, Jg. 1963, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg, Institut für Soziologie. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/Sport, qualitative Methoden.

Donnerstag, 29. Oktober, 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Dr. Marion Mangelsdorf (Freiburg)
Vom Leben, der Liebe und Begehren zwischen Menschen und anderen Cyborgartigen – *Teknolust* [*Teknolust*] (USA/D/GB 2002). Reg. Lynn Hershman-Leeson

In dem surrealen, farbenfrohen und romantisch-komischen Science-Fiction-Film *Teknolust* liefert die Schauspielerin Tilda Swinton eine interessante Performance ab. Sie spielt sowohl die Biogenetikerin Rosetta Stone wie auch drei Replikanten, die diese aus der eigenen DNA anfertigte. Während die Reproduktion der Cyber-Drillinge so einfach war, wie „Brownies zu backen", erweist sich jedoch die Betreuung und Fürsorge der drei als schwierig. Nicht allein, weil sie für ihr Überleben das Y-Chromosom benötigen, das sie dem männlichen Sperma entnehmen, drängt es die Klons in die Welt der Menschen. Dabei ironisiert der Film gängige Science-Fiction-Klischees, die darauf aufbauen, dass zur Selbständigkeit drängende Replikanten letztendlichen zur Gefahr der Menschen mutieren.

Dass wir, wie die feministische Naturwissenschaftsforscherin Donna J. Haraway im *Manifesto for Cyborgs* 1991 äußerte, Cyborgs sind, lässt sich mit dem Film lustvoll durchdeklinieren. Ebenso wie sich durch den Film Überlegungen Haraways weiterspinnen lassen, die sie in ihrem 2003 erschienen zweiten *Companion Species Manifesto* skizziert hat: Wie kann ein Leben, die Liebe und das Begehren zwischen uns und anderen Cyborgartigen aussehen?
In Verbindung mit Haraway möchte ich *Teknolust* zum Anlass nehmen, um das Uncanny Valley zu durchschreiten, das humanoide Kunstwesen passieren

müssen, bevor sie von Menschen Akzeptanz erfahren, um sexy, charmant und intelligent – wie die Cyberdrillinge – ihre Herzen erobern zu können.

Dr. Marion Mangelsdorf: Von 1989-93 Studium der Sozialpädagogik mit Schwerpunkt Kulturpädagogik an der Fachhochschule Düsseldorf. Von 1993-2000 Studium der Philosophie, Soziologie, Kulturwissenschaften/Historischen Anthropologie an der Freien Universität zu Berlin und Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br. 2006 Promotion an der Freien Universität zu Berlin zum Verhältnis Mensch und Wolf in der Technoscience. Seit 2008 unternehme ich teilnehmende Beobachtungen von Pferdekommunikationstrainings. Forschungsschwerpunkte: Mensch-Tier-Maschine-Schnittfelder, (Feminist) Science and Technology Studies, Animal Studies, Technoscience.

Donnerstag, 5. November, 20 h c.t., HS 3042
Dr. Tina-Karen Pusse (Galway, Irland)
***Undoing Feminism*: Über *female brains*, Apfelkuchen und Motorsport**

Barbara und Allan Pease, Eva Herman und neuerdings sogar Norbert Bolz haben sie wiederentdeckt: die Biologie – ein Term, mit dem gerne alternierend auf ‚die Hirnforschung' verwiesen wird oder aber auf ‚die Genforschung' oder ‚die Evolutionstheorie', auf Begründungszusammenhänge jedenfalls, aus denen sich angeblich schlüssig erklären lässt, warum Männer gerne hart arbeiten während Frauen in neuen Schuhen die Wohnung dekorieren.

Dieser Vortrag beschäftigt sich mit Pseudobiologismen in der antiintellektuellen Feminismuskritik neueren Datums, also mit wirkmächtigen kulturellen Phantasmen, die sich als ‚Natur' ausgeben.

Tina-Karen Pusse studierte Germanistik und Philosophie in Freiburg i. Br. sowie Komparatistik und Philosophie in Paris, und promovierte 2003 in Köln (Dissertationsschrift: Von Fall zu Fall. Lektüren zum Lachen. Freiburg i. Br.: Rombach 2004). Publikationen u.a. zu Kafka, Elfriede Jelinek, Hans Henny Jahnn, zur Autobiographieforschung und zum Textbegriff der Cultural Studies. Sie war Assistentin am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft und Medientheorie am Institut für deutsche Sprache und Literatur in Köln und lehrt seit 2008 German Literature and Film an der National University of Ireland. Sie ist Redakteurin der *Freiburger Geschlechterstudien*.

Donnerstag 12. November, 20 h c.t., HS 3042
Hans-Joachim Lenz (Freiburg)
Stand und Perspektiven des Wandels der Geschlechterverhältnisse in Deutschland und in den USA aus der Perspektive der Männlichkeitsforschung

Vieles was heute im westlichen Kulturkreis selbstverständlich scheint, sind Errungenschaften der letzten Jahrzehnte. Innerhalb kürzester Zeit hat sich viel verändert: In den 1950er Jahren konnte in der alten Bundesrepublik keine Frau ohne Zustimmung ihres Ehemannes ein Konto eröffnen oder einer Erwerbsarbeit nachgehen; und noch in den 1960er Jahren war Sex zwischen Männern ein strafwürdiger Tatbestand, der von Polizei und Justiz verfolgt wurde. Seit 1. August d.J. können nun gleichgeschlechtliche Paare auch in Bayern beim Standesamt den Bund fürs Leben schließen; wir haben eine Bundeskanzlerin und trotz Wirtschaftskrise nehmen gegenwärtig immer mehr Männer Elternzeit in Anspruch. In den USA hat Vermont im Jahr 2000 als erster Bundesstaat die gleichgeschlechtliche Partnerschaft anerkannt; 2003 wurden die noch in 15 Bundesstaaten bestehenden *sodomy laws* für verfassungswidrig erklärt. Wo stehen wir heute in Deutschland und in den USA im Verhältnis der Geschlechter? Woran mangelt es? Was sind die Bedingungen eines qualitativ neuen Verhältnisses zwischen Männern und Frauen, und zwischen Männern? Welche Herausforderungen liegen noch vor uns – und nehmen die USA hier eine Vorreiterrolle ein, oder ist Amerika in Sachen Emanzipation hinter Europa zurückgefallen?

Hans-Joachim Lenz, Jg. 1947, ist Sozialwissenschaftler, Lehrbeauftragter für Männlichkeitsforschung an der Universität Freiburg/ZAG und den beiden Freiburger Fachhochschulen. Er betreibt bei Freiburg i. Br. ein Büro für Beratung, Bildung und Forschung *Forsche Männer & Frauen*. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Männerbildung, zu Männergesundheit, zu Männerforschung, zu männlichen Gewalterfahrungen und zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses. Näheres:www.geschlechterforschung.net

Dienstag, 17.11., 19.30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Caroline Günther, M.A. (Freiburg)
Spieg'lein, Spieg'lein in der gefesselten Hand… –
heute werfen wir *Female Perversions* an die Kinoaugeninnenwand –
***Female Perversions. Phantasien einer Frau* [*Female Perversions*] (USA 1996). Reg. Susan Streitfeld**

Differenter könnte die deutsche Übersetzung nicht ausfallen, als *Female Perversions*, einen Film, der sich kritisch mit Naturalisierungen und Homogenisierungen von Kategorien beschäftigt, mit dem Titel *Phantasien einer Frau* zu überschreiben. Nicht um die Phantasien einer, eher um Neurosen mehrerer Frauen kreist der 1996 in Anlehnung an Louise Kaplans psychoanalytische Studie über weibliche Perversionen gedrehte Debütfilm von Susan Streitfeld, und situiert

sich damit im diskursiven Kontext einer *queer*-feministischen Kritik an einer rigiden heteronormativen Geschlechterordnung als Spiegel jeglicher (perversen) Fremd- und Selbstkonstitution.

Vorgeführt werden perverse Konzeptionen von Geschlecht, Geschlechterrollen sowie sexuellen Handlungen, vorgetäuscht stabile (Geschlechts-)Identitäten, inszeniert und maskiert weibliche Wunsch-, Angst- und Traumbilder, gefesselt, geritzt, begraben, diszipliniert und de-/konstruiert traumatisierte Körper, visualisiert normierende gesellschaftliche Konstruktionen und Konventionen und wiederholt implementiert wird die Konfrontation mit Fragen nach eigenen Perversionen sowie folglich der Konstitution und Determination des eigenen körperlich-leiblichen Ich.

So bekommen die Zuschauenden den Spiegel, den sich Eve, Protagonistin von *Female Perversions*, letztlich bewusst aneignet, um ihren Blick von sich selbst als autonomes Selbst ab- und ihrer determinierten Pluralität zuzuwenden, in die eigenen Hände gelegt. Und am Ende liegt es bei dir selbst, hin-, weg- oder eben teilnahmsvoll zuzuschauen bei den Filmen, die dir situative Konstellationen von Erfahrungen, Wissensbeständen, Ideologien und filmischen Vorlagen visionär erinnernd an deine beiden Augenleinwände projizieren. Bist du bereit? Dann befrage deinen Spiegel:

Spieg'lein, Spieg'lein in der gefesselten Hand…

Caroline Günther, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; 2007 bis 2009 wissenschaftliche Hilfskraft, Tutorin und Lehrbeauftragte des ZAG; Redaktionsmitglied der Freiburger GeschlechterStudien; Übungsleiterin bei FLUSS e.V.; derzeit bei Promotionsvorbereitungen.

Donnerstag, 26. November, 20 h c.t., HS 3042
Mascha Madörin (Münchenstein bei Basel, Schweiz)
Care Ökonomie –
ein altes Thema der feministischen Ökonomie wird neu aufgerollt

Unbezahlte Arbeit, das Aufziehen von Kindern, die tägliche Arbeit in Haushalt und Garten, die Pflege und Unterstützung von Erwachsenen, Frauen als letztlich Zuständige für das Wohlergehen von Menschen sind seit den frühen 1970er Jahren zentrales Thema der neuen Frauenbewegung. Sie haben die Debatte zur Sozialpolitik, zur sozialen und ökonomischen Diskriminierung der Frauen im Erwerbsleben wesentlich mitgeprägt.

Seit rund zwanzig Jahren gibt es in der feministischen Ökonomie eine etwas anders gelagerte Theoriedebatte und Forschung, die unbezahlte Arbeit als Teil der volkswirtschaftlichen Entwicklung, der Produktion von Wohlfahrt und Lebensstandard thematisiert. Dazu ein Bericht.

Mascha Madörin 1946, Ökonomin (lic. rer.pol.), arbeitet zu feministischer Wirtschaftstheorie und –politik, Gender Budgeting, Care- und feministischer

Gesundheitsökonomie. Sie hat an einem Forschungsprojekt der UNRISD (UN Research Institute for Social Development) zur ‚politischen und sozialen Ökonomie von Care' mitgearbeitet.

Donnerstag, 3. Dezember, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Lotte Rose (Frankfurt/Main)
Die ‚sanfte Geburt'.
Feministische Entbindungsreformen und ihre ungewollten Folgen

Die Idee der ‚sanften Geburt' führte in den 1970er Jahren zu tief greifenden Veränderungen in der Geburtshilfe. Als ‚Aufstand' gegen die etablierte klinisch-technisierte Entbindungspraxis, männliche Medizinerherrschaft, Entmündigungen der Gebärenden und die radikale Trennung von Mutter und Säugling sorgte die ‚sanfte Geburt' dafür, dass Frauen selbstbestimmt und unter freundlichen Bedingungen ihr Kind auf die Welt bringen und als Wöchnerin in enger Nähe zu ihrem Kind verbleiben konnten. Im Zuge dessen erfuhren auch die weibliche Hebammenkunst und das Stillen eine deutliche Aufwertung. Doch welche ‚Nebenwirkungen' waren und sind mit diesen humanisierenden Entwicklungen verbunden? Welche ungeahnten Fallen verbergen sich in der Freisetzung der Gebärenden aus den Zwängen der klinischen Medizin und in der neuen Selbstverantwortung? Welche Folgen hat das propagierte Idealbild der nachgeburtlichen Mutter-Kind-Nähe?

Lotte Rose, Diplompädagogin, Dr. phil, Professorin an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit, Geschäftsführerin des Gender- und Frauenforschungszentrums der Hessischen Hochschulen (gFFZ).

Dienstag, 8. Dezember, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Kerstin Palm (Wien, Österreich)
Material Girl – Neue postbutlersche Körpertheorien in der Debatte

Seit einigen Jahren wächst in der Genderforschung die Unzufriedenheit mit der starken Betonung der konstruktivistischen Perspektiven in gendertheoretischen Körpertheorien. Denn dieser methodische Zugriff kann nur vorhandene Körpervorstellungen rekonstruieren und ihren Stellenwert in einer Machtordnung nachzeichnen, nicht jedoch offensiv intervenieren und neue machtkritische Ontologien einbringen. Neue postbutlersche Körpertheorien versuchen dieses Defizit zu beheben. In dem Vortrag werden diese neuen Theorien in einigen Ansätzen vorgestellt und kritisch kommentiert.

Kerstin Palm, Studium der Biologie, Philosophie und Germanistik in Göttingen und Freiburg, Promotion in Biologie (1996 Uni Freiburg), Habilitation in Kulturwissenschaft mit einer Genealogie des biologischen Lebensbegriffs aus der

Genderperspektive (2009 HU Berlin), seit 1996 Lehre und Forschung in den Gender Studies der Naturwissenschaften mit den Schwerpunkten Epistemologie und Geschichte der Naturwissenschaften (Uni Bremen, HU Berlin), Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten, aktuell an der Universität Wien.

Dienstag, 12. Januar, 20.00 h, Theater Freiburg (Kammerbühne)
Lesung & Podiumsdiskussion mit SchauspielerInnen, Daniela Nik-Nafs (Frischfleisch, Theater Freiburg) und anderen.
Moderation: Andrea Zimmermann (Freiburg)
Frischfleisch präsentiert:
***Armes Ding (glaubeliebearbeit)* von John Birke**

Glaube, Liebe, Arbeit… Drei Episoden über drei extreme Frauen.

Nein, sie sind nicht am Rande des Nervenzusammenbruchs… aber die Frauen in John Birkes Stück *Armes Ding* schnallen sich schon mal einen Sprengstoffgürtel um die Hüfte, jagen eine Moschee in die Luft und widmen ihr Leben dem verstümmelten Ehemann. Oder sie gründen eine bizarre Ich-AG, die sich ‚professionell' und persönlich um Sexualstraftäter und andere perverse Gewalttäter kümmert und somit aktiv zur Senkung der Kriminalitätsstatistik beiträgt. Dafür lässt man sich monatelang in dunkle Keller einsperren und handelt schließlich im Namen der Liebe!

Weibliche Selbstaufgabe oder kalkuliertes Machtbewusstsein aus Sicht der Opferrolle: Willkommen in der mediengelenkten, übersättigten Wirklichkeit!

Daniela Nik-Nafs wurde 1980 in München geboren. Seit 2003 studiert sie Romanistik und Kunstgeschichte in Freiburg. Ebenfalls seit 2003 spielt sie als Mitglied der Gruppe *Liverpills* unter der Leitung von Ralf Buron regelmäßig Theater. Im Rahmen der Frischfleisch-Veranstaltungen konzipierte sie unter anderem Lesungen von Martin Heckmanns *Kommt ein Mann zur Welt*, Peter Handkes *Spur der Verirrten*, John von Düffels *Ego* und Rebekka Kricheldorfs *Das Ding aus dem Meer*. Seit Mai 2008 arbeitet Daniela Nik-Nafs neben dem Studium am Theater Freiburg. Sie betreut gemeinsam mit Kristina Mühlbach den Bereich Theater&Uni.

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-2008 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs *Gender in Motion* und schreibt zurzeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-)Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Die Gruppe *Frischfleisch* hat sich als Fortsetzung einer gemeinsamen Seminarreihe des Deutschen Seminars II (Prof. Dr. Günter Saße und Prof. Dr. Werner Frick) und des Theaters Freiburg (Christoph Lepschy und Josef Mackert) eta-

bliert. Seit der Spielzeit 2006/07 stellt die Gruppe *Frischfleisch* die Ergebnisse ihrer Recherchearbeit zur zeitgenössischen Dramatik monatlich öffentlich vor. Zusammen mit SchauspielerInnen, RegisseurInnen und DramaturgInnen präsentiert sie unter der Leitung von Josef Mackert neue Texte zeitgenössischer AutorInnen in der Kammerbühne des Theater Freiburg.

Donnerstag, 14. Januar, 19.30 h Kommunales Kino Freiburg
Vortrag (Nadine Milde M.A., Freiburg) und Filmvorführung
Casting sex… away? – *Orlando* [*Orlando*] (GB/RUS/FR/I/NL 1992). Reg. Sally Potter

Der 1992 von Sally Potter produzierte Film *Orlando* basiert auf Virginia Woolfs gleichnamigem Buch aus dem Jahr 1928, das ironisch-amüsant und ästhetisch avantgardistisch die fiktive Biographie der Hauptfigur Orlando erzählt. Ohne äußerlich zu altern, durchlebt diese nicht nur mehrere Jahrhunderte britischer Geschichte, sondern wechselt auch ihr biologisches Geschlecht: Lord Orlando erwacht eines Tages als Frau und sieht sich damit konfrontiert, zwar innerlich dieselbe Person zu sein, aber plötzlich gänzlich anderen Verhaltensmaßstäben unterworfen zu werden.

Gefeiert als feministische oder gar queere Infragestellung von Geschlechterrollen, kritisiert als antifeministisch oder essentialistisch, wurde Orlandos Geschlechterwechsel seit dem Erscheinen der Geschichte immer wieder auf verschiedene und oft völlig gegensätzliche Art rezipiert. Der Einführungsvortrag wird einige dieser Lesarten vorstellen und auf die besondere Problematik eingehen, die eine Verfilmung dieses literarischen Stoffs mit sich bringt: Wie wird eine Rolle besetzt und visualisiert, die sich im Verlauf des Films vom Männerpart zum Frauenpart wandelt?

Nadine Milde studierte Amerikanistik, Romanistik und Philosophie an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, der Université de Bourgogne (Dijon, Frankreich) und der Harvard University (Cambridge, Massachusetts), war Fellow am Graduiertenkolleg Postcolonial Studies und Lehrbeauftragte am Amerika-Institut der LMU München (2005-07). Sie arbeitet derzeit an ihrer Dissertation *Hybridizing History: Towards a Poet(h)ics of Globalization* und ist seit 2007 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich nordamerikanische Kultur- und Medienwissenschaft am Englischen Seminar der Universität Freiburg tätig.

Donnerstag, 21. Januar, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Elisabeth Cheauré (Freiburg)
Kanon – Macht –Vergessen.
Spurensuche im Russland des 19. Jahrhunderts

Die russische Literatur des 19. Jahrhunderts genießt Weltruhm. Dostoevskij, Tolstoj, Turgenev und Čechov zählen zum Bildungskanon nicht nur in Russland, sondern weit darüber hinaus. Die Namen ihrer Zeitgenossinnen jedoch, hoch anerkannte und gerühmte Schriftstellerinnen, die zu ihrer Zeit zum Teil weit über Russland hinaus bekannt waren, sind heute so gut wie vergessen.

Konkrete Fälle des Vergessens, Verdrängens und Spurenverwischens russischer Autorinnen stehen im Mittelpunkt dieses Vortrags, der zugleich einen Blick in aktuelle Kanondiskussionen eröffnet.

Prof. Prof. h.c. Dr. Elisabeth Cheauré, Dekanin der Philologischen Fakultät und Slavistin an der Universität Freiburg. Forschungsschwerpunkt im Bereich der Gender Studies.

Donnerstag, 28. Januar, 19 h c.t., Carl-Schurz-Haus
Prof. Dr. Jeanne Cortiel (Paderborn)
Prophetinnen gegen das Patriarchat:
Mary Daly und Rosemary Radford Ruther

Die amerikanische Frauenrechtsbewegung wurde historisch genauso stark von religiösen Reformbewegungen getragen wie von der politischen Philosophie der Aufklärung. Für eine Neulektüre der ‚zweiten Welle' des Feminismus in den 1970er und 1980er Jahren ist dieser kulturhistorische Zusammenhang unverzichtbare Grundlage. Der religiöse Feminismus der USA in dieser Zeit richtete sich, gemeinsam mit einer Reihe anderer Widerstandsbewegungen, radikal gegen die dominante amerikanische Kultur und wandte sich von deren ‚heiligen Schriften', der (protestantisch-)christlichen Bibel und der Unabhängigkeitserklärung ab. Der Vortrag zeigt am Beispiel der beiden ursprünglich katholischen, feministischen Denkerinnen Mary Daly und Rosemary Radford Ruther, dass paradoxerweise gerade zentrale identitätsstiftende kulturelle Narrative, die auf diese beiden Quellen zurückgehen (der Aufbruch ins gelobte Land, Frontier, prophetische Sozialkritik), wichtige Grundmuster für die feministischen Befreiungserzählungen im Feminismus der USA lieferten.

Jeanne Cortiel ist Professorin für anglophone Literaturen und amerikanische Kulturgeschichte an der Universität Paderborn. Sie beschäftigt sich mit kulturellem Konflikt in den USA, mit Schwerpunkten im anti-rassistischen Diskurs des 19. Jahrhunderts und im feministischen Diskurs des späten 20. Jahrhunderts.

Prof. Dr. Saskia Wendel (Köln)
‚Neuer Wein in neue Schläuche': Von der Feministischen Theologie zu einer ‚genderbewussten' Rede von Gott

Die zeitgenössischen Gender-Diskurse stellen die Feministische Theologie vor neue Herausforderungen und zwingen so ein altes, manchmal schon totgesagtes Projekt zur Neuausrichtung. Diese Neuausrichtung eröffnet aber auch neue Möglichkeiten für eine Theologie, die Gender als eine grundlegende Kategorie ihrer Reflexionen begreift und dabei auch das Anliegen der Feministischen Theologie in veränderter Art und Weise in sich aufnimmt. Diese ‚genderbewusste' Rede von Gott, die auch eine ‚genderbewusste' Rede vom Menschen mit einschließt, kann zur Zukunftsfähigkeit einer Theologie beitragen, die sich bleibend der ‚via moderna' auch und gerade unter den Bedingungen einer spätmodernen Gesellschaft verpflichtet weiß. So kann vielleicht auch dem Projekt ‚Feministische Theologie' neues Leben eingehaucht werden – in anderer Gestalt.

Saskia Wendel, Prof. Dr. phil., Dipl.-Theol., geb. 1964, Professorin für Systematische Theologie und ihre Didaktik am Institut für Katholische Theologie der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Religionsphilosophie und theologische Erkenntnislehre, Gotteslehre, theologische Anthropologie, Christliche Mystik, theologische Genderforschung.

Anschließende Diskussion
Diskussionsleitung: Andrea Zimmermann (Freiburg)

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-2008 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs *Gender in Motion* und schreibt zurzeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-)Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Donnerstag, 4. Februar, 20 h s.t., Galerie im Alten Wiehrebahnhof – Haus für Film und Literatur
Andrea Zimmermann (Freiburg)
Sprechen über Sprache: „heute morgen bin ich aufgewacht und mein geschlecht war weg" – Theatertexte von Nora Mansmann

So schildert frotzi, hermaphroditIn, aus Nora Mansmanns zuletzt uraufgeführtem Stück *zwei brüder drei augen* ihre Situation. Mit den Mitteln der Groteske und der Ironie zeichnen die Stücke der jungen Autorin das Porträt einer postideologischen Generation, die auf der Suche nach Vorbildern mit den Aufräumarbeiten der Mythen ihrer Vorgänger beschäftigt ist. Ohne Kontrolle über

den eigenen Körper, mit uneindeutiger Geschlechtsidentität und unfähig, die Innen- von der Außenwelt zu unterscheiden, sind Mansmanns Figuren gefangen zwischen oberflächlicher Veränderung und existenziellem Stillstand. Es ist diese Diskrepanz, die Mansmanns Figuren umtreibt und sie an einer fast schon romantischen Suche nach Bedeutung und Gegenwart festhalten lässt.

Nora Mansmann wurde am 28.09.1980 in Friedberg geboren und ist in Marburg und Kassel aufgewachsen. Studium der Geschichte, Musikwissenschaft und Germanistik in Göttingen und Berlin. Seit 2004 eigene Theaterarbeiten. Seit 2005 wird Nora Mansmann als Theaterautorin vom Verlag der Autoren vertreten. Ihr drittes abendfüllendes Stück *zwei brüder drei augen* entstand während der Spielzeit 2006/07 im Rahmen des Autorenlabors am Düsseldorfer Schauspielhaus und wurde im Juni 2008 dort uraufgeführt. Ihr zweites Stück *herr tod lädt nicht ein aber wir kommen trotzdem* erlebte seine Uraufführung im April 2007 am Maxim Gorki Theater Berlin und am Theater Osnabrück, wo auch Nora Mansmanns Debüt-Stück *TERRORMUM* uraufgeführt wurde, für das sie den Preis der Jury beim Stückwettbewerb Drama Köln erhielt. Neben ihren bisher drei abendfüllenden Stücken entstanden weitere theatrale Projektarbeiten unter Beteiligung von Nora Mansmann als Autorin. Nora Mansmann lebt in Berlin und arbeitet als freie Regisseurin und Autorin.

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-08 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs *Gender in Motion* und schreibt zur Zeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-) Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus, wo sie 2008 die Uraufführung von *zwei brüder drei augen* betreute.

Donnerstag, 11. Februar, 20 h c.t., HS 3042
Stephanie Bethmann, M.A. (Freiburg)
Liebe Revisited –
romantisierte Ungleichheit oder egalitäre Partnerschaft?

In den siebziger Jahren brandmarkte die feministische Bewegung die romantische Liebe als ein besonders perfides Instrument patriarchaler Unterdrückung: Die liebende Frau unterwirft sich dem Manne freiwillig – die strukturell bedingte Unterordnung der Frauen wird durch Liebe zur individuellen Hingabe verklärt. Heute gehört für viele diese Romantisierung von Ungleichheit der Vergangenheit an. Auch in der Soziologie wird vielfach eine Wende hin zu Partnerschaft und Egalität und eine demokratische Neuordnung der liebenden Geschlechter diagnostiziert. Zeit die feministische Kritik der Liebe einer Revision zu unterziehen? Der Vortrag überprüft mit Bezug auf empirische Studien

die Aktualität solch kritischer und optimistischer Perspektiven auf das Thema Liebe und Beziehung.

Stephanie Bethmann (M.A.), geboren 1978, Studium der Soziologie und Ethnologie in Freiburg, Wissenschaftliche Angestellte am Institut für Soziologie/ Universität Freiburg, promoviert dort im DFG-Projekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls".

Mittwoch bis Freitag, 17.-19. Februar

Symposium

Mittwoch, 17. Februar, 20 h s.t.
Prof. Dr. Esther Fischer-Homberger (Bern, Schweiz), Caroline Günther M.A. (Freiburg), Heide Pasquay (Freiburg) und Dr. Jenny Warnecke (Freiburg).
Moderation: Andrea Zimmermann (Freiburg)
Erzählcafé ‚Feminisms revisited' im Jos Fritz Café

Im Rahmen eines Erzählcafés zum Thema ‚Feminisms revisited' haben alle Gäste die Möglichkeit, sich über biografische Erinnerungen und besondere Ereignisse auszutauschen. In der gemütlichen Atmosphäre des Jos Fritz Cafés ist Raum, davon zu erzählen, an welchem Punkt der eigenen Lebensgeschichte und ob überhaupt Themen wie Geschlechtergerechtigkeit und Feminismus relevant wurden: Inwiefern beeinflussten strukturelle Ungerechtigkeiten den eigenen Lebensweg? Gab es Erlebnisse, die es notwendig machten, sich politisch zu positionieren und engagieren? Als besondere Gäste sind Esther Fischer-Homberger, Caroline Günther, Heide Pasquay und Jenny Warnecke eingeladen, sodass auch ein Austausch über die Erfahrungen verschiedener Generationen möglich ist.

Esther Fischer-Homberger, geboren 1940; Psychiatrie und Psychiatriegeschichte in Zürich; 1978-84 Lehrstuhl für Medizingeschichte in Bern, seither psychotherapeutische Praxis. Arbeiten zur Geschichte der Neurosenlehre und Psychiatrie, des Körpers, der Gerichtsmedizin, der Medizingeschichte der Frau, des Geschlechterverhältnisses, der Genealogie.http://fischer-homberger.ch.galvani.ch-meta.net/efhpage_49.html (Stichworte: Geburtshilfe, Genealogie, Geschlecht, Gynäkologie, Hebamme usw.).

Caroline Günther, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; 2007 bis 2009 wissenschaftliche Hilfskraft, Tutorin und Lehrbeauftragte des ZAG; Redaktionsmitglied der Freiburger GeschlechterStudien; Übungsleiterin bei FLUSS e.V.; derzeit bei Promotionsvorbereitungen.

Heide Pasquay, Jurastudium, seitdem Rechtsanwältin in Freiburg. Sie betreibt ein eigenes Frauenbüro in Freiburg und vertritt fast ausschließlich Frauen. Seit mittlerweile 35 Jahren wirkt sie in der Freiburger Frauenbewegung. Sie sitzt im Vorstrand der Gerda-Weiler Stiftung und ist bei den Unabhängigen Frauen Freiburg tätig.

Jenny Warnecke, geboren 1975 und sozialisiert im 68er Frankfurt am Main. Magistra-Arbeit über die nachgeborene deutsch-jüdische Schriftstellerin Esther Dischereit. Promotion über Louise Aston. Lebt mit drei Kindern und Mann in Wohnprojekt-WG in Freiburg.

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-2008 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs *Gender in Motion* und schreibt zurzeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-)Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Donnerstag, 18. Februar

14:30 h Eröffnung

Theorie

14:45-15:30 h
Prof. Dr. Eveline Kilian (Berlin):
Fast 20 Jahre Judith Butler

Die Publikation von Judith Butlers *Gender Trouble* im Jahre 1990, nur ein Jahr später übersetzt als *Das Unbehagen der Geschlechter,* schlug in Deutschland hohe Wellen: Butlers Konzept vom biologischen Geschlecht als kulturell konstruierter Größe löste bei einer Reihe von Feministinnen erhebliches Unbehagen aus, das etwa in Barbara Dudens Charakterisierung von Butlers weiblichem Subjekt als „Frau ohne Unterleib" kulminierte. Inzwischen haben sich die Wogen geglättet, und Butlers Texte sind zum festen Bestandteil jeder Einführung in die Gender-Theorie geworden. Mein Beitrag wird sich in erster Linie Butlers eigenen Denkbewegungen und theoretischen Verortungen seit *Gender Trouble* widmen, aber auch signifikante Momente der Rezeption ihrer Ideen sowie ihre Rolle für die Gender und Queer Studies beleuchten.

Eveline Kilian ist Professorin für Englische Literatur- und Kulturwissenschaft sowie Ko-Sprecherin des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin. Arbeits- und Forschungs-

schwerpunkte: Gender und Queer Theory, Transgender, Körper und Geschlecht; Moderne und Postmoderne; Kultur- und Literaturgeschichte Londons.

15:30-16:15 h
Dr. Ursula Degener und Dr. Beate Rosenzweig (Freiburg):
Feministische Theoriedebatten und politische Praxis. Thesen zu einem schwierigen Verhältnis

Die Auseinandersetzung um die Frage, wie politisch feministische Theorien sind oder sein sollen, prägt feministische Debatten seit ihren Anfängen. Während für die erste und zweite Welle des Feminismus von einem engen Verhältnis zwischen Theorie und politischer Praxis ausgegangen wird, fallen gegenüber aktuellen feministischen Theorien häufig Vorwürfen der Politikferne und Akademisierung. Der Beitrag analysiert Entwicklungen im Verhältnis von feministischer Theorie und politischer Praxis anhand folgender Fragen: Welche Politikbegriffe bestimmen jeweils die feministischen Theoriedebatten? Welche Formen von Herrschaftskritik stehen dabei im Zentrum? Welchen Stellenwert besitzen politisch-strategische Überlegungen in der Theoriebildung? Welche Konzepte feministischer Theoriebildung haben in politischer Praxis Eingang gefunden und wie werden ihre Umsetzungen reflektiert?

Dr. Beate Rosenzweig, langjährige wissenschaftliche Angestellte und weiterhin Lehrbeauftragte am Seminar für Wissenschaftliche Politik der Universität Freiburg, ist seit Oktober 2008 stellvertretende Institutsleiterin am Studienhaus Wiesneck, Institut für politische Bildung Baden-Württemberg. Forschungsschwerpunkte sind feministische Theorien und Ideengeschichte sowie moderne Politische Theorien.

Ursula Degener hat Skandinavistik, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht in Freiburg, Berlin und Uppsala studiert. Seit 2000 arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Freiburg, von 2005-2007 war sie an der Universität Kassel beschäftigt. Ihre Promotion hat sie 2006 abgeschlossen, Forschungsschwerpunkte sind Feministische Theorien, Vergleichende Sozialpolitikforschung und Demokratietheorien.

17:15-18:00 h
Prof. Dr. Sara Lennox (Massachusetts City, USA)
Intersektionalität, Postkolonialität und Transnationalismus

Gender ist bekanntlich eine Begriffskategorie, die in den achtziger Jahren entstanden ist, um die reziproken, geschichtlich bestimmten, sich historisch wandelnden Kategorien von Männlichkeit und Weiblichkeit zu beschreiben. Vor allem durch die Interventionen von *women of color* wurde der Begriff Intersektionalität entwickelt, um darauf hinzuweisen, dass Frauen nicht nur

geschlechtlich existieren, sondern dass Gender jeweils auch durch alle anderen geschichtlichen Kategorien durchkreuzt wird, dass die jeweilige Frau also immer auch eine komplizierte Stellung aus Unterlegenheit und evtl. Überlegenheit einnimmt (die von WissenschaftlerInnen zu beschreiben ist). Postkoloniale Untersuchungen haben nachgewiesen, dass Gender, Frauen und Sexualität eine wesentliche Rolle in der Aufrechterhaltung des europäischen Kolonialismus und dem darauf folgenden Neokolonialismus spielen. In letzter Zeit hat die transnationale Forschung gezeigt, dass in der Moderne jede Identitätskategorie auch von Impulsen beeinflusst wird, die die nationale Landesgrenze überschreiten und oft als global zu bezeichnen sind. Dieser Beitrag wird sich mit diesen für den Feminismus wichtigen Entwicklungen auseinandersetzen, die in dem neuen Jahrzehnt für ein Verständnis der Frauen und ihre geschichtlichen und politischen Möglichkeiten wichtig sind.

Sara Lennox ist Professorin für German Studies und Leiterin des Social Thought and Political Economy-Programms an der University of Massachusetts Amherst. In den letzten Jahren sind von ihr die folgenden Bücher erschienen: Mithrsg., The Imperialist Imagination: German Colonialism and Its Legacy (1998), Mithrsg., Feminist Movements in a Globalizing World (2002), Cemetery of the Murdered Daughters: Feminism, History, and Ingeborg Bachmann (September 2006). Sie hat Aufsätze in den folgenden Gebieten veröffentlicht: Deutsche und österreichische AutorInnen des zwanzigsten Jahrhunderts; Literatur- und Kulturtheorie; feministische Theorie, Politik und Pädagogik; Frauengeschichte und die Frauenbewegung in Deutschland und den USA; German Studies, deutscher Kolonialismus, afrikanische MigrantInnen in Deutschland, postkoloniale Literatur in Deutschland, Transnationalismus und Globalisierung. Sie war bis Dezember 2008 Präsidentin der German Studies Association. Mit Randolph Ochsmann (Universität Mainz) hat sie ein von der Volkswagen-Stiftung unterstütztes Projekt zu schwarzen EuropäerInnen und ein von der Alexander von Humboldt-Stiftung unterstütztes Projekt zu schwarzen Deutschen geleitet.

18:00-18:45 h
Prof. Dr. Ingrid Galster (Paderborn)
Relire Beauvoir.
Was bleibt vom *Anderen Geschlecht* sechzig Jahre später?

Beauvoirs „Essay zur Lage der Frau" (wie sie selbst ihr Werk nannte) wurde in den siebziger Jahren von den Egalitaristinnen zur Bibel des Feminismus erklärt, während die französischen Differentialistinnen und Poststrukturalistinnen das Werk für überholt halten oder gar behaupten, es sei auf einer männlichen Philosophie fundiert. Judith Butler hat sich dagegen stark an Beauvoir inspiriert, auch wenn ihre philosophischen Prämissen nicht dieselben sind. Der Vortrag setzt sich zum Ziel, Beauvoirs Werk in der hier grob skizzierten Gender-Landschaft zu verorten und danach zu fragen, was tatsächlich heute als überholt angesehen werden muss und was weiterhin aktuell bleibt.

Ingrid Galster lehrte bis 2009 als Professorin Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Paderborn. Sie hat sich in zahlreichen Publikationen unter anderem mit dem Werk Simone de Beauvoirs und Jean-Paul Sartres auseinandergesetzt.

20 h c.t.
Podiumsdiskussion der Vortragenden
Diskussionsleitung: Jennifer Moos, M.A. (Saarbrücken) und Caroline Günther, M.A. (Freiburg)

Caroline Günther, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; 2007 bis 2009 wissenschaftliche Hilfskraft, Tutorin und Lehrbeauftragte des ZAG; Redaktionsmitglied der Freiburger GeschlechterStudien; Übungsleiterin bei FLUSS e.V.; derzeit bei Promotionsvorbereitungen.

Jennifer Moos, M.A., Studium der Englischen Philologie, Gender Studies und Sprachwissenschaft des Deutschen in Freiburg, Manchester und Basel. War HiWi, Tutorin und Lehrbeauftragte am ZAG (Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg), hat im akademischen Veranstaltungsmanagement gearbeitet und wird in Saarbrücken ihre Dissertation zu ‚Queer Night Cultures – Reading Night and Sleep in Contemporary Gender-queer Narratives' (Arbeitstitel) schreiben. Mitherausgeberin des Sammelbandes *queere (t)ex(t)perimente* (2008), der mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2008 der Universität Freiburg ausgezeichnet wurde.

Freitag, 19. Februar

Performative Praxis

10.00 – 12:30 h
Petra Plata und Sabine Karoß (Freiburg)
Habitus und Habitussi – Spielen mit dem kleinen und feinen Unterschied (Bewegungstheater-Workshop)

Bewegte Auseinandersetzung zu Aspekten des geschlechter(un)gerechten (Ver-)Haltens. Die Theorie spricht von Dispositionen, von inkorporierter Geschichte und Zeichen der Distinktion, von Denk- und Sprechweisen, die sich spontan, also ohne Wissen und Bewusstsein im Handeln eines Menschen zeigen. Mit diesen vergessenen und verinnerlichten Vorlieben und Gewohnheiten in der Art sich auszudrücken und sich zu bewegen, lässt sich spielen: Habitus nimmt Züge von Habitussi an und umgekehrt: was verändert sich und wie fühlt sich das fehlende bzw. ergänzte –SI an und viel wichtiger: wozu führt es? Ziel der

Veranstaltung ist es, im doppelten Wortsinn weniger ernste, aber „bewegen-de“ Antworten zu suchen.

Sabine Karoß, Dipl.-Sportlehrerin, Akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule am Institut für Sportpädagogik und Sport mit Schwerpunkten in den Bereichen Tan-zen, Gymnastik, Turnen

Petra Plata, Dipl.-Sportlehrerin, Theaterpädagogin, Akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule am Institut für Sportpädagogik und Sport mit Schwerpunkten in den Bereichen Tanzen, Schwimmen, Bewegungstheater, Elementarpädagogik und Anfangsunterricht

Empirie

14:15 –15:00 h
PD Dr. Sigrid Schmitz (Freiburg)
Geschlecht und Biologie im Prozess:
Neue Ansätze zur Dekonstruktion einseitiger Determinismen

Die Frage nach biologischen oder sozialen Ursachen für Geschlechterdifferenzen verliert nicht an Brisanz. Trotz der Dekonstruktion einseitig biologischer Erklärungen durch die Genderforschung der Naturwissenschaften erweisen sich solche Biologismen insbesondere in den populären Medien als erstaunlich resistent. Gleichzeitig wird in der feministischen Debatte die einseitige Fokussierung auf soziokulturelle Geschlechterkonstruktionen zunehmend hinterfragt. In der kritischen Auseinandersetzung mit Neobiologismen einerseits und dem Anspruch, andererseits körperliche Materialität als auch deren Konstruktivität in den Blick zu nehmen, sind also neue Ansätze gefragt. Statt einer Negierung biologischer Aspekte in der Genderforschung geht es darum, körperliche und gesellschaftliche Prozesse, Natur und Kultur in ihren dynamischen Wechselwirkungen zu erfassen. Mit Hilfe aktueller Konzepte des Embodying werde ich empirische Zugänge zu solchen Entwicklungsdynamiken diskutieren.

Sigrid Schmitz, Biologin und Genderforscherin der Natur- und Technikwissenschaften; 2002-2009 Hochschuldozentin zur Mediatisierung der Naturwissenschaften und Genderforschung an der Universität Freiburg; Leitung des Kompetenzforums Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaft [gin]; Gastprofessuren an der Universität Graz (SoSe 2003), der HU Berlin (SoSe 2008) und der Universität Oldenburg (WS 2009/10).

15:00 – 15:45 h
PD Dr. Elisabeth Zemp (Basel, Schweiz)
Empirische Anfragen an die Gender Studies (Arbeitstitel)

16:15 – 17:00 h
Prof. Dr. Melanie Steffens (Jena)
Kann die Psychologie Beiträge zu den Gender Studies leisten?

Die Psychologie versteht sich zentral als empirische Wissenschaft. Aus Sicht vieler ForscherInnen im Bereich der Gender Studies ist sie eindeutig als Naturwissenschaft zu klassifizieren. Während gerade SozialpsychologInnen die Kategorie Geschlecht, ihre Wahrnehmung sowie Auswirkungen auf Selbst und Andere in hunderten von Studien zu Geschlechterstereotypen und -einstellungen untersuchen, findet wenig Austausch zwischen Psychologie und Gender Studies statt. Im Vortrag werden die Gräben zwischen Psychologie und Gender Studies beleuchtet, Argumente für mehr Empirie in den Gender Studies vorgebracht sowie einige eigene empirische Untersuchungen vorgestellt, die Implikationen für die Gender Studies haben.

Melanie Caroline Steffens, Studium der Psychologie in Bonn (1989-1994), Promotion Trier 1998, Habilitation Trier 2004, seit 2004 Prof. für Soziale Kognition und Kognitive Psychologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena. Forschungsinteressen: (Implizite) Stereotype und Einstellungen gegenüber Minderheiten, Gedächtnis.

17:00 -17:45 h
Prof. Dr. Nina Degele und PD Dr. Sven Kommer (Freiburg)
Autopoietische Nabelschau oder Beobachtung von Differenz: Ein Plädoyer für reflektierte Empirie in der Geschlechterforschung

Spätestens mit dem cultural turn in den 1990er Jahren haben sich weite Teile der Gender Studies von empirischer Forschung abgewandt und kümmern sich mehr um Kritik hegemonialer Verhältnisse, Reflexionen der eigenen Grundlagen und Dekonstruktion von Texten. Das ist sinnvoll und wichtig, greift aber zu kurz, wenn es um eine passende Beschreibung und Erklärung sozialer Zusammenhänge geht. Ohne empirische Verunsicherungen aber bleibt feministische Theoriebildung blutleer, dreht Schleifen einer selbstbezogenen Nabelschau und verliert ihren kritischen Stachel für die Gesellschaft. Welche Möglichkeiten empirische Geschlechterforschung bietet, welcher Gewinn damit verbunden ist und wo die Grenzen liegen, ist Thema dieses Vortrags.

Nina Degele, Jg. 1963, Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg, Institut für Soziologie. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Körper/Sport, qualitative Methoden.

Sven Kommer, Jg. 1964, ist Privatdozent für Medienpädagogik an der PH Freiburg, Institut für Medien in der Bildung. Seine Forschungsschwerpunkte sind Medienumgang und soziale Ungleichheit, medialer Habitus.

20 h c.t
Podiumsdiskussion der Vortragenden
Diskussionsleitung: Stephanie Bethmann, M.A. (Freiburg) und Karolin Heckemeyer, M.A. (Freiburg)

Stephanie Bethmann, geboren 1978, Studium der Soziologie und Ethnologie in Freiburg, Wissenschaftliche Angestellte am Institut für Soziologie/Universität Freiburg, promoviert dort im DFG-Projekt ‚Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls'.

Karolin Heckemeyer, geboren 1977, Studium der Sportwissenschaft und Romanistik an der Universität Bielefeld (Staatsexamen), von 2005 – 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs Sport und Gesellschaft der Universität Bielefeld, seit 2008 Promotionsstipendiatin des Ev. Studienwerks e.V. in Villigst, Thema des Dissertationsprojekts: Körperkonstruktionen von Wettkampfsportlerinnen, karolin.heckemeyer@gmx.de

Sommersemester

Donnerstag, 6. Mai, 19.30 h Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Andrea Zimmermann (Freiburg)
Als Mutter getarnt – *Julia* [*Julia*] (FR 2008).
Reg. Erick Zonca, Camille Natta

Mit einer überragenden schauspielerischen Leistung hält Tilda Swinton als alkoholkranke, partygeile und finanziell ruinierte Immobilienmaklerin Julia, der jedes Mittel recht ist, ihre Lage zu verbessern, die ZuschauerInnen in Atem:

In Erick Zoncas Variation des legendären Melodrams *Gloria* von John Cassavetes hat Julias Bekannte Elena aufgrund psychischer Probleme das Sorgerecht für ihren Sohn Tom verloren. Gemeinsam mit ihr will sie den Jungen, der nun bei seinem äußerst wohlhabenden Großvater lebt, entführen – doch Julia entscheidet sich, die Tat alleine zu begehen, um ein hohes Lösegeld zu erpressen. Rücksichtslos und auch vor Mord nicht zurückschreckend führt sie ihren Plan aus: Ein chaotisches Roadmovie beginnt. Im Zentrum dieser radikalen Studie einer Frauenfigur, die Swinton zwischen Egozentrik, Gefühlskälte, Überforderung und Zärtlichkeit changieren lässt, steht die zunächst von Brutalität gekennzeichnete Beziehung zwischen Entführerin und Opfer. Im weiteren Verlauf entfaltet die von Julia selbst gewählte Tarnung als Toms Mutter ihre Wirkung, so dass schließlich die Frage im Raum steht, inwiefern Julia tatsäch-

lich zu einer ‚Mutter' geworden ist. Der Film *Julia* bewegt sich als Variation eines Mutter-Kind-Dramas in seinem Umgang mit dem Thema ‚Mutterschaft' in einem interessanten Spannungsfeld zwischen Subversion und Affirmation: Einerseits wird die ‚natürliche' besondere Beziehung zwischen Mutter und Sohn als konstruiert ausgestellt, andererseits bleiben die Attribute, mit denen die Position der Mutter markiert wird, der stereotypen Erwartung an diese Rolle verhaftet.

Andrea Zimmermann ist Dozentin und Assistentin am Zentrum Gender Studies der Universität Basel. Sie studierte Katholische Theologie und Neuere deutsche Literaturwissenschaft in Freiburg und Edinburgh, war 2005-08 Mitglied des Basler Graduiertenkollegs *Gender in Motion* und schreibt zur Zeit an einer Dissertation über die performative Verfertigung von (Geschlechts-) Identitäten in zeitgenössischen Theatertexten. Seit 2004 arbeitet sie außerdem als Dramaturgin u.a. am Theater Freiburg und am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Donnerstag, 17. Juni, 19.30 h Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Christa Klein (Freiburg)
RePresenting Ada – *Conceiving Ada* [*Conceiving Ada*] (USA 1997).
Reg. Lynn Hershman Leeson

Ada Augusta Byron King, Countess of Lovelace (1815-1852) ist heute eine Ikone der Informationstechnologie. 1843 übersetzte sie eine Beschreibung der *Analytical Engine*, die ihr Freund Charles Babbage entwickelt hatte und fügte dieser ausführliche eigene Notizen hinzu. Mehr als hundert Jahre später werden diese Kommentare als die erste Entwicklung von Computersoftware gelesen und ‚Ada' gilt als die erste Programmiererin: Der Mythos ‚Ada', der sie zu einer wichtigen umstrittenen Identifikations- und Gallionsfigur des (Cyber-)Feminismus machte, entstand. Ende der 1970er Jahre wurde eine Computersprache mit ihrem ersten Vornamen benannt.

Lynn Herschman Leesons Independent-Produktion *Conceiving Ada* ist eine der vielen kreativen Auseinandersetzungen mit dem Komplex Frauen und Technik/künstliches Leben, die sich in den letzten 50 Jahren in den Repräsentationen der Ada Lovelace bündeln. *Conceiving Ada* – was in seiner Doppelbedeutung ‚Ada begreifen' ebenso wie ‚mit Ada schwanger sein' heißt, inszeniert mit Hilfe von computergenerierten Techniken – immer wieder öffnen sich verschiedene ‚Fenster' aus der gegenwärtigen Rahmenhandlungen in die Vergangenheit – und Science-Fiction-Elementen – die DNA einer schwangeren Wissenschaftlerin der Gegenwart wird durch die von Ada ersetzt – die Biographie der Ada Lovelace als computergestützte Zeitreisen.
Wie sich der Film in die Kette der Remakes der Ada Lovelace einordnet und ob der Versuch, eine nicht-eindeutige Version der Geschichte der Gräfin zu erzählen, gelingt: wait, watch and see.

Christa Klein studierte Neuere und Neueste Geschichte, Wissenschaftliche Politik und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und am Trinity College, Dublin. Zurzeit promoviert sie zum Thema: *Marie Antoinette revisited. Geschichtskulturelle Repräsentationen als Quelle der Identitätsformation (19.-21. Jh.).* Sie ist Mitglied des Redaktionsteams *Freiburger GeschlechterStudien* und der Forschungsgruppe *Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen der Gegenwart*.

Veranstaltende: Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG), Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Theologische Fakultät der Universität Freiburg, Frankreich-Institut der Universität Freiburg, Kommunales Kino Freiburg, Literatur Forum Südwest, Buchhandlung Jos Fritz, Frischfleisch/Theater Freiburg.

Konzeption und Koordination: Meike Penkwitt
Wissenschaftliche Hilfskräfte: Susanne Grimm, Claudia Rohde
Plakat- und Leporellogestaltung: Susanne Grimm, Claudia Rohde, Eva Kästle

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)
Email: frauenst@mail.uni-freiburg.de

Auf unserer Netzseite www.zag.uni-freiburg.de finden Sie weitere Informationen sowie Aktualisierungen des Programms.

Veranstaltungsorte:
Die Vorträge finden im Hörsaal 3042, Kollegiengebäude III der Universität Freiburg (am Platz der Weißen Rose) statt, Filmveranstaltungen und Lesungen im Alten Wiehrebahnhof/Haus für Film und Literatur (Urachstr. 40) sowie im Theater Freiburg, das Symposium im Carl-Schurz-Haus (Eisenbahnstraße 58-62), das Erzählcafé in der Buchhandlung Jos Fritz (Wilhelmstr. 15).

AutorInnen

Diana Baumgarten, M.A., studierte Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie in Dresden und Uppsala (Schweden). Von 2003 bis Anfang 2005 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt des *Schweizerischen Nationalfonds* (NFP 52) „Elternpaare mit egalitärer Rollenteilung. Die Langzeitperspektive und die Sicht der Kinder". Von 2005 bis 2007 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt des *Schweizerischen Nationalfonds* (ebenfalls NFP 52) „Kinder und Scheidung – Der Einfluss der Rechtspraxis auf familiale Übergänge". Zudem war sie von 2005 bis 2008 Kollegiatin des Graduiertenkollegs „Gender in Motion" an der Universität Basel. Aktuell arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Forschungsprojekt „Warum werden manche Männer Väter, andere nicht? Bedingungen von Vaterschaft heute" und schreibt ihre Dissertation zum Thema „*Ich find's grundsätzlich eine gute Beziehung – Die Rekonstruktion der Vater-Kind-Beziehung in Interviews mit Vätern und ihren Kindern*", beides am *Zentrum Gender Studies* der Universität Basel.

Franziska Bergmann, geb. 1980, zwischen 2000 und 2006 Studium der Germanistik, Anglistik und *Gender Studies* an der Universität Freiburg. Während des Studiums arbeitete sie als studentische Hilfskraft bei den *Freiburger FrauenStudien*. Derzeit verfasst sie ihre Promotion zu zeitgenössischer deutschsprachiger, britischer und US-amerikanischer Dramatik aus queer-theoretischer Perspektive und ist assoziierte Doktorandin im Promotionsverbund „Abgrenzung – Ausgrenzung – Entgrenzung: Gender als Prozess und Resultat von Grenzziehungen" der Universität Tübingen. Franziska Bergmann ist Promotionsstipendiatin der *Studienstiftung des deutschen Volkes*. Seit April 2009 ist sie zudem Koordinatorin der Tübinger Poetik-Dozentur (Leitung: Prof. Dr. Dorothee Kimmich). Zusammen mit Jennifer Moos und Claudia Münzing: Herausgabe des Aufsatzbandes *queere (t)ex(t)perimente*, Freiburg: fwpf, 2008.

Stephanie Bethmann M.A., geb. 1978, Studium der Soziologie und Ethnologie in Freiburg, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Promotion im DFG-Projekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls", Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Eva Boesenberg, Professorin für Nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität Berlin, studierte Deutsch, Englisch und Indologie in Freiburg und an der University of Massachusetts, Amherst. Sie promovierte in Freiburg mit einer Arbeit zu Mündlichkeit, Schriftlichkeit und weiblicher Bildung bei Zora Neale Hurston, Toni Morrison und Alice Walker, bevor sie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg als Wissenschaftliche Assistentin für Amerikastudien arbeitete. In ihrer Habilitationsschrift untersuchte sie das Verhältnis von Geld und Geschlecht im amerikanischen Roman von 1850 bis 2000. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Gender Studies, afrikanisch-amerikanische Literatur und Kultur, Literatur und Ökonomie, Critical Whiteness Studies und die kulturelle Bedeutung des Sports.

Kerstin Botsch, M.A., geb. 1978 in Berlin, studierte die Fächer Soziologie, Kognitionswissenschaft und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Derzeit arbeitet sie als Lehrbeauftragte für Grundlagen der Soziologie aus dem Bereich Soziale Konflikte an der Universität Freiburg und im Forschungsprojekt Freiburger intersektionale Fußballforschung. Sie promoviert zum Thema: „Fußball und Militär intersektional: Zur Bedeutung von Rassismus, Sexismus und Homophobie".

Ruth Brand-Schock, geb. 1973, studierte in Freiburg Politikwissenschaft und Romanische Philologie, in dieser Zeit Wissenschaftliche Hilfskraft der *Freiburger FrauenStudien*. Magistraarbeit zur Rolle der Europäischen Union in der Klimapolitik. Derzeit arbeitet sie an der Freien Universität Berlin an einer Dissertation zur Förderpolitik Erneuerbarer Energien in Deutschland und Frankreich. Seit 2006 leitet sie in Berlin die politische Kommunikation eines Windenergieanlagenherstellers. Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Bettina Bremser, geb. 1960 in Möhnesee-Körbecke, Jurastudium in Münster und Köln, einige Semester Sport an der Sporthochschule in Köln, Deutsche Hochschulmeisterschaft im Fußball mit der Sporthochschule gewonnen, bei GW Brauweiler in damals höchster Spielklasse im Mittelrheinverband Fußball gespielt (Tor), Referendariat in Waldshut und Freiburg, jetzt Rechtsanwältin und Mediatorin in eigener Kanzlei in Freiburg, von 1989-1997 Stadträtin in Freiburg.

Nina Degele, Prof. Dr., geb. 1963, seit 2000 Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Modernisierung, Körper, Sport, qualitative Methoden. Zuletzt als Lehrbuch: Einführung in Gender/Queer Studies. München: Fink (UTB) 2008

Ursula Degener hat Skandinavistik, Politikwissenschaft und Öffentliches Recht in Freiburg, Berlin und Uppsala studiert. Seit 2000 arbeitet sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Freiburg, von 2005-2007 war sie an der Universität Kassel beschäftigt. Ihre Promotion hat sie 2006 abgeschlossen, Forschungsschwerpunkte sind Feministische Theorien, Vergleichende Sozialpolitikforschung und Demokratietheorien.

Susanne Diehr (susanne_diehr@yahoo.de) studierte Gender Studies und Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin und der University of Sussex in Brighton. Ihre Abschlussarbeit schrieb sie über die Fußballarena als Raum narrativer Geschlechterkonstruktionen in *Fever Pitch* (Nick Hornby 1992) und *Bend it like Beckham* (Gurinder Chada 2002). Derzeit ist sie als Referentin im Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie tätig.

Antonia Eder, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft, Psychologie, Philosophie in Paris und Berlin; promoviert zurzeit an der Universität Tübingen als Stipendiatin im Graduiertenkolleg „Abgrenzung – Ausgrenzung – Entgrenzung" mit einer Arbeit zu „Mythostransformationen – eine Revision der Moderne im Werk Hugo von Hofmannsthals"; sie arbeitet als Koordinatorin des „Masterstudienganges Interkulturelle Deutsch – Französische Studien" (MICFA) am Deutschen Seminar Tübingen. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Kultur des Fin de siècle, klassische Moderne, Weimarer Klassik, Romantik, Gender Studies, Ästhetik- und Mythostheorie des 18.-20. Jahrhundert.

Annegret Erbes, Dipl. Soz.-Arb. (FH), Dipl. Päd., Dr. päd, geb. 1966. Studierte an der FH Koblenz und an der Universität Gesamthochschule Essen, war in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit sowie als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Promovierte 2007 zur Kooperation von Schule und Schulsozialarbeit. Lebt und arbeitet in Berlin.

Esther Fischer-Homberger, geb. 1940, Schulen und Medizinstudium in der Schweiz, Arbeit in der Psychiatrie, dann Geschichte der Medizin, namentlich der Psychiatrie, der Forensik, der Frauen, des Körpers. 1984 Rücktritt vom medizinhistorischen Lehrstuhl in Bern, seither psychotherapeutische Praxis.
http://fischer-homberger.ch

Ines Geipel, 1960 in Dresden geboren, aufgewachsen in Thüringen. Nach Beendigung der Spitzensportkarriere Studium der Germanistik in Jena. Flucht in die Bundesrepublik. Gelegenheitsjobs in Darmstadt. Magisterstudium der Philosophie in Darmstadt. Seit 1996 Schriftstellerin (Herausgaben, Prosa, Lyrik, Biografien, Hörspiele, Rundfunk-Features, Ausstellungen). Seit 2001 Professorin für Deutsche Verssprache an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch". Mitbegründerin des „Archivs unterdrückte Literatur in der DDR".

Petra Gieß-Stüber, Prof. Dr., ist seit 2000 Leiterin des Arbeitsbereichs Sportpädagogik des Instituts für Sport und Sportwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Sprecherin der Kommission Sportpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft und Sprecherin der Kommission Geschlechterforschung in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft.

Irina Gradinari, Studium der Germanistik an der Universität Odessa (Ukraine), 2004-2009 Promotion an der Universität Trier in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, Forschungsschwerpunkte: Gender Studies, Psychoanalyse und Film Studies.

Elke Gramespacher, Dr., Dipl.-Päd., Lehrerin. 2000 bis 2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin am *Institut für Sport und Sportwissenschaft* der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Seit 1995 Lehrbeauftragte, u.a. in den Gender Studies Freiburg. Seit 2008 Leiterin der Servicestelle „Dual Career Couples" an

der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtsbezogene Schul(sport)forschung, Geschlecht und Sport, Förderung Dualer Karrieren. Email: elke.gramespacher@uni-tuebingen.de.

Caroline Günther, M.A., geb. 1981, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; Magistraarbeit zu autobiografischen Schriften von als intersexuell diagnostizierten Menschen im deutschsprachigen Raum zwischen 1907 und 2007 im Spannungsfeld zwischen literaturwissenschaftlichen Gattungsdiskussionen und gender-kritischen Gesellschaftsdokumentationen; 2007 bis 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im *ZAG*, im WiSe 2007/2008 Tutorin und im WiSe 2008/2009 Lehrbeauftragte des *ZAG*; Redaktionsmitglied der *Freiburger GeschlechterStudien*; Übungsleiterin bei FLUSS e.V., Freiburgs Lesbischem und Schwulem Schulprojekt; derzeit auf Jobsuche und bei Promotionsvorbereitungen.

Mona Hanafi El Siofi, geb. 1968. 1998: Erwerb des Goldschmiede-Gesellinnenbriefs, Müllheim/Baden. 2007: Erlangung des M.A. in Ethnologie, Psychologie und Gender Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Magisterarbeit: „Der Westen – ein Sodom und Gomorrha? Westliche Frauen und Männer im Fokus ägyptischer Musliminnen." publiziert im Ulrike Helmer Verlag, 2009). Redakteurin und Rezensentin der *Freiburger GeschlechterStudien*. Derzeit Promotion in Vorbereitung.

Silke Haude, Sportpädagogin, Studium von Sport und Deutsch (Lehramt) an der Humboldt-Universität zu Berlin. Seit 2004 wissenschaftliche Mitarbeiterin am ISSW der Universität Heidelberg. Aufbau und Leitung des Berliner Zentrums der Ballschule Heidelberg. Berufsbegleitendes Studium zur Erwachsenenpädagogin an der Humboldt-Universität, seit August 2008 neues Projekt zur Gesundheitsbildung: das Aktionsbündnis „Spowi goes School" (Bundesministerium für Gesundheit). Der Fokus ihres Promotionsvorhabens liegt auf den Bewegungsbiografien der Berliner Ballschulkinder aus sozialwissenschaftlicher Sicht.

Karolin Heckemeyer, geboren 1977, Studium der Sportwissenschaft und Romanistik an der Universität Bielefeld (Staatsexamen), von 2005-2007 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Arbeitsbereichs Sport und Gesellschaft der Universität Bielefeld, seit 2008 Promotionsstipendiatin des Ev. Studienwerks e.V. in Villigst, Thema des Dissertationsprojekts: „Körperkonstruktionen von Wettkampfsportlerinnen".

Rüdiger Heinze hat Amerikanistik, Linguistik und Neuere Geschichte an der TU Braunschweig sowie Komparatistik an der Indiana University Bloomington (USA) studiert. Er hat über *Ethics of Literary Forms* promoviert und ist zur Zeit Juniorprofessor für American Studies an der TU Braunschweig. Zu seinen Publikationen gehören Sammelbände zum 11. September 2001 in der ameri-

kanischen Kultur und zu Gegenwartsutopien sowie Aufsätze zu postkolonialer Literatur, Erzähltheorie, Comics, postmoderner Literatur und Film.

Anke Hertling, geb. 1976, Studium der Germanistik, Kulturwissenschaften und Kommunikations- und Medienwissenschaften in Leipzig und Brüssel. 2003-2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Interdisziplinären Arbeitsgruppe für Kulturforschung an der Universität Kassel, z. Z. Beendigung der Promotion zum Thema „Frau und Automobil: Ruth Landshoff-Yorck, Erika Mann und Annemarie Schwarzenbach". Publikationen: *Körper – Verkörperung – Entkörperung* (2005) Hg. zus. mit Winfried Nöth; „TechnikStil und StilTechniken: Technik als Topos neusachlicher Ästhetik." *Focus on German Studies* 14/ 2007: 75-91; „Als Fremde in der Fremde. Ina von Binzers *Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien* (1887)." *Kulturdialoge Brasilien – Deutschland: Design, Film, Literatur, Medien* (2008) Hg. Alzamora, Geane/ Renira Gambarato/ Simone Malaguti; „In der Liebe ganz sachlich: Arnolt Bronnens literarische Beiträge in *Sport im Bild*." *Literatur – Kunst – Medien* (2008) Hg. Barsch, Achim/ Georg-Michael Schulz/ Helmut Scheuer.

Irmtraud Hnilica, geb. 1979, seit 2006 als Doktorandin an der Universität zu Köln, hat in Heidelberg, Paris und Freiburg Neuere deutsche Literatur, Psychologie und Soziologie studiert. Forschungsinteressen sind die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Fragen der Geschlechterforschung und Literatur und Psychoanalyse.

Christa Klein, M.A., studierte Neuere und Neueste Geschichte, Wissenschaftliche Politik und Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und am Trinity College, Dublin. Zur Zeit promoviert sie zum Thema: *Marie Antoinette revisited. Geschichtskulturelle Repräsentationen als Quelle der Identitätsformation (19.-21. Jh.).* Sie ist Mitglied des Redaktionsteams *Freiburger GeschlechterStudien* und der Forschungsgruppe *Historische Lebenswelten in populären Wissenskulturen der Gegenwart*.

Christa Kleindienst-Cachay, Prof. Dr., ist Professorin für Sportpädagogik an der Universität Bielefeld, Abt. Sportwissenschaft. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Sportpädagogik und -didaktik des Kindes- und Jugendalters; Soziales Lernen im Sport; Bewegte Schule; sportbezogene Geschlechterforschung, z.B. zum Thema „‚Männlicher' Sport – ‚weibliche' Identität"; ferner zu benachteiligten Mädchen und Frauen und muslimischen Migrantinnen. 2007 Monografie *Mädchen und Frauen mit Migrationshintergrund im organisierten Sport*.

Helga Kotthoff ist Sprachwissenschaftlerin mit Schwerpunkten in Gesprächsforschung, Soziolinguistik, Sprachdidaktik und anthropologischer Linguistik. Professur am Institut für deutsche Sprache und Literatur der PH Freiburg. Promotion über Lernersprachen an der Universität Konstanz. Habilitation über Scherzkommunikation an der Universität Wien.

Claudia Kugelmann, Prof. Dr., ist seit 1995 C3-Professorin für Sportpädagogik/-didaktik am Institut für Sportwissenschaft und Sport der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Sie ist Autorin zahlreicher Schriften in den Bereichen Frauen-/ Geschlechterforschung, Sportspieldidaktik, Kinder- und Jugendsport/ Schulsport. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte beschäftigen sich mit dem Mädchen- und Frauenfußball und mit dem Forschungsprojekt: „Klassenzimmer unter Segeln – Ein Bildungsprojekt für das Gymnasium", <www.kus-projekt.de>. neueste Veröffentlichungen: Kugelmann, Claudia/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2009) *Mädchen spielen Fußball – Ein Lehrgang für Mädchen in Schule und Verein*. Schorndorf: Hofmann; Röger, Ulrike/ Claudia Kugelmann/ Yvonne Weigelt-Schlesinger/ Marit Möhwald (2008) *Frauen am Ball – Analysen und Perspektiven der Genderforschung*. Hamburg: Czwalina. Kugelmann, Claudia/ Ulrike Röger/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2008) *Mädchenfußball unter der Lupe*. Hamburg: Czwalina.

Gertraud Lenz, M.A., Dipl. Rel-Päd., studierte Neuere deutsche Literaturgeschichte und Philosophie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Zur Zeit arbeitet sie an ihrer Dissertation im Fach Philosophie. Redaktionsmitglied der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Julia Littmann, aufgewachsen in Bonn und sämtlichen seiner Schwimmbäder, erstes Mädchen in der Fußball-Schulmannschaft, drei Jahre Israel – Fabrikgründerin und Spielerin im Team der Nordsinai-Basketballmeister, Studium in Bonn, Freiburg und Göttingen, Ausbildung in Freiburg – seither Journalistin – mit ausgeprägter Zuneigung für Bewegung(en).

Jennifer Moos, M.A., Studium der Englischen Philologie, Gender Studies und Sprachwissenschaft des Deutschen in Freiburg, Manchester und Basel. War HiWi, Tutorin und Lehrbeauftragte am *ZAG*, hat im akademischen Veranstaltungsmanagement gearbeitet und wird in Saarbrücken ihre Dissertation zu „Queer Night Cultures – Reading Night and Sleep in Contemporary Genderqueer Narratives" (Arbeitstitel) schreiben. Mitherausgeberin des Sammelbandes *queere (t)ex(t)perimente* (2008), der mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2008 der Universität Freiburg ausgezeichnet wurde.

Liane Muth, geb. Grieger 1969 in Berlin, M.A., Journalistin, Referentin beim Deutschen Caritasverband e.V. in Freiburg. Studium der Germanistik, Soziologie und Volkskunde in Freiburg, 1997 Abschluss mit einer Arbeit über die Themen NS, Krieg und (Mit-)Täterschaft im Werk der österreichischen Nachkriegsschriftstellerin Marlen Haushofer. Seit 2003 Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Josefine Paul hat Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaften an der TU Braunschweig und der WWU Münster studiert. Sie promoviert zur Geschichte des Frauenfußballs an der TU Braunschweig.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen. Im Rahmen ihres Promotionsprojektes (bei Prof. Dr. Gabriele Brandstetter, FU Berlin) beschäftigt sie sich mit den Texten der Autorin Erica Pedretti unter dem Gesichtspunkt der Ersetzung der traditionellen linearen, chronologisch und kausal orientierten Erzählordnung durch ein kontrapunktisches, teilweise mehr räumlich strukturiertes und auf die Materialität der Sprache ausgerichtetes Erzählen. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger GeschlechterStudien* (vormals *Freiburger FrauenStudien*).

Anne Quinkenstein (aquinkenstein@web.de) studierte Diplom-Sportwissenschaften und Lehramt für die Fächer Philosophie, Praktische Philosophie und Sport. Ihr Arbeitsschwerpunkt ist die Theorie und Praxis von Spielen. Mit Susanne Diehr gemeinsame Arbeit zu sexualisierter Gewalt, gemeinsame Publikationen zum Thema Sport und Geschlecht, z.B. „‚Ernste Spiele' um Männlichkeit. Über neue Männer auf Tribüne und Spielfeld des Fußballstadions." *ZtG Bulletin*, Humboldt-Universität zu Berlin 33/2007, 65-80.

Claudia Rohde wurde 1986 in Freiburg geboren. Nach dem Abitur 2005 begann sie im Herbst 2006 ihr Studium der urgeschichtlichen Archäologie, der Gender Studies und der Wirtschaftspolitik an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg.

Franziska Schößler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. Studienaufenthalte in Paris, London und Brisbane. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg (*Goethes ‚Lehr'- und ‚Wanderjahre'. Eine Kulturgeschichte der Moderne*) Schwerpunkte: Drama und Theater (insbesondere der Gegenwart), kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, Gender Studies. Neueste Publikationen: *Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama* (2. Auflage, Darmstadt 2008); *Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit, Geschichte(n) in Dramen der 1990er Jahre* (Tübingen 2004); *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft. Eine Einführung* (Tübingen 2006); Einführung in die Gender Studies (Berlin 2008).

Gabriele Sobiech, Dr. phil., geb. 1957, Studium der Fächer Sport und Deutsch für die Lehrämter der Sek. I+II in Dortmund und Münster; Wiss. Mitarbeiterin im Arbeitsbereich ‚Sport und Gesellschaft' der Uni Münster; Referendariat in Hamm und Promotion an der Uni Oldenburg; anschließend dreijährige Tätigkeit als Lehrerin an einer Gesamtschule in Dortmund; Wiss. Mitarbeiterin im Arbeitsbereich ‚Sport und Gesellschaft', dann Wiss. Assistentin und Habilita-

tionsprojekt „Fitness, Gesundheit und Lebensstil“ an der Uni Oldenburg; seit 2002 Professorin für Sportsoziologie und Sportpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind: körpersoziologische Theorien und Ansätze, Körper- und Geschlechterkonstruktionen im Feld des Sports, sowie der Umgang mit Heterogenität in Ungleichverhältnissen.

Dinah Steinbrink, geb. 1984 in Bonn, 2004 Abitur in Brühl, 2004/2005 Freiwilliges Soziales Jahr in Panama, seit Oktober 2005 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg: Ethnologie, Gender Studies und Geschichte.

Christina Thurner, geb. 1971, ist seit 2007 Assistenzprofessorin am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern. Sie hat in Zürich und Berlin studiert. Von 1997 bis 2006 war sie wissenschaftliche Assistentin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Basel, wo sie 2001 promovierte (*Der andere Ort des Erzählens. Exil und Utopie in der Literatur deutscher Emigrantinnen und Emigranten 1933-1945*. Köln: Böhlau 2003). Habilitation 2008, ebenfalls an der Universität Basel (*Beredte Körper – bewegte Seelen. Zum Diskurs der doppelten Bewegung in Tanztexten*. Bielefeld: transcript 2009). 1996-2007 schrieb sie außerdem als Tanzjournalistin für verschiedene Medien, v.a. für die Neue Zürcher Zeitung.

Britta Voß, M.A., geb. 1983, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Neueren deutschen Literatur in Greifswald, Rom und München. Von 2004-2008 journalistische Nachwuchsförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung, Praktika u.a. im ZDF-Studio Rom, *Süddeutsche Zeitung* München, *EMMA* Köln, Deutsches Historisches Institut Rom, Bayerischer Rundfunk München. Seit 09/2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Exzellenzprojekt „Der Mythos der Drei Kulturen“ am Lehrstuhl für Europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der LMU München. Dissertationsprojekt: Der Mythos der Drei Kulturen und nationale Identitätskonstrukte in Spanien nach 1975. Forschungsschwerpunkte: Geschlecht und Gedächtnis, Italienische und Spanische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Aktuelle Publikation: Britta Voß (2009) *Erinnerung und Geschlecht. Geschlechtliche Vergangenheitskonstruktionen der weiblichen Resistenza am Beispiel Roms*. Münster: LIT-Verlag.

Eva Voß, M.A., geb. 1981, von 2001-2006 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und *Gender Studies* in Freiburg und Brest (Frankreich). Magisterarbeit zu UNIFEM und Gender Mainstreaming, ausgezeichnet mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2006 der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und dem österreichischen Johanna-Dohnal-Förderpreis 2007. Seit 2008 Leiterin der *Stabsstelle Gender and Diversity* im Rektorat der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Lina Wiemer, 1984 in Berlin geboren; seit WS 2005/2006 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Europäische Ethnologie, Gender Studies, Völkerkunde); von Mai 2007 bis Juli 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der *Freiburger GeschlechterStudien*; seit zwei Jahren Tutorin für Einführungsveranstaltungen; Praktika in Verlagen, Museen und beim ZDF.

Yvonne Weigelt-Schlesinger, Dr., übernahm Lehraufträge an der Technischen Universität Chemnitz und an der Fachhochschule Kufstein (2002-2006). Sie war als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Institut für Sportwissenschaft und Sport (2005-2007) tätig und promovierte 2007 mit dem Thema „Geschlechterstereotype – Qualifikationsbarrieren von Frauen in der Fußballtrainerausbildung" an der Universität Tübingen. Sie arbeitete als Fußballtrainerin diverser Mädchen- und Frauenmannschaften. Momentan ist sie in Elternzeit. Neuste Veröffentlichungen: Kugelmann, Claudia/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2009) Mädchen spielen Fußball – *Ein Lehrgang für Mädchen in Schule und Verein*. Schorndorf: Hofmann. Weigelt-Schlesinger, Yvonne (2008) *Geschlechterstereotype – Qualifikationsbarrieren von Frauen in der Fußballtrainerausbildung?* Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Bd. 178. Hamburg: Czwalina. Kugelmann, Claudia/ Ulrike Röger/ Yvonne Weigelt-Schlesinger (2008) *Mädchenfußball unter der Lupe*. Hamburg: Czwalina.

Gisela Wolf, Dr. Dipl. Psych., geb. 1968, Psychologin, Fachberaterin für Psychotraumatologie. Sie hat zum Thema Lesbengesundheit promoviert und ist in verschiedenen lesbischen und lesbisch-schwulen Projekten tätig, so z.B. FLUSS e.V., Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt, Lesbentelefon Freiburg und VLSP e.V. Verband Lesbischer Psychologinnen und Schwuler Psychologen. Derzeit arbeitet sie auch als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg in der Abteilung für Klinische Psychologie und Beratung.

Anzeigen

Kostenloses Probeheft!

Themen 2009/2010:
reisen
mächte und gewalten
heilig, heilig, heilig
20 jahre wende
feminismus in den usa

€ 4,80 + Versandkosten

*schlangen*brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

Postfach 20 09 22 · D-53139 Bonn · Fon (02 28) 1 80 20 94
Fax (02 28) 1 80 20 92 · info@schlangenbrut.de · www.schlangenbrut.de

Koryphäe

Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik

Die Beste kommt zum Schluss!

Abverkauf der Koryphäe!

Ausgabe Nr. 2 bis 28 – EUR 2
Ausgaben Nr. 29 bis 45 – EUR 4
jeweils zzgl. Versandkosten
Ab einem Mindestbestellwert von EUR 20
jedes weitere Heft um EUR 1.

Bestellungen bitte per E-Mail an
info@koryphaee.at.

Eine etaillierte Liste aller noch vefügbaren
Hefte gibt es auf unserer Homepage:
www.koryphaee.at

Die einzige,
die einzigartigste,
die einzige ihrer Art!

www.koryphaee.at

Die Zeitschrift für Frauengesundheit
34. Jahrgang / Mai 2009

clio 68

Einschnitte
Frauen – Körper – Erleben

Weibliche Sexualität heute
Körperidentität
Genitaloperationen
Genitalverstümmelung

Hrsg: Feministisches Frauen Gesundheits Zentrum e.V. Berlin

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

282 Ringen um Weltbürgerrechte

W.F.Haug: Der gespaltene Kosmopolitismus des transnationalen Hightech-Kapitalismus. Editorial
E.Balibar: Diaspora-Weltbürgerschaft
N.Yuval-Davis: Politik der Zugehörigkeit

»Stachel im Fleisch unserer Zeit«: Brecht, Weiss

D.Suvin: Über Brechts Gedichtfassung des Kommunistischen Manifests
D.Schlenstedt: Biographie in schwierigen Zeiten. Hecht über Brecht
R.Cohen: Zum Briefwechsel von Peter Weiss mit dem Suhrkamp Verlag

Debatte: Bestrafte Armut (2)

J.Peck: Zombie-Neoliberalismus und der beidhändige Staat
F.F.Piven: Ist das Arbeitserzwingungs- und Gefängnisregime funktional?

---

281 Elemente eines neuen linken Feminismus

F.Haug: Feministische Initiative zurückgewinnen - Diskussion mit N.Fraser
T.Soiland: Gender oder Von der Passförmigkeit der Subversion
L.Segal: Erneuerungen des Feminismus
J.Butler: In Prozesse von Prekarisierung eingreifen
T.Seddon: An einer »Politik des Wir« arbeiten
R.Ullrich: Feuchtgebiete und Neue deutsche Mädchen
R.Dannemann: Ágnes Heller zum achtzigsten Geburtstag
***
F.Jameson: Marx und Montage. Zu Alexander Kluge
D.McNally: Von der Finanzkrise zur Weltwirtschaftskrise (2. Teil)

Debatte: Bestrafte Armut (1)

L.Wacquant: Die neoliberale Staatskunst. »Workfare«, »Prisonfare« und soziale Unsicherheit
M.Mayer: Schwierigkeiten einer Theorisierung des neoliberalen Staates

Einzelheft 12 €; Jahresabo (6 Hefte) 59 €, ermäßigt 45 € (jew. zzgl. Versand)

Argument-Versand
Reichenberger Str. 150 · 10999 Berlin
Tel: +49-(0)30-611-3983
Fax: +49-(0)30-611-4270
E-Mail: versand-argument@t-online.de

Redaktion Das Argument
c/o Elske Bechthold
Kanalweg 60 · 76149 Karlsruhe
Tel: +49-(0)721- 7501-438, Fax: -439
E-Mail: argument@inkrit.org

Gender Studies bei transcript

September 2009, 448 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 35,80 €,
ISBN 978-3-8376-1145-8

Christina von Braun, Dorothea Dornhof, Eva Johach (Hg.)

Das Unbewusste. Krisis und Kapital der Wissenschaften

Studien zum Verhältnis von Wissen und Geschlecht

Wissen hat ein verborgenes Geschlecht – so dieser Band zu den Wahlverwandtschaften und Wechselwirkungen von Wissens- und Geschlechtergeschichte.

September 2009, 318 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN 978-3-8376-1124-3

Gabriele Dietze, Claudia Brunner, Edith Wenzel (Hg.)

Kritik des Okzidentalismus

Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht

Eine fundamentale Kritik an den Ideologien, die die Hegemonie und Überlegenheit des Westens erklären.

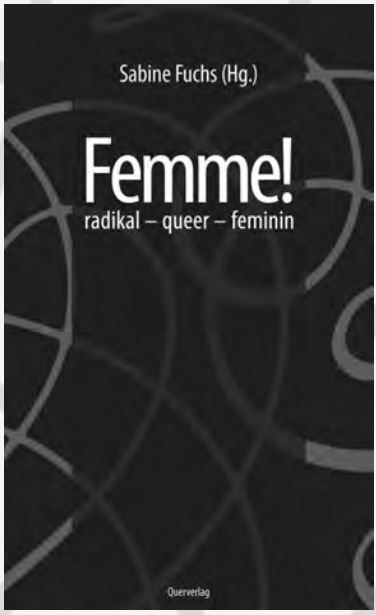
www.transcript-verlag.de

Die Entdeckung der neuen Weiblichkeit!

Lesbisch und Lippenstift? Homosexuell und hautenger Rock? Das sind nicht gerade die gängigen Vorstellungen, die über Lesben existieren. Doch auch in lesbischen Kreisen galt Weiblichkeit lange als nicht politisch korrekt und als Anpassung an die heterosexuelle Lebenswelt.

Nun widmet sich das erste deutschsprachige Buch dem Thema Femme und zeichnet ein selbstbewusstes, radikales und politisches Bild einer femininen Lesbe, fern von den Klischees um Lederjacken, Motorräder, lila Latzhosen und kurze Haare.

In zahlreichen Aufsätzen, Essays und Interviews widmet sich dieser Sammelband einem Thema, das viel zu lange verpönt war. Kritisch-analytisch, selbstironisch, provokant und feministisch – die Autorinnen entdecken die neue Weiblichkeit!



Sabine Fuchs (Hg.)
Femme!
radikal – queer – feminin

broschiert, 232 Seiten, 16,90 €
ISBN 978-3-89656-170-1

WWW.QUERVERLAG.DE

böhlau

KATHRIN KOMPISCH
TÄTERINNEN
FRAUEN IM NATIONALSOZIALISMUS

Bis auf wenige besonders grausame Beispiele ist die Beteiligung von Frauen an den verbrecherischen Taten der Nationalsozialisten lange aus dem kollektiven Gedächtnis der Deutschen ausgeblendet worden. Erstmals zeigt nun das Buch von Kathrin Kompisch die Bandbreite weiblicher Täterschaft während des »Dritten Reiches«. Eindringlich schildert die Autorin die sozialen und persönlichen Voraussetzungen und Motive der Frauen und stellt die Frage nach ihrer Verantwortung.

2008. 277 S. MIT 20 S/W-ABB. GB. MIT SU. 155 X 230 MM.
ISBN 978-3-412-20188-3

Kompisch beschreibt die Täterinnen wie sie tatsächlich waren – Frauen, die aus Überzeugung am Mordprozess teilhatten, aber keineswegs »von Natur aus« böse Psychopathinnen und damit entschuldbar waren. […] Und das waren neben den prügelnden und mordenden KZ-Aufseherinnen in letzter Konsequenz auch die Fürsorgerinnen oder (braunen) Rot-Kreuz-Schwestern. Und all die bislang wenig beachteten Sekretärinnen und Nachrichtenhelferinnen, kurz: die »vergessenen« Täterinnen – sie waren allesamt Rädchen im großen Getriebe des NS-Staates.

Süddeutsche Zeitung

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0
INFO@BOEHLAU.DE, WWW.BOEHLAU.DE | KÖLN WEIMAR WIEN

Frauen- und Geschlechterforschung
Unsere Zeitschriften

Die „Politikerin“

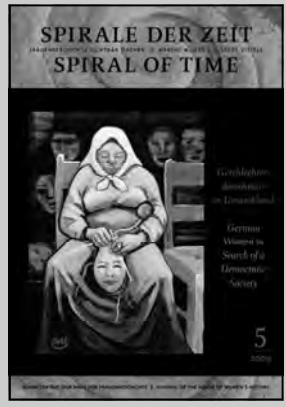
femina politica
Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft
18. Jahrgang 2009
ISSN 1433-6359
femina politica ist eine innovative Fachzeitschrift, die sich an politisch und politikwissenschaftlich Arbeitende wendet, die den Gender-Aspekt bei der Arbeit berücksichtigen.

Die „Neue“

GENDER
Zeitschrift fur Geschlecht, Kultur und Gesellschaft
1. Jahrgang 2009
ISSN 1868-7245
Jedes Heft hat einen eigenen thematischen Schwerpunkt, der aus den unterschiedlichen Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften hervorgeht.

Die „Historikerin“

Spirale der Zeit
Frauengeschichte sichtbar machen
Spiral of Time
Making Women's History Visible
3. Jahrgang 2009
ISSN 1864-5275
Die Zeitschrift erzählt auf anschauliche Weise unsere Geschichte von ihren Anfängen bis zu unserer Gegenwart neu.



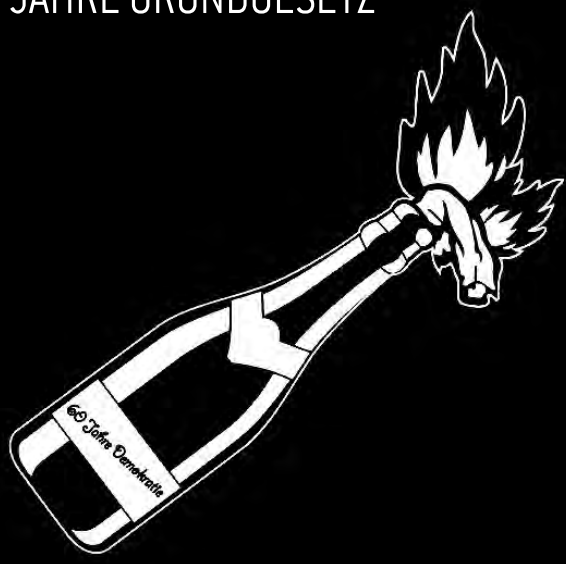
Abo-Bestellungen und Informationen

Verlag Barbara Budrich • Barbara Budrich Publishers & Budrich UniPress
Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de
US-office: Uschi Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •
ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net

Weitere Bücher und Zeitschriften unter www.budrich-verlag.de

FORUMRECHT

SEKT UND SCHNITTCHEN
60 JAHRE GRUNDGESETZ



Heft 02/2009 jetzt erhältlich.
www.forum-recht-online.de

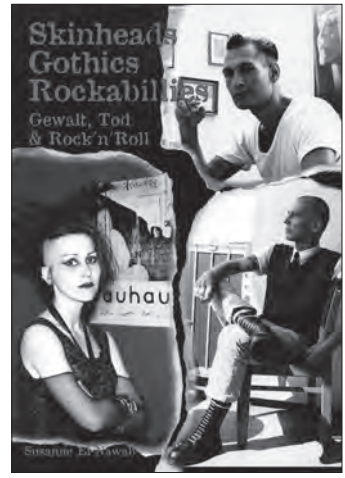
Das rechtspolitische Magazin
für Uni und soziale Bewegung.

Gabriele Rohmann (Hrsg.):

KRASSE TÖCHTER

Mädchen in Jugendkulturen
2007, 312 Seiten, zahlreiche Abbildungen, durchgängig in Farbe, 25 Euro,
ISBN 978-3-940213-37-2

Jugendkulturen sind fast immer Jungenkulturen. Ob HipHop oder Metal, Skins oder Punks, Skater oder Techno – Jungen und junge Männer dominieren. Dennoch gibt es zahlreiche Mädchen und junge Frauen in diesen und allen anderen Szenen. Wie erleben sie ihre Szene? Werden sie genauso akzeptiert wie die Jungs? Müssen sie anderen Rollenerwartungen genügen? Auf welche Weise finden sie ihren Weg in die Szenen? Was schreckt sie von einer aktiven Teilnahme ab? Haben Mädchen und junge Frauen andere Einstellungen zu Drogen, Gewalt, Sex und Beziehungen als die jungen Männer? Der Sammelband enthält u. a. Texte zu Mädchen und jungen Frauen in Hardcore, HipHop, Graffiti, Metal, Gothic, Visual kei und im Fußball, zu Riot Grrrls und Ladyfesten, rechtsextremen Mädchen, Mädchen in der Skinhead- und Rockabilly-Szene, Mädchen und Medien sowie Möglichkeiten der jugendkulturellen und interkulturellen Mädchenarbeit.



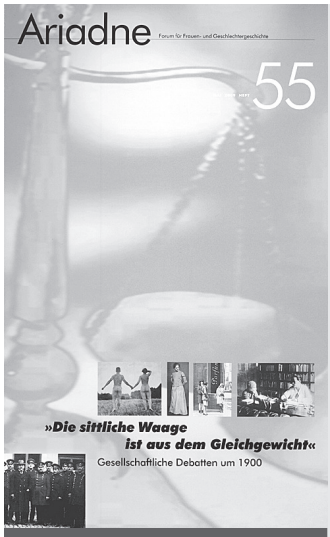
Susanne El-Nawab:

SKINHEADS, GOTHICS, ROCKABILLIES

Gewalt, Tod und Rock'n'Roll
2007, 375 Seiten, 98 Abbildungen, Hardcover, 28 Euro,
ISBN 978-3-940213-39-6

Gewalt und (Selbst-)Destruktivität wird in vielen jugendlichen Subkulturen zu einem Stilelement der Selbstinszenierung. Die Autorin untersucht den Stil und Habitus von jungen Menschen in Subkulturen und holt diese aus dem Schatten der medialen Klischee-Bilder heraus. In ausführlichen Portraits sprechen die befragten Szeneangehörigen über ihr Leben, ihre politischen Einstellungen, Geschlechterrollen, den Tod und Gewalt. El-Nawab dämonisiert oder verharmlost nicht, sondern sie sieht genau hin. In diesem Buch wird verdichtet beschrieben, photographisch dokumentiert und analysiert.

In jeder guten Buchhandlung oder unter www.jugendkulturen.de



Die sittliche Waage ist aus dem Gleichgewicht

Gesellschaftliche Debatten um 1900

Bettina Kretzschmar: »Bahn frei für den aufwühlenden Pflug der Kritik«. Der Beginn der abolitionistischen Bewegung in Deutschland

Anette Dietrich: Sittlichkeit zwischen weiblicher Emanzipation und ›Hebung der Rasse‹

Dirk Götting: Die öffentliche Kritik an der ›Sittenschnüffelei‹ der Polizeiassistentin. Ein Kapitel aus den Anfängen der weiblichen Polizei

Kerstin Wolff: Der siebzigste Geburtstag. Die Abolitionistin Anna Pappritz und der Kreis ihrer GratulantInnen

Sabine Jenzer: »... in Begleitung von weissbeschuhten und stark parfümierten Mädchen« . Die Deutschschweizer Vereine zur Hebung der Sittlichkeit und ihr bürgerlicher Blick auf die (potenzielle) Prostituierte im fin de siècle

Hiram Kümper: »... and so she practically begins to think that marriage is a failure«. AnarchistInnen und die ›Sex Question‹ vor und nach 1900 in Frankreich, den USA und Deutschland – ein Problemaufriss

Susanne Michl: »Der Kampf gegen die inneren Feinde«. Sexualhygiene im Krieg 1914-1918 – ein deutsch-französischer Vergleich

Cornelia Klose-Lewerentz: Befreite Körper? Die Lebensreformbewegung und ihre Bedeutung für die Vorstellungen vom Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Astrid Ackermann: Einschnürungen. Kleiderreform und Emanzipation: Das lange Band vom 18. ins 20. Jahrhundert

Eva-Maria Silies: Empfängnisverhütung und ›bewusste Elternschaft‹. Sexualmoral und Geburtenkontrolle im Leben der Ärztin Anne-Marie Durand-Wever

sowie Rezensionen

Das Heft 55 / Mai 2009 der Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte kostet 9,50 Euro zzgl. Versandkosten. Das Abonnement mit 2 Heften jährlich kostet 15,00 Euro zzgl. Versandkosten.

Bezug über den Buchhandel oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

Olympe

Feministische Arbeitshefte zur Politik

Von der Frauenfrage zur Staatsaufgabe

Wie intervenieren bei Gewalt gegen Frauen?

Heft 29

In den letzten Jahren sind wesentliche Gesetzesänderungen im Bereich der «häuslichen Gewalt» in Kraft getreten. Heft 29 publiziert Beiträge einer Fachtagung, die den Fragen nachging, wie die neuen Gesetze angewendet werden, ob sie die gewünschten positiven oder allenfalls negative Auswirkungen haben. Weitere Texte greifen die Rolle der Medien oder die Verwendung des Begriffs «Opfer» im Zusammenhang mit Gewalt gegen Frauen auf.

Mit der veränderten Gesetzeslage hat ein bedeutender Wandel in der Öffentlichkeit, beim Staat und bei der Polizei stattgefunden. In der Folge hat sich auch der Diskurs verändert. Radikale politische Forderungen nach einem Ende der Gewalt und die damit verbundene gesamtgesellschaftliche Analyse der Ursachen sind in den Hintergrund getreten. Gewalt wird zunehmend verwaltet. Beinahe anachronistisch aber äusserst erfrischend ist daher der Appell der Marche mondiale des femmes, der uns auffordert, kontinuierlich und kühn eine gewaltfreie Welt zu imaginieren und darauf hinzuarbeiten.

Olympe, Administration, Untermättli 4, CH-8913 Ottenbach
Bestellungen@olympeheft.ch; www.olympeheft.ch
Doppelnummer Fr. 40.– (zzgl. Versand);
Abonnement Fr. 40.– (pro 2 Hefte inkl. Versand)

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

56

Krankheit / Gesundheit

Krise und Reform des Gesundheitssystems;
Invalidenversicherung, Kranksein in der Illegalität;
Zweiklassen-Medizin; Genetifizierung der Medizin;
Depression, Arbeitssuizid und Widerstand;
Care-Arbeit und Geschlechterregime;
Arbeitsmarktintegration; Leistung, Markt, Moral

C. Goll, P.-Y. Maillard, T. Gerlinger, A. Schwank,
D. Winizki, T. Lemke, A. Rau, K. Becker, T. Engel,
U. Brinkmann, S. Schilliger, K. Wyss, I. Sedlak,
H. Lindenmeyer, H. Schatz

Arbeitspolitik und Krise

M. Massarrat: Vollbeschäftigungskapitalismus
F. Segbers: Weniger Erwerbsarbeit ist mehr
K. Pickshaus / H.-J. Urban: Gute Arbeit
A. Rieger / H. Baumann: Gesamtarbeitsverträge
A. Frick: Sichert Kurzarbeit Arbeitsplätze?

240 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich
Tel./Fax 0041 44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

**2/99 Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €**

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

**11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik
(312 Seiten), 10,– €**

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €

13 Dimensionen von *Gender Studies,* Band II (391 Seiten), 10,– €

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €

**15 Entfesselung des Imaginären? –
Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €**

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €

17 *Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten), 12,50 €

18 Elternschaft (375 Seiten), 12,50 €

Fortsetzung
Übersicht über die bisher erschienenen Titel

19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten), 12,50 €

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten), 12,50 €

21 Männer und Geschlecht (501 Seiten), 15,00 €

22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten), 15,00 €

23 Geschlechter – Bewegungen – Sport (418 Seiten), 29,90 €

Jeweils zzgl. Versandkostenanteil (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).
Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis ab Band 21 beträgt im Abonnement 12,50 € zzgl. Versandkostenanteil.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format als Attachment. Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 40 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20,
79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, http://www.zag.uni-freiburg.de